

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Johannes R. Becher: Nicht einen Klang geb ich euch ab
Christian Geissler: Wer das aus dir gemacht hat, Max, der zahlt!
Günther Rücker: „Bericht Nr. 3“
W. Weck, R. Thenior, A. Troppmann, G. Hinz, R. Haufs,
H.-G. Rübenstrunk, H. See, B. Holt, U. Mieke: Gedichte
George Jackson: Brief aus dem Soledad-Gefängnis

FERNSEHEN

H. Holzer/C. Schuhler: Presse, Funk, Fernsehen in der BRD
Gespräch mit Fernsehdirektor Dr. Oeller
Zensurfibel des Bayrischen Rundfunks
C. Münster, E. Baur, W. Drescher, G. Guben, L. Nono,
E. Runge: Erfahrungen im Fernsehen
Jürgen Harder: Zu Enzensbergers Medien-Theorie
Götz Dahlmüller: 6 Thesen zum Fernsehen
Günther Rager: Politische Information im Fernsehen
M. Buselmeier/G. Schehl: Bedürfnis-Anstalt
Oskar Neumann: Am Beispiel Dürer-Jahr 1971
Kaspar Maase: Menschenbild und antiimperialistischer Kampf
Dietrich Kittner: Wir packens an
Peter Schütt: Literarische Parteiarbeit
Hans Werner Henze-Gespräch mit der Münchner Songgruppe

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

INHALT

FERNSEHEN

<i>Johannes R. Becher: Nicht einen Klang geb ich euch ab</i>	355
<i>Christian Geissler: Wer das aus dir gemacht hat, Max, der zahlt!</i>	356
<i>Günther Rücker: „Bericht Nr. 3“</i>	376
<i>Wolfgang Weck, Ralf Thenior, Arthur Troppmann, Günter Hinz, Rolf Hauß, Hans-Gerd Rübenstrunk, Hans See, Bert Holt, Ulf Miehe: Gedichte</i>	389
<i>George Jackson: Brief aus dem Soledad-Gefängnis</i>	394

KRITIK

<i>Horst Holzer / Conrad Schubler: Presse, Funk, Fernsehen in der BRD</i>	402
<i>Gespräch mit Fernsehdirektor Dr. Oeller</i>	421
<i>Zensurfibel des Bayrischen Rundfunks</i>	427
<i>Clemens Münster, Elke Baur, Wolfgang Drescher, Günter Guben, Luigi Nono, Erika Runge: Erfahrungen im Fernsehen</i>	430
<i>Jürgen Harder: Zu Enzensbergers Medien-Theorie</i>	449
<i>Götz Dahlmüller: 6 Thesen zum Fernsehen</i>	457
<i>Günther Rager: Politische Information im Fernsehen</i>	461
<i>Michael Buselmeier / Günter Schehl: Bedürfnis-Anstalt</i>	473

KLASSENKAMPF

<i>Oskar Neumann: Am Beispiel Dürer-Jahr 1971</i>	491
<i>Kaspar Maase: Menschenbild und antiimperialistischer Kampf</i>	498
<i>Dietrich Kittner: Wir packens an</i>	508
<i>Peter Schütt: Literarische Parteiarbeit</i>	509
<i>Hans Werner Henze — Gespräch mit der Münchner Songgruppe</i>	519

DOKUMENTATION

<i>Verlagskonzentration in der BRD</i>	530
--	-----

ANMERKUNGEN

Johannes R. Becher
Nicht einen Klang geb ich euch ab

Nicht einen Klang geb ich euch ab, nicht eine
Der Farben wird freiwillig überlassen,
Das Sensendengeln nicht und nicht das Läuten
Der Kühe von den Almen, nichts dergleichen
Gehört euch. Auch die Abendröte nicht,
Kein Stern, kein Sturm, kein Stillesein. Das Zirpen
Der Grillen nicht, nicht eines bunten Falters
Anblick, wenn er an Blüten saugt, den Feldweg
Muß man euch streitig machen, jeden Halm
Und jedes Käferchen, selbst den Geschmack
Der Speisen. *Unser* Wein ist's, den ihr trinkt,
Und *unser* Brot ist's, das euch labt. Noch vorerst.
Das alles fordern wir zurück und noch
Viel mehr: die Luft, die euch beglückt beim Atmen.

Christian Geissler
Wer das aus dir gemacht hat, Max, der zahlt!

Szenen fürs Theater

Die Geschichte, die hier vorgeführt wird, ist denkbar einfach und gemein: Ein Prolet, Max, einer von uns, kommt aus dem Knast (Faschismus, 45). Der alte Herr fängt ihn am Gefängnistor ab und überredet ihn (mithilfe von Lockspeisen, Beschämungen und Terror), sich einen neuen Anzug (— sein Glück —) nicht zu holen, sondern verpassen zu lassen. Der Anzug wird gemacht, scheinbar; tatsächlich wird Max gemacht, für den Anzug; bis er am Ende ein krummer, trauriger Typ ist, der seinem Herrn aus der Hand frisst wie ein Hund und seinesgleichen verrät wie ein Verrückter.

Das klingt resignativ, war es wohl auch, sollte aber den, der das liest oder sieht oder mitmacht so wütend machen, daß er zuschlägt, und zwar mit der richtigen Hand in die richtige Richtung: den Herrschenden zwischen die Augen; volles Pfund.

Der letzte Satz im Stück: Wer das mit dir gemacht hat, Max, der zahlt! — dieser Schlußsatz als Auftaktsatz für die Tage nach dem Theater — ist hier die Überschrift für die vom KK getroffene Szenenauswahl.

Die 1. Szene ist im Stück die 4.; die Sache mit dem Anzug fängt an.

Die hier 2. Szene, Mutterküche, bringt den Abschied von zuhaus; Max, schon schief und krumm, also fit für das Vaterhaus, zieht ab als der Adoptivsohn des Herrn; man weiß noch nicht, ob das ein Trick von ihm ist, oder kaputt.

Die hier letzte Szene: Max hat vom Herrn den Auftrag, einen alten Genossen ans Messer zu liefern.

Das Stück im Ganzen hat 66 dem Rowohlt-Verlag vorgelegen: 'Für die Bühne ungeeignet; eher ein Lesestück'. Zur gleichen Zeit einem Fernsehspielhauptabteilungsleiter: 'Mit einer Parabel, Herr Geissler, ist sowas heute nicht mehr zu machen'. Danach hatte ich was anderes zu tun. (CG)

SALON DER BESTEN SCHNEIDER

(Etliche Schneiderpuppen, elegant behängt. Auch ein General, ein Bischof und ein herrschaftlicher Chauffeur sind dabei. / Eine Puppe im eleganten Anzug sieht Max ähnlich. Die Puppen sind überlebensgroß. Man kann sie auf ihrem Sockel drehen. / Ein paar üppige Sessel. Ein paar Flaschen. / Max, mit Flasche. / Herr, mit Jagdstock. Die beiden Schneider wie in der Bar-Szene. / Herr kommt mit den Schneidern. Max wandelt von Puppe zu Puppe.)

Herr: Dies also ist, wie unlängst beschlossen und Ihnen bekanntgemacht, mein lieber Sohn. Nicht dem Fleisch nach, das ist wahr. Doch was gilt uns im Letzten das Fleisch.

Christian Geissler: Wer das aus dir gemacht hat, Max, der zahlt!

(Gibt den Schneidern einen Wink. Sie ziehen sich zurück.)

Nun, Max, was ist?

Max: Schön, Herr, sehr schön. Alles sauber und blank und bunt. Zauberland, Giftküche, Kneipe und Schweinestall. Aber um ehrlich zu reden —

(Max nimmt dem Bischof das Käppchen ab, setzt es sich auf.)

— so hoch hinaus muß ja nicht sein. Oder doch?

(Der Herr setzt das Käppchen zurück auf die Puppe.)

Herr: Ganz oben sind Schwärze und Peitschenrot. Vorsicht!

(Max kommt zur Generalspuppe.)

Max: Und das? Reicht so ein dummer Trick noch immer zum Aufwärtskommen?

Wer hat schon mal einen General ohne Hosen gesehen? Ich. Ganz unten. Der Krieg damals lag am Boden. Und der da auch. Und wollte von meiner Suppe haben.

Ich mußte lachen und gab ihm.

(Max spielt mit dem Orden des Generals.)

Schwer und kalt hat der's an der Brust

Mich würd sowas krank machen.

Herr: Und auch im Gegenteil, Max.

Von fern her, unter Befehl und Aufsicht, macht uns das deutlich gesund.

So ein Mensch boxt offenen Platz in die verdrängelte Welt, schießt uns unsere Freiheiten her. — Dennoch, das Grauen, es bleibt, das ist wahr. Zu mir hat mal einer von denen gesagt: Vom vielen Fleisch, mein Herr, wird eine Suppe nicht schlechter. Mag sein, sag ich drauf, aber ins Gras beißen, General, macht selbst Vegetariern kein Vergnügen.

Ich dachte damals: Ob er wohl lachen kann. Aber nicht einmal das. Pfui Teufel. Geh weiter. Besser, man sieht nicht hin. Der Metzger verbindet dem Vieh die Augen, bevor er es unter den Hammer treibt. Er wird wissen, warum.

(Sie kommen zur Chauffeur-Puppe.)

Herr: Und der?

Max: Ist ein Chauffeur von reichen Leuten. Nicht schlecht. Die schöne, faule Tour tät mir schon passen. Nur frag ich mich: Was trägt so einer Uniform und nicht das Zeug von Menschen?

Herr: Wie wolltest du ihn denn dann absondern von dem, der den teuren Wagen gekauft hat, bezahlt? Ihn unterscheiden vom Eigner, Max? Wer einen schönen Wagen antreibt, schmiert, abwäscht, glänzen läßt, dem gehören Antreiben, Schmieren, Abwaschen und Glänzenlassen,

aber noch nicht der Wagen!

Vorwärts, mein Junge!

Max: Vorwärts wohin? Ich geh schon im Kreis.

Und am liebsten von allen Anzügen ist mir, das sagt ich dir gleich, noch jedesmal der.

(Max steht vor der Zivil-Puppe, die ihm ähnlich sieht.)

Herr: Und sieht auch aus wie ein Mensch.

Max: Und auch wie ein Freund. Das ist schon was her. Der war klug, hatte studiert, ist schon tot jetzt. In der Nacht, als sie ihn weggeschleppt haben, ließ er mir einen Zettel zukommen. Sieh zu, daß du lernst, stand auf dem Zettel.

Herr: Ja, Zettelwirtschaft! Die Toten wollen wir ruhen lassen. Ich wußte, du hast Geschmack. Deine Puppe da trägt das Kleid eines Direktions-Assistenten. Sagt dir das was? Das Kleid eines Menschen, immerhin, mit hervorragenden Auspizien: Sicherheit und Gewalt und Geheimnis. Komm her, setz dich hin. Sehn wir uns das mal an.

(Ruft singend mit schnalzendem Finger.)

Vorführung D, Ziffer Zwo, bitte kommen!

(Es wird dunkel. Ein 90-Sekunden-Werbestreifen läuft ab. Tageslauf eines Direktions-Assistenten.)

Typ des D.-A.: Elegant, geheimnisvoll, hart.

Bildfolge: D.-A. auf der Gangway eines Flugzeuges, hinter seinem Herrn; D.-A. im Konferenzsaal, hinter seinem Herr; der Herr leistet Unterschrift, der D.-A. hält den Löscher; D.-A. am Sommerabend im Freizeithemd auf Bungalow-Rasen mit hübscher Frau und hübschen Gästen und Flaschen, vom Herrn bewundert und begönntert im eignen kleinen Eigentum. / Die hübsche Frau ist das Mädchen aus der Bar. / Der Herr ist der Herr. / Der D.-A. ist Max.)

Max: (im Dunkel hinter der Leinwand)

Wo habt ihr denn den her?

(Die Szene auf der Leinwand bricht ab. Fahndungsfoto von Max erscheint.)

Herr: Und den?

Max: Mach vorwärts, ich hab nichts gesagt.

(Der Werbefilm läuft weiter.)

Herr: Und ein schöner Beruf: Assistent.

Hast du dies Wort je gehört? Mag sein, es klingt dir noch fremd, sagt aber viel von den beinah obersten Wünschen des Menschen. Vom Dienen, sagt es was, vom Miteinander und Füreinander.

Ist das nicht gut?

(Die Rasenbilder kommen.)

Max: Und hat auch ein eigenes Haus, und Flaschen über den Rasen hin, und eine schöne Frau!

Eh, halt mal einer das Bild an!

(Das Bild bleibt stehen, Max geht hin.)

Hallo, Täubchen!

Mann, ist die gut!

Und lacht. Und ist schon fast bei mir in der Jacke!

Herr: Und wie hat unser Max das geschafft?

Max: Max schafft!

(Max trinkt. Auf der Leinwand noch einmal der Häftling.)

Herr: Und hat auch schon mal!

Max: (wütend) Und hat schon was?!

Ach, Gott, den kenn ich nicht, verdammt!

(schlägt in die Leinwand)

Weg mit der Fratze! Den piß ich an!

(Licht an. Leinwand weg.)

Herr: Recht so, mein Max. Leben heißt Träumen.

(schnalzt mit den Fingern, die Schneider kommen.)

Es war die Rede von einem Lieblingsanzug.

Bleibt es bei deiner Wahl?

Max: Du schießt mir vor?

Wenns dabei bleibt, dann ja.

Herr: (zu den Schneidern)

An die Arbeit, ihr beiden!

(zu Max)

Und du stell dich frei, damit sie erkennen und prüfen können und überdenken, was für dich gut ist.

(nach hinten rufend)

Und ein bißchen Musik bitte, wo einer lernen soll!

(der Herr entfaltet seinen Jagdstock und setzt sich)

Ich will inzwischen niedersitzen und anschauen und mein altes Auge weiden lassen auf den fetten Wiesen meines Wohlgefallens an dir, meinem Sohn.

Ein schöner Kerl, alles in allem. Es wird Schmerzen geben. Ich bin stolz auf dich, Max.

(Die Schneider haben die D.-A.-Puppe in helles Licht gerückt und beginnen nun mit der Vermessung. Die Vermessung hat magisch-tänzerischen Charakter. Wie das im einzelnen vor sich geht, muß auf der Bühne geklärt werden. Jedenfalls messen die Schneider Max deutlich der Puppe an. Dabei wird Max' Körperhaltung nachundnach unnatürlich entstellt: Kopf zurück, rechte Schulter hoch, linke Hand kommt in die Tasche, die rechte Ferse muß er anheben. Zuletzt schieben sie ihm auch noch einen Plastikbuckel ein. — Zu gleicher Zeit geht der Herr nachdenklich um Max herum, redet, erklärt, korrigiert bzw. fixiert hier und da die Haltung seines Sohnes.)

Max: Sie messen die Puppe aus, sieh dir das an!

- Sie messen im Nacken, am Arsch, ums Knie einer Puppe!
Bin ich verrückt?
Hier sollt ihr messen, ihr Affen!
- Herr: Stell dich locker, schweig still, sieh auf alles genau und hör zu ohne besondere Regung.
Denn das ist Freiheit:
Einen Menschen einmessen in das reine Maß seiner Wünsche, seines Traums.
Es gibt da nur zweierlei: Entweder Anzüge abwärtsbiedern bis platt an den dummen Mann, oder aber den träumenden Menschen aufreißen, ihn hinmessen bis hinauf in das beste, teuerste Kleid. Alles Denken und Reden darüberhinaus ist Humbug und Firlefanz!
Ja, komm! Laß sie dir Schulter und Kopf und Bein hinrenken, wie das Gesetz es will.
Die Frucht daraus kosten wir später.
- Max: Gib mir zu trinken.
(Der Herr gibt ihm die Flasche.)
So stehen bleiben, braucht einen Sockel.
Und Fühllosigkeit.
- Herr: Das kommt! Und sieh zu, daß du lernst, sagt dein Freund. Denk einmal nach: Die besten, die höchsten Anzüge sind nur im Anfang ein Traum! Später, sobald du hingreifen kannst und schmecken und haben, sind sie Gesetz. Und jedes Gesetz, denn es soll Lohn abwerfen, verlangt von uns Aufmerksamkeit und Gehorsam und feine Formierung ohne Ermüden und ohne Widerspruch.
Freilich, was die einen unter Biegen und Brechen, Kopfab und Schau-felschlagen, Gliederreißen und Liedersingen und Sprüchebeten erst mühselig lernen müssen, das kommt anderen, denk dir, schon aus der Wiege in Fleisch und Blut.
Nicht daß die faul sein dürften, wie oft gesagt wird unten bei euch, und hätten alles im Schlaf und im Lachen — nein, nein!
Auch sie müssen allerlei Mühe aufwenden beim Eingründeln, beim Aufwachsen hinein in das oberste Kleid. Aber eben beim Aufwachsen schon. Und da schmiegt und biegt sich dann doch sehr Vieles noch leichter und ohne Riß. Und das ist der Vorteil.
Du hast diesen Vorteil nicht haben dürfen, hast blöde frei vor dich hin leben müssen ohne Aufzucht und Ordnung und Maß, in deiner Freiheit dem Tier weit ähnlicher noch als dem Menschen, der soll und will.
Sei also jetzt verständig, mein Junge, und nimm, was dich anfänglich beißt und bricht, nicht als Schrecken sondern als einen Freudenschmerz auf die Zukunft.

- Max: (sehr zögernd) Kann man mir, Herr, von dem schönen Mädchen, gestern, ein Bild beschaffen?
- Herr: Später. Man kann. Steh aber aufrecht, bitte.
- Max: (abwesend, für sich) Der Anzug dort an der Puppe steht hell im Licht. Aber da ist keine Sonne.
Hier ist kein Fenster.
Später will ich ihn in die Sonne tragen und darin gehn wie ein Vogel. Wir hatten zuhause einen Raben. Dem hatten Hunde die Flügel zer-bissen. Der Vogel lief über Wege, Steine und Stangen komisch geschickt.
Er hatte gelernt, vorwärts zu kommen ohne zu fliegen. War auch klug, blieb in der Nähe von großen Leuten. Ohne Schutz ist so einer tot. Wo Vögel gehn, freuen sich die Katzen.
Wie komm ich auf Vögel?
- Herr: Ich mag, wenn du so redest, von innen her, ganz aus dir selbst, wie im Schlaf.
Auch ist es gut, und ich merk schon, du kommst drauf, daß du an sicheres Fortkommen denkst.
Seid ihr fertig, endlich?!
- (Musik weg. Licht auf dem Anzug weg. Licht auf Max. Max steht starr verzerrt da.)
- Der Herr geht wie ein Erlöser zu ihm hin, so als habe er die Verzerrung bisher nicht bemerkt.)
- Herr: Aber ich bitte euch, um Christi willen, was habt ihr gemacht?
Doch nicht alles auf einmal!
Wo geht denn das hin?
Das muß ihm ja Schmerzen machen!
Max, mein Junge!
(Er zieht den Buckel aus Max' Jacke.)
Komm, weg damit!
Und freilassen, das!
So.
Und locker, das da!
Wir wollen doch Mensch bleiben, beide, im Anfang!
(Max geht unsicher ein paar Schritte und hockt sich dann unter die Puppe [zu den Schneidern].)
Wem man das Lernen aufhängt wie einen Sack, der bleibt leicht ein Esel!
Tragen, als trüge man nicht, das will heiter und sehr behutsam bei-gebracht sein!
(klatscht in die Hände)
Mehr Licht auf D, Ziffer Zwo, bitte!

(Der Anzug steht wieder im Licht.)

(Der Herr hockt sich väterlich neben Max.)

Herr: Müd siehst du aus.

Max: Bins auch. Hab so ein Ziehen im Nacken.

Und rechts hebts mir die Schulter auf und zittert innen, als sei mir frostig.

Herr: Das ist, weil du anfängst zu lernen, von oben her. Bald wirst du singen können wie Spechte singen.

Max: Die singen nicht.

Herr: Die lachen.

Steh auf. Geh ein paar Schritt. Ich will sehen, ob es dich kleidet.

(Max steht auf. Er bewegt sich unsicher. Kopf zurück, rechte Schulter aufwärts. Er tastet mit den Händen den Stoff des Anzugs auf der leuchtenden Puppe ab.)

MUTTERKÜCHE

(Die Mutter bügelt eine schwarze Hose. Später reibt sie Flecken aus einer schwarzen Jacke.)

Max macht sich ein Fußbad zurecht, badet die Füße, schneidet die Fußnägel.

Neue Haltung: Kopf zurück und rechte Schulter aufwärts.

Pfarrer hinter einer spanischen Wand, die aber mit den Formen des Hintergrundes so harmoniert, daß man sie erst erkennt, wenn die Mutter die Hose hinter den Schirm reicht.)

Max: *(Hat einen Lachkrampf, will Wasser in eine Schüssel gießen, muß aber den Topf ein paarmal absetzen.)*

Mutter: Du sollst nicht widerspenstig sein.

Wirst du nicht schlau?

Er hält dir seine Hand hin wie ein Vater, und du?

Fällst noch und noch in schlechte Sachen.

Er liebt dich, Max. Nimm deinen Kopf voran!

Wenn ich so denk, was Menschen zahlen jedes Jahr für Sicherheit und Ordnung, und dann kommt mir der eigne Sohn nach Jahren frech da heraus und schieft!

Max: Das Frechsein siehst du falsch.

Wenn ich dein Kriechen auslach, möchte ich weinen. Und Krummgehn macht die Ordnung.

Mutter: Wenn nur dein Weg jetzt grad geht, Max!

Max: Kann ich für Wege was? Ich lauf.

War Paul mal da?

Mutter: Der Kerl ist tot.

Max: Der ist nie tot. Das sagen sie aus Trick.

Steckst du mit denen unter einer Decke?

Mutter: Du hast ihn, sagst du, selber liegen sehn.

Max: Ist einer, der mal liegt, schon tot?

Mutter: Und unter meiner Deck, steck ich allein.

Max: Allein ist nichts.

Mutter: Sagt dir dein Freund. Ich weiß.

Du wirst ihn aber nicht mehr finden.

Red also nicht, wie Unruhistifer reden.

Führ dir das Ende deines blöden Vaters vor.

Beigott, ich mein den Alten, nicht den Herrn.

Max: Ist das so blöde: Gegen Dummheit schrein?

Mutter: Es war nicht gegen, es war wegen Dummheit.

Was für ein Affentanz!

Statt Essen, Trinken, Wohnung schaffen,

auf Kinder passen,

läßt er dich los, allein, auf deine krumme Tour

und schleicht selbst kellerwärts,

bei Nacht,

zum Zetteldrücken.

Und wird geschnappt.

Was für ein dummes Schwein!

Und mich bringt's um mein bißchen Rente.

Max: Du hast den Alten recht geliebt.

Mutter: Du bist kein Kind.

Zum Lieben braucht es Aufrechtstehen.

Ein Mann macht Ordnung. Und ein Vater schützt.

Max: Da wärn die Bullen für dich richtig.

Beißt keiner an?

Mutter: Ein Vater, wenn er einer ist, ist wie ein Fels.

Das braucht nicht Uniformen, auch nicht Muskeln. Das steht und macht Respekt.

Max: Und kleine Kinder.

Im Knast war einer wegen Vaternord.

Der konnte Lieder singen wie ein Kind.

Jetzt ist er tot.

Ich lach, wenn ich dran denk.

Das macht mir Spaß. Dir nicht?

(Die Mutter reicht die gebügelte Hose hinter den Wandschirm.)

Mutter: Sitz grad. Das mit der Schulter ist Verstellung.

Ich will dich ehrlich haben, Max.

Max: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Bist du schon drin?

Ich war vorhin in meiner alten Kneipe.

Die Jungs sind alle noch am alten Tisch.
Ich red ein bißchen, will sie gierig machen
auf meinen neuen Vater, auf die Chance,
und also, denk ich, auch auf ihre Chance.
Laß du mir unsern Herrn in Ruh, ruft einer,
und dann so fort:

Der gibt uns Arbeit, Essen, Trinken, Wohnung.
Der gibt für jeden einen glatten Anzug her.
Wir wollen Frieden halten, das wirft ab!

Mutter: Wirft ab?

Max: Das ist sonst nur die Sprache oben.
Doch jetzt auch unten hinterm Bier.

Mutter: Wer lernen kann, nach oben hin, der kommt zur Ruh.
Und du?

Max: Ich geh nach Haus
und denk mir meinen Fall mal wieder ganz alleine aus.
Den Alten mach ich satt. So viel steht fest.

Mutter: *(unterbricht ihre Arbeit)*
Jetzt komm mal her, jetzt hör mir zu.
Dir dreht sich alles noch im Kopf.
Das wird dir Schaden machen, komm!
Was alt und reich ist, ist dein Herr und Vater.
Bist du verrückt? Das will dir gut!
Das hast du Schwarz auf Weiß!

Max: Laß deine Finger, wo sie sind.
Du riechst nach Fisch.
Ich mach ihn satt.

Mutter: Bist du komplett verrückt?
Er gibt dir endlich deine große Chance,
und du gehst hin und wiegelst auf!

Max: Paßt dir was nicht?
Dann rede mal.

(Max legt die Füße auf den Tisch und fängt an, sich die Nägel zu schneiden mit einem Taschenmesser.)

An meinen Füßen sitzen lange Zacken,
muß wieder laufen lernen,
hab zu tun.

(Max versucht mit beiden Händen, den verschobenen Kopf nach vorn zu bringen.)

Verdammt, der Hals, — das sitzt schon fest.

Mutter: Sei dankbar, Max, ich bitte dich, für alles das,
was dir von oben kommt. Sei brav.

Mit deinem Vater hast du Pech gehabt.
Er war recht dumm.
Ihm war nichts heilig.
Sein freches Liedersingen, Freiheitrufen
hat er mit seinem Kopf bezahlt.
Wie dein Freund Paul.
Da war die Welt dir lange Zeit
wie viele Kinder ohne Vater,
ganz frei,
wie hin und her ein einziger Schreckensplatz.
Das ist nicht gut.
Die Welt braucht
oben
stille starke Hände.

Max: Erzähl von dir. Ich bin nicht in der Schule.

Mutter: Sag gegen deine Schule nichts.
Das alles kostet Geld.

Was man uns lehrt, von Kindesbeinen an,
das sollen wir nicht abtun ohne Schaden.
Wer in ein Haus will eines Tags —
und wer will nicht,
es könnte Regen kommen,
denk mal nach —
der muß verstehen lernen, was der Hausherr will.
Verstehen, Max, das macht uns still und treu.
Wo man versteht, da ist auch Liebe.
Und Liebe macht den großen, runden Tisch,
und alle essen, beten und sind einig.
Und danken auch.

Max: Das dankt den Herrn!

Denn die sind freundlich, ja!

Mutter: Und ihre Güte währet oft recht lang.

Ich war
vor vielen Jahr'n, noch fast ein Kind,
bei einem Herrn,
der einen lehren konnte, was man soll.
Das Lernen war nicht leicht.
Man denkt auch mal an sich
und fragt: Und ich?
Wo keine Antwort ist, soll man nicht fragen.
Der Hausherr ging mir gerne untern Rock,
nicht nur bei Nacht.

Ich war noch jung,
er war schon alt,
und hatte lange weiße feuchte Finger,
und hatte jedesmal für mich ein gutes Wort,
und hat mir regelmäßig meinen Lohn gezahlt.
Ich mußt ihn melken, gut.
Ich war allein, was noch?
Wo Liebe ist, da muß auch Ordnung sein.
Das lernst du bald.
Was nützt Gewalt,
wo man dich zahlt?
Wo keine Antwort ist, soll man nicht fragen.
Da kam ein Mensch ins Haus,
ein wahrer Hecht,
als Knecht.
Die Arbeit war nicht schlecht.
Mann kann ja mal probieren.
Ich war noch jung,
er nicht so alt,
uns war schon bald nicht mehr sehr kalt.
Man nennt das triolieren,
und tuts verschämt.
Wir trieben es bei offenen Türen.
Das war dem alten Herrn nicht recht.
Die Sache schon, mein Gott, nun ja,
er war kein Spielverderber,
ihm war die Form ein Ärger.
So offentürlich ist nicht fein.
Wo Liebe ist, da will auch Ordnung sein.
Er schlug den Knecht.
Der ging.
Ich blieb.
Was nützt Gewalt?
Mir hat er regelmäßig meinen Lohn gezahlt.
Man muß auch mal entsagen können.
Sonst stirbt das Rennen ab,
und du liegst flach
und hast kein Dach
und mußt im Freien pennen.
Entsagen, meinst du, möchte gehn, bloß wem?
Das lernen, war nicht leicht.

Als dann dein lieber Vater kam
und nahm,
was ich für ihn noch übrig hatte,
und dann kamst du,
da ging es abwärts in die Stadt.
Das Herrenleben hat ich satt.
Man will auch mal ein bißchen
seinesgleichen sehn, denkt man
und geht
und sieht
und möchte sich nach kurzer Zeit
die Augen aus den Höhlen drehn!
Beigott — das hat man gern:
Das hat Hunger und schafft nichts bei.
Das ist frech und hat keinen Witz.
Das lernt Lieder und hat keinen Spaß.
Das macht Pläne und kennt kein Maß!
Und ich sag noch zu ihm: Laß die Finger davon!
Und das sagt auch der Chef und der Pfarrer.
Die schlagen dich tot — sei still und fromm!
Sieh zu, daß du lernst, hat er grinsend gesagt.
Ja, sieh du jetzt zu, schrei ich ihm nach.
Und schleppen ihn weg.
Und hängen ihn hin.

Ich war grad dick.
Gottlob gings ab.
Auch ohne Arzt.

(Plötzlich ohne Pose und Routine)

Ich war bis jetzt noch nicht an seinem Grab. Was soll ich da? Der ist
weg. Kaputt. Und ich versteh ja auch, daß Ordnung sein muß und
Eintracht und Hängen.

(Brüllend) Ich versteh ja!

Max: Red wie ein Mensch. Ich bin nicht taub.

Mutter: *(rückfällig, hastig, nachdem sie die Jacke hinter den Wandschirm
gereicht hat.)*

Versteh doch, Max, ich bitte dich!

Verstehen macht uns still und treu.

Wo man versteht, da ist auch Liebe.

Und Liebe macht den großen runden Tisch.

Und alle beten, essen, und sind einig.

Und danken auch.

Das Danken lernen war nicht leicht.
Man denkt —
und fragt —
Max: Wo keine Antwort ist, soll man nicht fragen.
Ich zieh hier aus.
(Max hat ein Plakat an die Schranktür geheftet. Das Plakat zeigt die Rasen-Freizeit-Szene aus dem Werbefilm.)
Und das da ist, damit du weißt, wohin.
Und wenn ich auf dem Rasen dort
mein Fläschchen hab
und die —
(er zeigt auf das schöne Mädchen)
— wenn das geritzt ist, stoß ich zu.
Pfarrer: Wer weiß.
(Der Pfarrer kommt hinterm Wandschirm vor, ordnet noch dies und das an seiner Kleidung. Max wundert sich nicht.)
Max: Da bleibt, das schwör ich euch, kein Auge trocken.
Pfarrer: Du kennst dein Auge jetzt noch nicht.
Vielleicht ist das dann Dankbarkeit und Glück.
Gelaufen hat noch jedesmal ein anderer den Weg
als der, der ihn erst laufen will
und läuft!
Max: Sie hab ich nicht gefragt.
Pfarrer: Das kann noch kommen.
Mutter: Du willst hier weg?
Max: Dem Herrn ins Haus. Dem lieben Vater!
Mutter: Hat er das gern?
Max: Es ist sein strikter Wunsch.
Mutter: Geht das nicht viel zu schnell?
Du hast noch nicht mal einen Hut!
Pfarrer: Der Herr hat Hüte, viele alte Hüte.
Und sind wie neu!
Mutter: (schon beim Schrank)
Dann nimm auch deine Sonntagskleider mit.
(Die Mutter kommt zurück und zieht Max aus und an.)
So laß ich dich nicht gehn.
Wie sieht das aus. Wo führt das hin.
Max: Ich bin kein Kind.
Mutter: Du bist mein Kind, solange ich kann.
Max: Solang du was kannst?
Mutter: Laufen kann und sehn und schrein.
Pfarrer: Ein Mutterherz ist ewig treu,

gibt keine Ruh,
nur zu, nur zu!
Mutter: Und jetzt den Kopf nach vorn und deine
Schulter abwärts. So wie du dastehst —
Pfarrer: — soll er stehen bleiben!
Ich will Geduld bei euch und Liebe sehn.
Ein bißchen Modetorheit bei den jungen Leuten,
wen ficht die an?
Mutter: Mich ficht die an!
Mein Max war niemals schief!
Max: Red nicht, als seist du blind.
Nicht ich bin schief.
Der Anzug ist verschnitten.
(Der Pfarrer schlägt bestätigend ein Kreuzlein zu Max hin.)
Jetzt laß mich los.
(Max geht. Die Mutter hängt sich ängstlich an ihn.
Der Pfarrer senkt den Kopf ins Brevier.)
Mutter: Und sei auch dankbar, Max, ich bitte dich,
für alles das, was dir von oben kommt.
Sei brav!
Sei wie ein Mensch!

AUF DEM DACHBODEN BEI TAUBENHEINI

(Niedriges, kompliziertes Gebälk, geeignet für Kletterei, aber ähnlich einem Käfiggeflecht. Darin Taubenheini und Max, TH beringt Jungtauben.
Max, sehr verkrüppelt, sehr unruhig und klamm, läuft oft auf und ab, möchte klettern und kann vorläufig nicht.)
TH: Wenn du welche von draußen holst, ja. Die rühren manchmal tage-
lang kein Wasser und kein Futter an. Wenn eine verhungert, Pech.
Aber die meisten bleiben. Wer in Gefangenschaft frißt, wird zahm.
Max: Und schleckert süßen Rahm!
TH: Und reimt und schleimt.
Rede mal ruhig wie früher.
Ich mag dich gern.
Du bist versaut.
Max: Braut Haut beschaut geklaut vertraut ergraut.
TH: Hast du jetzt hinter dir?
Max: Ich fühl mich wohl.
TH: Wer schickt dich also her?
Max: Das Schickenlassen ist ein Trick.
TH: Für wen ein Trick ?
Sieh dich mal an?!

Max: Ich schick mich selbst.
TH: In was?
Max: Ich möchte wissen, was du vorhast.
Ich mach mit.
TH: Mit wem?
Max: Mit euch.
TH: Euch ist vorbei. Das wartet längst, wie du, auf einen festen Platz im Haus des Vaters.
Max: Ich warte nicht. Ich hol ihn mir.
TH: Die Täuschung ist perfekt.
Das dient und meint, es wird bedient.
Das wird geholt und meint es holt.
Max: Mich schafft er nicht.
TH: Dann sieh dich an.
(TH führt Max in einen Winkel, zieht Tücher von einem alten Spiegel. Max erschrickt.)
Max: Ich schwör dir, Mann, ich geb mich lieber selber dran, als daß der Alte oben Recht behält!
TH: Kommt dir das mutig vor? Die dumme Wut kommt nicht ans Ziel und wütet blindlings rückwärts auf sich selbst. Das wird ein Fest bei denen oben!
(Max hängt den Spiegel wieder zu.)
Max: Dann geh mit mir aufs Fest. Ich lad dich ein. Ich mach sie satt.
TH: So krumm und treu?
Dich wird man demnächst führen müssen.
Max: War das nicht immer schon dein Wunsch?
Ich geh dir nach.
TH: Na, dann mal los!
(TH stößt Max vor sich her, kneift, boxt und zerrt an ihm herum, bis Max alle seine Verrenkungen los ist.)
TH: Es wird dir zwar die Knochen brechen, das Aufrechtgehn, aber besser, du gehst hier unten auf meinem Speicher kaputt, als oben im Keller bei denen.
Wie macht das so ein Herr und Vater?
Für was wirst du so gern ein krummer Hund?
(TH findet das Ledertäschchen, in dem Maxens linke Hand sitzt. Er holt die Hand heraus und sieht sie sich an.)
TH: Feucht, weich und welk.
(TH schlägt Max mit der linken Faust.)
TH: Komm, wehr dich mal!
(TH schlägt ihm die rechte Hand weg.)
TH: Nein, ohne die!

(Max reißt sich den Buckel aus der Jacke, schleudert ihn weit weg, reckt und streckt sich, macht ein paar freie Sprünge und schlägt dann mit der Linken einen kräftigen Schlag. TH fällt um, lacht aber.)
TH: Na wunderbar! Das bißchen Dunkelhaft hat die nicht zahm gemacht.
(TH rappelt sich auf und holt was zu trinken.)
Max: Kommt Paul noch manchmal hier vorbei? (Sie trinken.)
TH: Paul steckt in jedem Plan.
Max: Und welcher Plan ist dran? Jetzt rede mal!
(Max macht einen Handstand, dann ist er mit einem Sprung im Gebälk.)
TH: Du bist verdammt, als sei dir nichts passiert.
Max: (von oben) Komm mit! Halt dich an mich!
(Sie klettern beide aufwärts. Max hat eine von den Jungtauben mitgenommen.)
TH: Laß doch die Taube los. Die kann allein.
(Max läßt die Taube nicht los.)
Max: Hast du die Flasche bei?
TH: Das wird ne Sitzung wie in alten Tagen!
(Sie hocken sich hochoben auf einen Balken.)
Max: Die Beine baumeln in der Luft —
TH: — der Arsch hat sichern Halt!
Komm, trink dich satt. Ich freu mich, daß du lebst
(Man hockt gemütlich beieinander, trinkt, Max hätschelt nebenher das Täubchen.)
Max: Hat jemand gesagt, ich bin tot?
TH: Sie haben jetzt ganz neue Tricks. Lustig, aber paß auf! Den Gestank schnuppern sie weg als den Duft von Kuchen. Die Ratten tragen den Schwanz frisiert und lassen sich taufen. Wo einer um sein Leben rennt, läuten Glocken.
Du kannst noch so schrein — sie werden sagen, du singst.
Max: Du bist allein. Das macht dir Angst.
TH: (verschmitzt) Wieso allein? Also auch keine Angst.
Max: (rasch, leise) Und wann gehts los?
TH: Du machst die Sache plump wie eh und je.
Die ungeschickten Diener stürzen ab,
und niemand schützt, und niemand fängt sie auf.
Du hast nicht mehr viel Zeit bei denen oben.
Max: Bis jede Tür in meinem Kopf ist, jede Hintertür,
und jedes Loch und jedes Schlupfloch auch —
solang beiß ich mich fest. Danach —
TH: — bist du schon selber eine Hintertür
und schreist in deinen Angeln, möchtest fliehn
und sitzt an Ketten fest und brennst dich tot
samt Herr und Haus.

Christian Geissler: Wer das aus dir gemacht hat, Max, der zahlt!

Max: Max hat noch immer Glück gehabt.

TH: Und was damit gemacht?

Dein bißchen Glück allein ist nicht viel wert.

(Max rückt näher, redet pfiffig vertraut)

Max: Wieso allein?

TH: Und wann gehts los?

Max: Gehst du mit mir aufs Fest?

TH: (nach einer Pause) Mach dir nichts vor.

Dein Fest ist dir zum Spott gemacht.

Wir sitzen bis auf Weiters allesamt im Keller,

dumm, matt, verkauft, getäuscht,

den Bauch voll Angst.

Max: Ist das dein Ernst? Seit wann?

—

Wir werden singen, hast du mal gesagt.

Wir werden fliegen, Leute — weißt du noch?

TH: Wir werden auch.

Nur fängt das anders an.

Wer sprechen lernt, der singt noch nicht.

(Max bricht der Taube den Hals.)

TH: Was machst du da?

Max: Wenn ich nicht fliegen soll, dann soll die auch nicht.

(Max läßt die getötete Taube fallen und sieht ihr nach)

Max: Schön sieht das aus.

Spring nach.

TH: Davon gibts mehr als die.

Was bist du für ein Schwein. Bist blöde und das macht dir Angst.

Schlägst Vieh tot und meinst dich selbst. Wirst demnächst Kinder-

totschlagen und fühlst nichts und bist gehorsam.

Kriech weg nach oben abwärts, armes Aas!

Renk dich zurück in deine alten Tricks!

Komm, mach — zieh deine Krüppelsachen wieder an!

(TH will absteigen. Max hält ihn zurück, biegt dem Alten den Arm nach hinten.)

TH: Was du mal warst, das ist beim Teufel ein Stück Feuerchen. Und brennt dich selbst.

Max: Wie war ich denn? Erzähl doch mal!

TH: Du hast mal Lust gehabt.

Wenn du Schmerzen gehabt hast, dann hast du geschrien. Wenn du Glück hattest, hast du gelacht. Wenn dich einer gequält hat, oder ist krumm gelaufen, oder war dumm, dann hast du gefragt: Warum? Und hast gelernt und hast gesagt: Das machen wir weg, das schaffen wir ab.

Christian Geissler: Wer das aus dir gemacht hat, Max, der zahlt!

(TH macht eine Pause. Max gibt ihm zu trinken, hält ihn aber weiter fest.)

TH: Jetzt lachst du nur noch aus Spott.

Leckst die Leine, an der du läufst.

Max: Und warum nicht?

Wen soll ich beißen? Fang mal an!

TH: Stimmt. Nicht mal das. Ein Spürhund, den man gut gezogen hat, der beißt nicht mehr, der bellt nur noch und meldet an.

Max: Und hat sein warmes Haus und gutes Futter!

(TH versucht unter Schmerzen sich loszumachen)

TH: Und krümmt sich krumm!

Wer das aus dir gemacht hat, Max —

ich schwör dir was: Der zahlt!

(Max verschärft seinen Griff)

Max: Zahlt welchen Preis?

TH: Wir schlagen ihn tot und werfen ihn weg.

Max: Wer wir? Wer außer dir? Wer noch?

(TH hat sich losgerissen. Beide geraten gegeneinander ins Kämpfen und Stürzen. Einer hält den anderen, einer stößt den anderen, man weiß es nicht genau.)

TH: Paß auf! Das geht!

Max: Sei kein Idiot!

TH: Halt dich an mich!

Max: An mich!

Verdammt, er fällt!

(Max versucht TH zu halten. TH stürzt ab. Unten fangen ihn Polizisten mit einem Sprungtuch auf.)

Max: (unsicher nachrufend) Hast du gesehen?

Sie fangen auf!

(Unten wird TH lautlos abgeführt. Ein Polizist mit Hund bleibt zurück, geht auf und ab. Max klettert müde abwärts. Er redet dabei vor sich hin.)

Max: Des Menschen Herz erdenkt sich einen Weg, aber die Herren allein geben, daß es fortgeht.

Polizist: (von unten her, im gleichen stillen Gebetston) Sei stille, mein Herz.

Max: Wie tief ich auch falle, ich werde nicht stürzen. Denn bei ihnen ist Heil und Ehre und Fels und Stärke. Hoffet auf sie allezeit.

Polizist: Sei stille, mein Herz.

Max: Was sind die Menschen? Sie wiegen nicht viel.

Kaum mehr als nichts. Sind aber groß an Zahl.

Werden aber geworfen und niedergetreten wie Gras.

Verlasset euch nicht auf das Recht.

Haltet euch nicht zu denen, die klug sind.

Klugheit ist ein Brunnen für den, der sie hat.

Christian Geissler: Wer das aus dir gemacht hat, Max, der zahlt!

Er fällt hinein, schreit hinauf.
Aber die Herren oben feiern ein Fest
und hören ihn nicht.
Polizist: Sei stille, mein Herz.
(Max kommt unten an.)
Max: Guten Tag.
Mir ist schwach.
(Max kniet vor dem Hund, der mit der toten Taube spielt.)
Max: Darf der denn spielen?
(zum Hund) Wie heißt du?
(zum Polizisten) Er kommt mir bekannt vor.
(Max nimmt die Leine des Hundes und läßt sich führen wie ein Blinder)
Max: Hilf mir zurückfinden, Bruder, ins Haus unseres Vaters.
(Der Hund findet das Ledertäschchen, hebt es auf, Max nimmt es ihm ab. Später den Buckel.)
Max: Ja, das
Und das da auch — ja.
(Der Polizist hilft den Buckel einrenken.)
Max: Dein Hund taugt auch für Blinde. Wußtest du das?
Polizist: Er taugt für alles, was man ihm ansagt.
Er ist für Ordnung halten.
Max: (zum Hund) Auwei! Armes Vieh! Komm, trink!
(Max hält dem Hund die Flasche ans Maul. Der Polizist wehrt ab.)
Max: Nein? Soll er nicht?
(Max geht schwach und unbeholfen in den alten Verrenkungen auf und ab, übt sich ein.)
Max: Das arme Tier.
Sei still, mein Herz, am Ende.
Herr: (rasch auftretend, heiter besorgt)
Wie denn ‚sei still‘ und ‚am Ende‘?
Du fängst ja eben erst an!
Und morgen hast du dein neues Kleid
— und unser Fest!
Grüßdichgottchen, mein lieber Sohn!
Max: Wo habt ihr ihn hin?
Herr: Ein andermal versuch es bitte ohne Armausdrehn,
ich mags nicht sehn.
Auch riecht hernach so einer wie das liebe Vieh.
Das macht der Schmerz. Angst treibt ihm
faules Wasser aus der Haut.
Wir wollen sauber bleiben, beide.
Max: Ich wünsch mir was.

Christian Geissler: Wer das aus dir gemacht hat, Max, der zahlt!

Herr: Na, was?
Max: Schenk mir den Hund.
Herr: (zum Polizisten) Gib ihm den Hund.
(Polizist gibt, Max nimmt)
Herr: (zum Polizisten) Und ab!
(Polizist ab)
Herr: (zu Max) Zu was?
(Max spielt mit der toten Taube vor der Schnauze des Hundes.)
Max: Er kommt mir menschlich vor.
Herr: Du kommst mir traurig vor.
Hast du denn heute auch schon gebetet?
Max: Ich möchte Federn haben, Herr.
Herr: Sag mir nicht immer wieder ‚Herr‘.
(Der Herr nimmt Max die Taube weg und schmeißt sie hinter die Bühne.)
Herr: Und tu das weg.
Das arme, weiche, kleine Ding greift dir ans Herz.
Man soll nicht Tiere quälen, merk dir das.
Max: (weiterhin abwesend) Ich dachte mir, ich könnte fliegen.
(Der Herr faßt Max unters Kinn)
Herr: Sieh mich mal an!
Max: (starr) Ohne Kopf
fällt man hin
wie ein Stein
für den Hund.
Herr: Schön siehst du aus: Ein innerlicher Mensch!
Aufrecht und grad heraus und frei und einsam!
Max: (aufwachend, böse gegen den welken, alten dicken Typ) Und du, ver-
dammt, so schlank
und rank und jugendfrisch und klug und redlich — — — ach!
(Max fällt dem Herrn um den Hals. Man weiß nicht recht, ob er ihn umarmt
oder würgt. Dann plötzlich hält er ihn sich am gestreckten Arm vom Leib.)
Max: Hast du noch nie vor mir Angst gehabt?
Das kümmert mich.
Wohin habt ihr den armen Mann gebracht?
(Der Herr schlägt Max die Hände weg. Dann geht er, ihn mild unterstützend
wie einen Kranken, mit ihm auf und ab.)
Herr: Zieh deine kranken, schwarzen Ängste ab
von dem, was war.
Nimm dir dein Herz in deine beiden kleinen Hände
und wirf es vor
und laß es schau
was demnächst seien wird: Dein Fest!

Günther Rücker
»Bericht Nr. 3«

Ein Mann erzählt:

Siebzig. Liebe Freunde! Siebzig Jahre! Ich glaub's nicht. Aber das Herz ist gesund und schlägt. Manchmal spüre ich es. Als ob es stolpert oder ausrutscht. Oder als ob es aussetzt. Von einer bestimmten Zeit an beschäftigt man sich mit solchen Dingen. Wovon etwas abhängt. Was wäre, wenn. In meinem Alter darf man das.

Man hat sich nie die Zeit genommen, die vielen Wenn zu Ende zu denken. Kolotzik hat damals damit angefangen. Kolotzik hatte Phantasie. Am Anfang sahen wir's tragisch. Später haben wir uns beipißt vor lachen.

Ich habe Ursache und Wirkung nie absurd gesehen, obwohl das nicht immer leicht fiel, man schält eine Apfelsine, im Autobus zwischen Neugersdorf und Dresden, der Saft geht auf die linke Brust der Dame nebenan, Chinaseide, weiße Bluse aus Chinaseide oder, wie man dort unten sagt, aus Grebteschien, wer soll da glauben, dein Leben hängt davon ab, ich bin auch sofort mit „gnä' Frau“ angetreten, korrekt, ich wollte die Argumentation eine Zeitlang in Richtung auf Bezahlen der Reinigung offenhalten, aber dort ist alles in der Textilbranche tätig, Apfelsine auf Grebteschien ist hoffnungslos, sagte der Autobus einstimmig, aber als ich die Bluse zum Neuwert ersetzen wollte, hat mir gnä' Frau nicht getraut, und ich konnte es gnä' Frau nachfühlen. Im Wald war ich in einen Platzregen geraten, und weil der Wald der böhmische Grenzwald war, war ich ziemlich zügig gelaufen, und jetzt in Sachsen, wo es gar nicht geregnet hatte, dampfte ich den böhmischen Platzregen aus Hemd und Anzug heraus. Ich sah nicht aus wie einer, der eine Grebteschien-Bluse freiwillig zum Neuwert bezahlt. Und ich hätte auch nicht freiwillig gezahlt, aber da kommt der Frau der Einfall: Polizei holen. Feststellen den Mann, Personalien feststellen!

Was meine Personalien betraf, war das Kennwort „Guten Abend, ich komme die Uhr abholen!“ Berlin, Frankfurter Allee. Ich wußte, in Berlin lag das Beste an Papieren, das sich finden ließ, was auch verdammt wichtig war, denn ich sollte als Verantwortlicher für das Ruhrgebiet, Niederrhein, Südwestdeutschland und die Berliner Gewerkschaft zum Viererkopf der illegalen Parteiführung stoßen und die Verbindung zu Hans Beimler nach Prag halten und zur Zentrale nach Frankreich und alle sechs Monate mündlich in Paris Bericht geben, aber wie soll ich den Nachmittagsschnellzug erreichen und die Papiere pünktlich in Berlin abholen, wenn ich bei Neugersdorf Grebteschienblusen kaufen muß! Wenn ich die Grebteschien-Bluse aber nicht bar bezahle und mir dafür den D-Zugzuschlag kaufe, habe ich die Polizei auf dem Hals und alles ist aus, ehe es anfängt, denn über die Grenze in die Illegalität ging man prinzipiell ohne Papiere.

Günther Rücker: „Bericht Nr. 3“

Hätte ich den Daumen nicht so tief in die Apfelsine gedrückt, hätte ich schärfere Fingernägel gehabt, hätte ich ein Taschenmesser besessen — davon hing jetzt mein Leben ab. Was wäre wenn.

Und wenn ich von meinem Leben absehe, es hingen viele andere Leben dran. Viele Leben vieler Menschen. Eigentlich hing alles daran. Ich hatte viel dafür hergegeben. Die Lenins'-ule in Moskau, mitten im ersten Studienjahr. Wißt ihr, was es für unsereinen damals bedeutete, Schüler der Leninschule zu sein? Drei Jahre richtig studieren können. Es gab keinen Grund, der zureichend wäre, die Leninschule zu verlassen, außer dem einen, daß man in der illegalen Arbeit gebraucht wurde. Man zog den Tod ins Calcül und ging. Das war so. Und dann so etwas in der ersten halben Stunde. Und es war der zweite Fehler innerhalb eines Tages! Zuerst die Sache mit dem Hut. Ich kam, wie gesagt, aus der Sowjetunion, an sich war gegen den Hut nichts einzuwenden. Aber ich hätte wissen müssen, daß in den zentralrussischen Hutfabriken die Hutproduktion damals gerade erst angelaufen war. Es muß ein Hut aus der Nullserie gewesen sein. Vom Platzregen sprachen wir schon. Er ruht unter den Wurzeln einer Buche im böhmischen Grenzwald.

Das erste Mal war ich in der SU im Jahre Einunddreißig. Das war ein hartes Jahr. Ein böses Jahr. Mit Hunger und Elend. Wir wußten nicht, was wir in der SU sehen werden, nur eines wußten wir: der Torbogen an der Grenze wird das erste sein. Proletarier aller Länder vereinigt euch! Ich habe ihn nicht gesehen, denn ich hielt das Gesicht immer zur Wand, ich mußte mich viel schneuzen, und es sollte niemand sehen. Irgendwo spielte Musik. Die war für uns. Wer konnte das ahnen, wir dachten, dort spielt immer Musik. Dann kamen die Dolmetscher, einer rief immer: Deutsche Genossen, zusammenbleiben! Das rief er die ganze Reise über. Dann kamen die Reden. Erst sagte ein Mädchen ein Gedicht auf, ich dachte immer, was für ein Lied singt die? So hell war die Stimme, ich hatte ja noch nie Russisch gehört. Dann ein Eisenbahner mit Vollbart und dann war ich an der Reihe, dazwischen immer wieder Musik. Die Leute hörten gar nicht auf mit Applaudieren. Nur einer drohte uns immer und fluchte, wir sollen aufhören. Ich dachte, es wäre ein Konterrevolutionär, aber es war der Stationsvorsteher.

Am größten war Dnjeprostroj. Nicht die Größe, nicht die Technik, das heißt auch die Größe und auch die Technik, Dnjeprostroj, das war, denkt jetzt was ihr wollt, eine Art Heiligtum. Das erste Erreichte, das Sichtbargewordene, das Mögliche, das bewiesen worden ist, dafür hatten alle gearbeitet. Auch wir.

Als ich im Zuchthaus Münster saß, kamen Tage, die alles noch schwerer machten, als es sowieso schon war. Der Pakt, der Sonntag des Überfalls, aber der schwerste Tag war, als Dnjeprostroj fiel. Am 22. Juni um fünf rollten sie über die Grenze. Um sieben wußte ich es, und als um acht Kolotzik in die Schneiderei kam, um die Nähmaschine zu reparieren, wußte er es auch schon. Es waren mal alte Telefone auseinanderzunehmen. Am Ende hatten wir achtundzwanzig

Detektorempfänger in den Zellen. Ich sagte: Kolotzik, jetzt fällt eine große Entscheidung. Kolotzik klappte die Maschine auf und sagte: die ist längst gefallen. So schwer die ersten Tage im Juli waren, wir diskutierten die Sondermeldungen, sachlich, alles, jeden Stadtnamen, die Verluste, die Lage, alles. Aber Dnjeprostroj, das Wort haben wir nie ausgesprochen. Das hätte man nicht ertragen. Da wußte man erst, was verloren war.

Mag sein, es waren die Zuchthausjahre, die uns das Herz zerschunden haben. Warum sterben die unsern denn alle zehn Jahre zu früh? Aber, und wenn es wie ein Frevel klingt, auch die Freude hat unser Herz kaputtgemacht. Glaubt es mir. Die Freude auch. Als alles vorbei war, kam die Freude anders über die Menschen als heute. Unser Herz war nicht mehr für Freude eingerichtet. Große Freude schlug in den Menschen ein wie Schrecken.

Den Dolmetscher von Einunddreißig habe ich wiedergetroffen in Weimar. Achtundvierzig. Unser Theater war das erste wiederaufgebaute Theater in ganz Europa. Zur Eröffnung Gäste über Gäste. Ich sah ihn schon während der Rede. Fast hätte ich den Faden verloren. Mir fiel sein Name nicht ein, und ich sagte: Deutsche Genossen zusammenbleiben. Erst sah er mich groß an, dann fiel er mir um den Hals: Dnjeprostroj! Das beste war immer noch, man kam in solchen Augenblicken ins Heulen. Das nahm diesem Stoß ins Herz etwas von seiner Gewalt. Man bekam wieder Luft. Mit der Freude war es wie mit Leuten, die am Verhungern sind und auf einmal zu viel zu essen bekamen. Davon starb man auch. Freude und Entsetzen traf die gleiche wehrlose Stelle.

Es war ein schönes Theater geworden. Ich hatte für den Bau abgezeigt, was sich nur abzweigen ließ. Aus alter Anhänglichkeit, noch aus den zwanziger Jahren, da hatte ich zum erstenmal mit Kunst zu tun, bei ‚Nordwestran‘.

Der Hochofen speit rote Flammen.

In Nordwest.

Dort ballen sich Wolken zusammen.

In Nordwest, in Nordwest.

Wo die Städte voller Hunger, voll Elend und Qual,
dort herrschen die Herren von Kohle und Stahl.

Nordwest ran stürmt voran!

Und das im Chor.

Das zog durch bis zum letzten Platz.

Heraus aus Gruben und Schächten

beginnt eure Ketten zu brechen.

Nordwest ran.

Zugegeben, es war nicht Kunst, aber es hatte etwas von ihrer Wirkung. Als Mann vom Literaturvertrieb kann ich das beurteilen. Damals kamen Lenins Werke zum erstenmal in deutscher Sprache heraus, und dazu brauchte der Kumpel Mut. Ohne Anlauf schaffte er schon die allererste Hürde nicht: die Furcht vorm Fremdwort. Und der Schwung mußte auch noch ausreichen, um eine Mark

zwanzig auf den Tisch zu legen für eine Broschüre. Und eine Mark zwanzig war ein Geld! Es war wie ein Vexierbild. Hatte man Arbeit, war man nach der Schicht müde. Hatte man keine Arbeit, aber Zeit zum Lesen, hatte man kein Geld für Literatur. Nach ‚Nordwestran‘ aber investierten Kumpel die Mark zwanzig in eine Leninbroschüre, die vorher den Mut nicht gehabt hätten. Also hat ihnen ‚Nordwestran‘ Mut gemacht, und Mut hängt zusammen mit einem Kräftezuwachs, und eine Wirkung von Kunst ist, daß sie Kräfte bewegt, das steht fest.

An manchen Sonntagen sind wir zwei- und dreimal aufgetreten. Das Benzin für die kürzeren Einsätze fuhr ich mühelos heraus, die Verhältnisse waren günstig, ich fuhr damals Margarine. Bei Margarine-Großhandel Norenz, Düsseldorf. Für größere Nordwestran-Fahrten aber reichte es nicht. Margarine-Fahrer, Ende der zwanziger Jahre, hatten es nicht leicht. Das Soll war an und für sich zu schaffen, aber die Nebenarbeiten! Zur Hauptgeschäftszeit zum Beispiel durfte man nicht anliefern. Vor Bäckereien, die auf ihren Namen hielten, durfte ein Margarine-Auto gar nicht halten. Ich hatte Kundschaft, für die mußte ich die Margarine in Säcke oder in Kisten mit der Aufschrift ‚frische Butter‘ umpacken, manchmal mußte ich durch zwei Hinterhöfe liefern. Das ging alles vom Stundenlohn ab. Hätte Margarine-Norenz nicht ab und zu eine Leiche zu fahren gehabt, wäre ‚Nordwestran‘ transportmäßig ganz schön aufgeschmissen gewesen! Aber damit kam Geld rein. Ich holte die Leichen immer in Himmelsgeist am Rhein, immer aus demselben Gebüsch trat immer derselbe Mann, ich hielt, sie luden mir hinten jemanden ein — vorschriftsmäßig natürlich, und ich lieferte ihn im Schauhaus ab, als verunglückten Paddler oder Ruderer. Als wenn ich zufällig vorbeigekommen wäre. Die Paddler, die ich abholte, hatten aber immer dunkle Anzüge an, einer sogar einen Cut, oder weiße Handschuhe, und alle waren katholisch. Margarine-Norenz war nämlich Vorstand im Kirchengesangverein Meerstern. Nur katholische Kleingewerbetreibende. Es ist ja allgemein bekannt, daß die Kleingewerbetreibenden Anfang der dreißiger Jahre die meisten Selbstmörder stellten. Was im Oberrhein an Selbstmördern anfiel, wurde bei Himmelsgeist aufgetrieben, weil dort sehr viel Strudel waren, und verunglückte Paddler werden in geweihter Erde beigesetzt, Selbstmörder aber hinter der Friedhofsmauer, und in Kleinstädten konnte eine unehrliche Leiche die ganze Firma ruinieren. Norenz tat's für die armen Seelen von Himmelsgeist, ich tats für ‚Nordwestran‘. Für beide hing viel davon ab. Ich respektierte die armen Seelen, er respektierte, daß ich kommunistischer Stadtverordneter war, und eins steht fest: lieber für Norenz eine Leiche fahren als für seinen Schwager Rennpferde. Beschleunigst du in der Kurve zu viel und so ein Warmblut wird an die Wagenwand gedrückt, oder du trittst zu kurz auf die Bremse und es knickt in den Fesseln ein, gleich steigt so ein Hengst hoch, schlägt, ist nicht zu beruhigen, du mußt raus, zureden, ablenken, langsam weiterfahren. Alles überzüchtet, die reinen Psychopathen, diese Gäule. Nein, nein, im Vergleich zu den Fahrten nach

Himmelsgeist waren Rennpferde ein Verlustgeschäft. Von den Trinkgeldern ganz zu schweigen.

So gesehen, brachte ‚Nordwestran‘ eine Menge Arbeit, aber der Literaturvertrieb hatte Nutzen davon. Wenn ich so zurückdenke, muß ich sagen, meistens habe ich die Literatur, die ich verkaufte, vorher auch gelesen. Vom Kapital sehe ich mal ab. Acht achzig, Band Eins. Fast ein Tageslohn im Schacht. Das Kapital kaufte ich mir kurz vor Lenins Tod. Ich war Sympathisierender, aber die Acht achzig waren erstmal für die Katz. Da half auch kein Fremdwortlexikon für Drei zwanzig. Ich bin auf das Kapital verfallen, weil es dick war und in der Internationalen Pressekorrespondenz wurde so viel darüber geschrieben. Auf Inprekorr war ich nämlich abonniert, das waren nur drei fünfzig und monatlich nur einmal. Und ich hatte für mein Geld, was ich suchte. Die Politik, die Welt, ich begriff das Komplizierte, von Monat zu Monat gingen mir mehr Lichter auf. April Vierundzwanzig las ich: Hunderttausend Arbeiter in die Partei, um die Lücke nach Lenins Tod zu schließen. Das war ja nun ein bißchen mehr als ich bisher von mir verlangt hatte. Revolution machen wollte ich seit achtzehn. Aber es kam nie etwas heraus dabei. In der Kaserne in Neuruppin hieß es, in Düsseldorf ist Revolution, und wir fahren nach Düsseldorf. Dort sagte man uns, die Revolution ist jetzt in Wuppertal, aber unterwegs wurde die Revolution in Berlin ausgerufen. Wir fahren der deutschen Revolution immer hinterher. Nun fuhr der Zug auch sehr langsam. Hinter Magdeburg streikten die Heizer. In Berlin fahren wir bis zum Schlesischen Bahnhof durch, dann zur Warschauer Straße, aber am Frankfurter Tor kamen wir nicht weiter vor Menschen. Vom Alexanderplatz kam der Trauerzug mit den Särgen von Liebknecht und Luxemburg. Wir sind dann mit nach Friedrichsfelde gegangen. Karl und Rosa begraben. Heute wohne ich am Frankfurter Tor, und wenn ich im Eckzimmer sitze, kann ich die Stelle sehen, an der ich die Mütze abnahm. Wie macht der Proletarier eine Revolution, die auch gelingt? Darauf gaben mir damals nur die Russen eine Antwort. In der Frühschicht war ich soweit. Das nächste Parteibüro war in Aachen. Tags darauf hatte ich zweite Schicht. Ich kaufte mir zuerst eine Fahrradlampe, denn ich mußte früh in der Dunkelheit mit dem Rad nach Geilenkirchen fahren. In Geilenkirchen nahm ich den Eilzug nach Aachen, aber ich kam erst Mittag im Büro an, denn vor der Einfahrt in Aachen traten die Lokomotivführer in einen Warnstreik. Ich stieg am Güterbahnhof aus und ging zu Fuß, denn die Straßenbahner fahren nicht aus Solidarität mit den Lokführern. Die Genossin füllte meine Personalien aus, stempelte ein Buch und ging mit mir zum Sekretär. Der saß zu Hause beim Mittagessen. Er schob den Teller beiseite und unterschrieb. Dann aßen wir ein Quarklieschen und dabei fragte er mich, wie ich mit der Revolution zum ersten Mal in Berührung gekommen bin. Und ich erzählte ihm, daß ich Neunzehnhundertachtzehn in Neuruppin lag, und eines Tages kamen Matrosen in unsere Kaserne und ein kleiner Breitschultriger rief: „Reise reise, Soldaten, Revolution! Große Dinge sind im Kommen.“ Der

Mensch suchte damals nach historischen Worten. In den fünfziger Jahren, wenn ich mit ihm zu telefonieren hatte, oder wenn man sich auf einer Tribüne sah, fingen wir jedes Gespräch an mit „Reise, reise, große Dinge sind im Kommen“. Er hieß Seidenschwanz. „Gottes Wege sind wunderbar“, sagte der Sekretär, ich aß noch ein Quarklieschen, und er erklärte mir, daß ich in Neuruppin über Seidenschwanz von Lenin sozusagen persönlich zur Revolution geholt worden war. Und zwar hielt Lenin im Jahre neunzehnhundertsiebzehn eine Rede, und unter den Zuhörern befand sich ein russischer Soldat, der sich nach allem, was er von Lenin hörte, als Bolschewik bezeichnete. Er geriet in deutsche Gefangenschaft und verfuhr, wie er es gelernt hatte, weshalb er wegen Aufrührerei besonders bewacht wurde, unter anderem von einem Klavierbauer, dem er im Verlaufe einer Woche erklärte, was er von Lenin gehört hatte. Weil nun deutsche Klavierbauer von Berufswegen genaues Nachmessen und Theorie gewöhnt sind, befand der Klavierbauer nach einiger Zeit für richtig, was er da gehört hatte. Als ihm eines Tages Spartakusbriefe in die Hand kamen, erkannte er, daß das mit der Sache Lenins zu tun hat, und weil er als Klavierbauer wußte, daß vierundsechzig einzelne Töne theoretisch eine fast unendliche Zahl von Verbindungen eingehen können, reichte er in regelmäßigen Intervallen die Spartakusbriefe weiter und zwar an einen Bootsmann. Dieser Bootsmann diente dem Kaiser auf einem Zerstörer, und einer der Matrosen des Zerstörers war Seidenschwanz. Diesem Seidenschwanz sagte der Bootsmann: „lies doch mal“, und gab ihm einen der Spartakusbriefe, und zwar nach dem Besuch eines Admirals, der eine Ansprache hielt, in der es hieß, der Siegeswille des Obersten Kriegsherrn sei auch auf diesem Zerstörer sichtbar vom Kommandeur bis zum Schiffsjungen, vom Heck bis hinauf zum Topp, bei welchem Wort sich der Matrose Seidenschwanz etwas vornüberbeugte und zum Topp hinauf sah, um den dort wirkenden Obersten Kriegsherrn zu sehen, womit die Parade geschmissen war, was zur Folge hatte, daß der zweite Offizier den Matrosen Seidenschwanz zehnmal vom Topp „ich bin der dümmste Arsch der Flotte“ rufen ließ, was Seidenschwanz, grau vor Haß, auch ausführen mußte. Als Seidenschwanz in den Mannschaftsraum kam, fragte ihn der Bootsmann: „Na, wenn Du jetzt eine Pistole hättest, was dann?“ „Niederschießen, die ganze Bande“, sagte Seidenschwanz, was der Bootsmann mit den Worten: „Genau das Verkehrte, mein Junge, lies doch mal“ in die richtige Bahn lenkte, und ihm jenen Spartakusbrief gab, der Seidenschwanz über die Revolution aufklärte, zu der er uns in der Kaserne aufrief, womit mich Lenins Rede endlich in Neuruppin erreicht hatte. Und jetzt war Lenin tot, und ich trat in die Partei ein.

Natürlich war Lenin unersetzbar. Das spürten wir ein paar Jahre später deutlicher als damals. Aber wir waren hunderttausend. Zuerst hat der Gegner gelächelt. Eine Kampagne. Leninaufgebot. Na und? Das Lächeln ist ihm vergangen. Von den hunderttausend erwarben die meisten, was ihnen zu einem richtigen Kommunisten fehlte. Die meisten. Nicht alle. Einige wurden Leninschüler. Wenn

sie von denen später einen in die Finger bekamen, feierten sie es wie einen Sieg. Für einen Leninschüler war das Überleben besonders schwer.

Ich sagte sechs Wochen lang kein Wort. Nicht einmal meinen Namen. Mach dich kostbar, sagte ich mir. Sie werden denken, der hat viel zu verschweigen und mich fürs erste nicht totschiessen. Und draußen haben sie Zeit, unsere Spuren zu verwischen. Die ersten fünf Tage schlugen sie mich in der Stunde dreimal zusammen. Genau nach der Uhr, alle zwanzig Minuten. Tag und Nacht. Manchmal schlugen sie nur, manchmal traten sie auch. Wer sind Sie, wer schickt Sie, mit wem arbeiten Sie? Sie legten mir Fotografien vor, aber ich sah gar nicht hin. Bald konnte ich gar nicht mehr sehen. Kein Essen, kein Trinken. Bevor du irrsinnig wirst, hängst du dich auf, dachte ich. Am sechsten Tag gab es das erste Brot und das erste Wasser. Das Blut klebte und stank, daß es mir selber graute. Eines Tages sah ich beim Verhör eine Heftmappe. Die kannte ich aus der Landesleitung. Fotografien und Lebensläufe. Ich sah mein Bild und meine Handschrift. Aber sie hatten mich schon so zugerichtet, daß sie mich nicht mehr erkannten. Nach sechs Wochen wußten sie noch immer nicht, wer ich war. Da hatte es mein Verhörer satt. Nach dem Morgenkaffee rief er eine Wache. „Der da mit in den Hof.“ „In den Hof“ hieß immer erschießen. Die Gruppe für den Hof stand an diesem Tag lang auf dem Gang herum.

In der Nacht zuvor war Razzia, es gab viele Neuzugänge und Entlassungen. Da ging unter den Entlassenen einer vorbei, mit dem ich Verbindung gehalten hatte. Er sah mich in den Hof abmarschieren. Er gab sofort einen Bericht nach Prag, und vier Wochen später druckte die Arbeiter-Illustrierte meinen Nachruf. Auf dem Hof aber pfiff mich plötzlich einer aus dem Haufen — der Mann, der mich verhaftet hatte. Für ihn war ich noch was wert, ich hatte acht Schlüssel bei mir, als er mich verhaftete. Er wollte wissen, ob ich zu den Schlüsseln vielleicht doch noch was sage. Darum pfiff er mich zurück. Ich habe noch die Schüsse gehört, aber ich habe keinen gekannt.

Den Nachruf auf mich habe ich nach dem Krieg gelesen. Ich konnte zufrieden sein. Die fünf Zeilen würden meinem Leben Ehre machen, auch wenn man weglaße, was dann noch kam. Und es kam noch manches. Ich hatte ja erst die Hälfte meines Lebens erreicht.

Manchmal kommt es mir vor, als hätte mir damals der Schatten eines Gedankens gesagt, daß der Tod jetzt noch nicht da ist. In solchen Augenblicken spüren die fünf Sinne Verbindungen auf, die dem logischen Denken nicht erreichbar sind. Vielleicht ist auch das Gegenteil richtig. Dein Gehirn arbeitet so schnell und überklar, die Ketten der Beweise, Gegenbeweise und Möglichkeiten knüpfen sich so schnell, wie es sonst gar nicht möglich ist. Eine erbarmungslose Kälte macht sich in dir breit, es rechnet in dir tausendfach hin und her, und wenn eine Entscheidung da ist, kannst du sie mit den Sinnen spüren. Du kannst deutlich sagen: jetzt ist etwas geschehen, unwiderruflich. Aber man kann sich auch irren: als sie mich drei Tage später aus dem Columbiahaus abtransportierten, luden die

Posten die Gewehre durch. Da dachte ich: jetzt erschießen sie dich auf der Flucht. Ich war ganz sicher. Aber wir fuhren gar nicht aus der Stadt heraus.

Sie brachten mich ins Untersuchungsgefängnis. Ich durfte mich zum ersten Mal waschen. Also, packen Sie aus, sagte der Untersuchungsrichter. Ich wechselte ins Gesprächige. „Ist die Frage erlaubt, wo bin ich hier?“ — „In Untersuchungshaft.“ — „Und wenn ich fragen darf, wer sind Sie?“ „Der Untersuchungsrichter.“ Ich riß die Augen auf: „Sie sind ein richtiger Richter? Richtig vereidigt?“ Ihm blieb die Sprache weg. „Ich fragte nur, weil, wenn Sie ein Richter sind, Sie doch wissen müßten, daß laut Strafgesetzbuch in der U-Haft dem Verhafteten die Gründe seiner Verhaftung“ usw. Hat der mich doch ins Columbiahaus zurückschicken wollen. Das wäre das Ende gewesen. Ich sagte ihm meinen Namen und erzählte eine romantische Geschichte. Er nahm sie zu Protokoll, aber glaubte mir kein Wort. Illegaler Grenzübergang, unsaubere Geschäfte in Prag, fühlte mich nicht mehr sicher, zurück nach Berlin, kein Lebensunterhalt, Leute, die mir Arbeit verschaffen wollten, aber, wie es jetzt aussieht, Illegale waren. Und weiß der Teufel, was noch.

Ich ging einigermaßen sicher in den Prozeß. Erster Senat beim Volksgerichtshof. Die Richter in roten Roben, der Saal rot ausgeschlagen. Ganz hinten ein alter Genosse, der meine Personalien bestätigen mußte. Und jede Menge Staatspolizei. Herrgott, fing das alles gut an! Mein Verhörer aus dem Columbiahaus saß auf der Zeugenbank. Ich weigerte mich, etwas auszusagen, was über das Protokoll aus dem Columbiahaus hinausging. „Ist der Mann körperlichen Pressionen unterzogen worden?“ Mein Verhörer stand nicht mal auf. „Da gebe ich überhaupt keine Antwort, dazu habe ich keinen Auftrag.“ — „Dreißig Mark Ordnungstrafe wegen Mißachtung des Gerichts!“ Sie hielten noch auf Form. Und mein Verhörer zahlte. Es fing wirklich gut an. Aber als ich meine Prager Geschichte erzählt hatte, sagte der Richter: „Morgen wird Ihre Genossin Maria aussagen, da werden wir zum erstenmal die Wahrheit über Sie hören.“ Das war ein schwerer Schlag, Maria.

Ich hatte Maria in die Arbeit eingewiesen. Ich hatte sie einmal zur Bahn gebracht. Auf dem Bahnhof war noch einer dabei, aber den kannte ich nicht. Maria. Sie wurde aus dem Zuchthaus vorgeführt. Sie hatte schon ihr Urteil. Fünfzehn Jahre. „Hat ihnen dieser Mann auf dem Bahnhof dreihundert Mark gegeben?“ Wie wenn heißer Sand durch die linke Brust rinnt. Du spürst — jetzt! Wenn sie jetzt bestätigt, ist meine illegale Arbeit bestätigt, und das Todesurteil steht fest. Ich schrie: „Das ist nicht wahr! Ich habe ihr nur einen Briefumschlag übergeben. Ich habe nicht gewußt, was in dem Brief war. Ich bekam dafür zehn Mark!“ „Zeugin, haben Sie ausgesagt: . . . ich verlese.“ Maria stand auf und sagte: „Jawohl, das habe ich ausgesagt.“ Das war mein Todesurteil. Es war nichts mehr zu retten. Aber da höre ich, wie Maria weiterspricht. „Nach der Zeugenaussage habe ich mir alles noch einmal gründlich überlegt und festgestellt, daß ich die Vorgänge nicht genau angegeben hatte. Ich schrieb an den

Untersuchungsrichter und bat um eine neue Vorführung, aber es geschah nichts. Ich nehme die Aussage von damals zurück.“ Der Untersuchungsrichter wurde gefragt, erinnerte sich, der Richter forderte die Akte an, die Verhandlung wurde ausgesetzt, denn der Richter war ein deutscher Mann, hielt auf Ordnung und wollte seinen Kollegen zeigen, wie er die Juristerei beherrscht. Man schickte einen Boten, der Bote suchte die Unterlagen, die Unterlagen wurden gebracht, und unter den Akten lag Marias Brief an den Untersuchungsrichter. Nach dem Krieg sagte sie: „Eigentlich wollte ich mich über irgendetwas beschweren, aber als ich sah, was für dich auf dem Spiel stand, gab ich dem Brief einen anderen Drall.“ Sie stellte ihn mir zur Verfügung. Und so überlebte man.

Daß ich euch alle um mich versammeln könnte, daß es eine Stunde sein könnte wie früher, daß ich euch noch einmal hören könnte! Als mir der Richter das Wort entzog, sagte er: „Die Zeit, in der Leute wie Sie in Deutschland Reden halten konnten, ist für immer vorbei.“ Ich habe euch eine Rede gehalten, Genossen, kaum daß ich frei war. Sie hat euch keine Schande gemacht. Meine erste Rede danach.

Meine letzte Rede davor, da waren fünfzigtausend im Stadion. Zweiunddreißig in Wuppertal. Es waren nur ein paar Worte, aber sie müssen geizdet haben, die Leute fingen an zu singen. Was ich damals sagte, habe ich vergessen. Aber nicht vergessen habe ich die Abendsonne, die über dem Stadion lag. Was war das für eine Sonne! Bis an mein Lebensende werde ich sie nicht vergessen, und fünfzigtausend im Stadion. Wohin man sah, auf den Rängen und dem Spielfeld. Menschen, Menschen, Menschen. Für den Rasen hatten wir tausend Mark Kautions hinterlegt. Dort spielten Schalke und die Borussia. Das war ein teurer Rasen. Tausend Mark waren für uns ein Vermögen. Aber Thälmann war kein guter Redner, muß man wissen. Plötzlich legt er das Manuskript beiseite, hört mitten im Satz auf oder entwickelt den Gedanken von einer anderen Seite her nochmal, weil er von dorthin besser zu fassen ist. Wer dir sagt, er war ein guter Redner, hat ihn nicht richtig gekannt. Aber eine überzeugende Kraft! Der Mann war es, nicht der Redner. Er sollte einen ganz andern Weg ins Stadion kommen. Aber sein Wagen verspätet sich. Und fünfzigtausend warten. Und jeder hat einen schweren Arbeitstag hinter sich. Ich sagte mir, die Rede werden die Leute vergessen, aber diesen Abend dürfen sie nie vergessen. Und wie ich von der einen Stadionseite zur anderen sehe, eine Abendsonne, golden, du würdest dich als Maler nicht getrauen, so ein Bild zu malen, so eine Abendsonne war das, denke ich mir, wenn du es nicht vergessen wirst, wie diese Sonne ins Stadion fällt, werden es auch die anderen nicht vergessen. Und als die Wagen kamen, leitete ich sie statt zu einer Seitentreppe direkt ins Stadion. Und die fünfzigtausend stehen auf. Man hebt ihn auf die Schultern, trägt ihn in der Abendsonne einmal um das Stadion, hin zur Tribüne, alles drängt nach vorn, die Ordner konnten nichts ausrichten, die Leute kommen auf den Rasen, und die Kautions war verfallen. Die Landesleitung sagte: kümmere dich, wie du's bezahlst, es war deine Idee.

Aber der Erfolg war tausend Mark wert. Schalke hat nächsten Sonntag auf diesem Rasen verloren. Nein, zwei zu zwei. Buder schoß den Ausgleich. Aus der rechten Ecke, rechts geschossen, mit Effet, direkt ins Tor, gegen den Wind. Wegen der Ehrenrunde sollte ich ein Parteiverfahren bekommen. Leichtfertige Gefährdung des Vorsitzenden. Mit Recht. Aber für den nächsten Tag war Goebbels angesagt. Fünfzigtausend SS-Leute. Vier Wochen vorher hatten wir die Faschisten aus der Stadt geprügelt. Wir haben uns da zum ersten Mal mit aller Kraft gewehrt. Wir haben an unsere Toten gedacht. Sollte dieses Geschmeiß unsere Genossen erschlagen, ohne dafür zu bezahlen? Wir haben ihnen gezeigt, wo ihre Grenzen sind. Hundertvierundvierzig Nazis lagen in den Krankenhäusern. Keiner von unseren Verwundeten ging zum Arzt. Wir wollten nicht, daß unsere verletzten Genossen von den Ärzten der Polizei gemeldet wurden. Die Polizei sollte nicht dahinterkommen, wie die Sache bei uns gelaufen war. Das mußte dicht bleiben und blieb dicht. Goebbels hatte uns gedroht: Fünfzigtausend werden Revanche nehmen. SA und SS! Als ich das hörte, wurden mir die Füße kalt. Ich hab die Landesleitung übergangen und direkt im ZK angerufen, so einen Schreck bekam ich.

Fünfzigtausend SS und SA. Ich sagte, Thälmann muß sprechen, einen Tag vor Goebbels, in dem selben Stadion. Der Genosse vom Protokoll sagte: „Ausgeschlossen, Thälmann spricht zwei Tage später in Recklinghausen, das ist Politbürobeschluss.“ Ich rief gleich noch einmal an. Am nächsten Tag sagte Thälmann zu. Jetzt war das eingerührt. Aber wie weiter? Wir konnten uns keine Plakate erlauben. Wir waren auch gar nicht darauf vorbereitet. Auf Kredit druckte für uns keine einzige Druckerei. Die Nazis verkauften eine Zeitung, achtzehn Seiten stark, für fünfzehn Pfennige. Die schwammen in Geld. Sie hatten alles. Zum Glück mieteten sie Litfaßsäulen, ganze Straßenzüge. Goebbels spricht. Hellbraun. Bester Farbdruck. Die Kleber riefen uns an, wann sie wo kleben. Wir gingen ihnen nach und klebten kleine Überdrucke. Zeitungspapier. So billig es nur ging. Thälmann kommt. Wir verkauften Karten für das Stadion. Dreißig Pfennig der Platz. Abends rechneten wir ab, nachts wurden für das Geld die kleinen Handzettel gedruckt. Thälmann kommt. Kein Datum, nichts. Später mit Sprechchor und Pinsel das Datum. Es regnete den ganzen Tag. In Wuppertal regnete es zu dieser Zeit immer. Aber nachmittags kam die Sonne. Als die Fabriken schlossen, fuhren die ersten Radfahrer los. Richtung Stadion. In der Hauptverkehrszeit am Abend, kilometerlang Rad an Rad. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Nachts zogen wir mit Gesang zurück. „Leute wie Sie werden in Deutschland keine Reden halten.“ Am ersten Juli fünfundvierzig hielt ich in Eisleben meine erste Rede.

Wir hatten das Denkmal aufgestellt. Wir waren aufgeregt wie die Kinder. Immerhin, es war ein Lenindenkmal, am ersten Juli neunzehnhundertfünfundvierzig. Die Amerikaner waren noch da. Das war nicht ungefährlich. Die Wehrmacht hatte es aus Puschkino hierhergeschickt zum Einschmelzen, die unseren

hatten es zwei Jahre lang vor dem Ofen gerettet. Es war Beutegut, und wir hatten es den Amerikanern nicht gemeldet. Das war gegen das Gesetz. Aber am nächsten Tag sollte die Rote Armee kommen. Es tauchten tatsächlich Amerikaner auf, aber sie fotografierten nur. Sie dachten wohl, es hat schon immer in Eisleben gestanden. Was wußten die, wer das war! Die Deutschen wußten es auch nicht. Der Sockel war aus Eisenbahnschwellen. Als sie sahen, es handelt sich um ein Denkmal, kamen sie und schauten zu. Als es stand, waren es vielleicht fünfhundert Leute. Man muß eine Rede halten, das leuchtete mir ein. Aber wer? Du hältst die Rede. Gewohnheiten sind nicht auszurotten. Wenn es früher hieß, eine Rede, sahen alle zu mir. Meine Stimme trug weit. Ich war spezialisiert auf Grabreden und faschistische Versammlungen. Aber ich war erst ein paar Tage aus dem Zuchthaus entlassen, ich konnte mich kaum auf den Beinen halten. Wie soll ich zu so vielen Menschen sprechen? Die Amerikaner hatten mich erst als Kriminellen festgehalten: Gustav Stocker, Einbruchdiebstahl, rückfällig, zwei Jahre. Stocker war in unserm Bombenentschärfungskommando, von ihm blieb nur die Jacke mit der Häftlingskarte. Gründonnerstag. Überall tauchten damals Polizeikommandos auf, sie suchten Politische. Unsere letzten Kader.

Als rückfälliger Einbrecher überlebte ich. Als die Amerikaner wußten, wer ich war, verzögerten sie die Entlassung noch einmal.

Der Sockel war sehr klein, ich stieg erst auf einen Stuhl, von dort auf einen Tisch, dann auf den Sockel. Ich hielt mich an Lenins linkem Knie fest und sah mir die Leute an. Sie sahen zu mir herauf, ich sah zu ihnen hinunter. Für wen hältst du die Rede eigentlich? Kolotzik zu Ehren? Den Toten zu ehren? Um die zu ehren, die das Denkmal gerettet hatten? Sie haben ihr Leben dafür aufs Spiel gesetzt. Auf's Spiel gesetzt, ist das falsche Wort. Es war kein Spiel. Sie brauchten es nach den langen Jahren. Ihr Herz brauchte es. Sie konnten ihre Kinder nicht retten, ihre Frauen und Mütter nicht retten, ihr eigenes Leben konnten sie nicht retten, das Leben ihrer Genossen nicht retten, aber das Denkmal konnten sie retten. Ihre Armee ist von der Wolga bis in den Oderbruch gekommen, das macht stolz, aber das Herz braucht eine eigene Tat, etwas, das einem selbst gelingt, nach den langen Jahren der Niederlagen. Wißt ihr, was das ist, ein Triumph in Ketten? Unterm Zwerchfell lachen? Eine satte Seele haben? Das braucht der Mensch, da wird nichts aufs Spiel gesetzt. Wenn das philosophische Institut für seine kybernetischen Spiele wieder einmal ein moralisches Modell sucht, sollte man die Sache mit dem Eislebner Lenindenkmal durchrechnen. Die Mathematik wird euch heilig und nüchtern die blutige Notwendigkeit vorrechnen. Sollte aber herauskommen, sie hätten die Finger davon lassen sollen, es wäre vernünftiger gewesen, das Denkmal zerstören zu lassen, mit Beilen zerschlagen, zerschlagen, mit Sägen und Schweißbrenner in Stücke zerschneiden, dann, sage ich euch, habt ihr eine falsche Vernunft eingegeben, da ist falsche Ethik hineingerechnet worden, jemand hat da das Wichtigste nicht umgesetzt, da ist ein Stück Erfahrung der Klasse nicht dabei, da ist ein Stück Geschichte verloren-

gegangen. Da taugt einer nichts, da hat einer einen allgemeinen Menschen interpoliert und nicht die Menschen, die lebten, dann taugt euer Modell nichts, Freunde, wenn das Grauen nicht drin ist, und der schmale Triumph und die Satttheit der Seele nach solchem Hunger!

Ich hielt mich also am linken Knie von Lenin fest und nach den ersten Sätzen spürte ich, daß ich die Leute erreiche. Sie waren nicht Siegfriede, in Drachenblut gebadet, ich fand ihre Stelle, auf die das Lindenblatt gefallen war. Du lieber Gott, es mußte doch so etwas geben wie das Gedächtnis eines Volkes, ich sag es nicht gerne, es schmeckt etwas pathetisch, aber es waren doch Klassenschlachten, die diese Leute einmal geschlagen hatten. Sie wußten doch, wohin sie gehörten, eine zeitlang zumindest wußten sie es, zu Millionen und Abermillionen. Was habe ich ihnen gesagt? Wer das ist, Lenin. Und einen Satz vom Dekret über den Frieden und einen vom Dekret über den Boden. Daran erinnerte ich mich von ungefähr. Ein paar Wochen später stellten wir selber Dekrete über den Boden aus. Von Schulenberg, von Alvensleben, von Krosigk; vor hundert Jahren kartätschten sie die deutschen Bürger nieder, dann die Pariser Kommunarden, dann die ukrainischen Städte und am Ende die eignen Bauerndörfer. Feine Banditen hatten wir da vor uns. Ob wirs gelernt hatten oder nicht, in achtundvierzig Stunden beschlagnahmten wir hundertvier Güter. Hundertviermal das Dekret über den Boden mit meiner Unterschrift. Dort sah ich die ersten Waffensäle und Herrendielen von innen. Die erste Großbourgeoisie von innen sah ich ein Jahr später in Erfurt. Da war ich sechsundvierzig. Sechs Jahre später das erste Sanatorium. Und ich dachte, ich seh's nie wieder von außen. Aber das Herz war gesund, trotz allem, es hielt aus. Siebzig. Liebe Freunde, siebzig Jahre! Jetzt spür ich es manchmal, als ob es stolpert oder ausrutscht. In meinem Alter beschäftigt man sich mit solchen Dingen. Das darf ich. Wir werden uns nie wiedersehen. Wir werden uns nie wieder versammeln.

Immer denke ich an Kolotzik, wenn ich einen treffen möchte. Vor dir schäm ich mich ein bißchen, daß ich es überlebt habe. Dieser Sonntag des Überfalls. Es ist entschieden. Dafür dank ich dir Kolotzik. Es war das Größte. Dieses „Es ist entschieden!“. Was mir das gegeben hat! Und er hat noch gelebt im Juni fünf- undvierzig. Auf dem Weg nach Eisleben habe ich ihn besucht. Er hatte mir den Weg zu seinem Haus so oft beschrieben. Ich habe es gefunden, ohne zu fragen. Vor dem Haus stand ein Alter mit einer holländischen Tonpfeife. Kennen Sie Kolotzik? Ja, ich bin sein Schwiegervater, er liegt oben. Und er sieht an mir vorbei, als hielte er nach etwas Ausschau. Ein Skelett lag oben. Er freut sich, ißt, erzählt, wie ein Lebender. Wir können gar nicht schlafen, so sind wir aufgeregert. Seine Frau sitzt dabei, und wenn wir lachen, weint sie. Wir sahen uns Bilder an. Und ich komme ein Jahr später wieder zu dem Haus, und der Alte steht vor der Tür, als wäre er keinen Schritt fortgegangen, die holländische Pfeife im Mund, und sieht wieder an mir vorbei, als hielte er Ausschau. Er war

nämlich blind und ist früher zur See gefahren. Ist Kolotzik zu Hause? Ja, zu Hause, vor vier Wochen haben wir ihn begraben. Ach, Kolotzik!

Da lebe ich also, weil alle Zufälle günstig lagen. Ein zerschlagenes Gesicht, ein Diebsjackett, ein Pfiff vor dem Erschießen, ein Brief an den Untersuchungsrichter. Die Apfelsine zwischen Neugersdorf und Dresden lag relativ am ungünstigsten. Die Bluse mußte ich bezahlen. Das mit dem ‚Guten Abend, ich komme die Uhr abholen‘ ging zwar in Ordnung, aber die Nacht war kalt, und der Anzug trocknete nur langsam. Verhaftet wurde ich erst ein Jahr später. Auch die Verhaftung ging in Ordnung, wenn man so sagen darf. Kein Spitzel. Es ist eine große Sache, zu wissen, da war kein Verräter. Kein Schuß von hinten. Man erträgt alles leichter. Einer der auf Krücken ging, zwölf Jahre angeschmiedet an die Wand, beim Zaren in Schlüsselburg, sagte mir einmal: „Schlimmer als alle Quälereien sind die Vorwürfe, verraten zu haben. Daran gehst du zugrunde. Wenn der Schmerz zu groß wird, die Natur hilft, du verlierst die Besinnung.“ Das stimmt. Man verliert die Besinnung. Aber mein Herz war gesund, wie gesagt, es hielt durch.

Verhaftet übrigens wurde ich am Eingang zum Stadtbahnhof Landsberger Allee, heute Bahnhof Leninallee. Der Mann, der mir den neuen Treff brachte, hatte als Kind die Pocken. Das ruinierte ihm die Augen. Er hatte nicht bemerkt, daß er schon wochenlang beobachtet wurde. Siebzig Jahre. Liebe Freunde, siebzig Jahre!

wolfgang weck

als der sender zum 2. mal bildstörungen nicht
vermeiden konnte
sahen wir mehr
als wir versäumten zu sehen.
man hatte ihn in dieser zeit geohrfeigt
erschossen und geliebt
das 2. tor war gefallen

ralf thenior
Mutter und Kind

die werdende mutter ißt
eine scharfgewürzte rostbratwurst
mit majonäse & kätschab
& eine tüte öliger fritten
dann saugt sie an der zigarette
& inhaliert tief tief
durch ihre augen
fällt das flackernde blaue licht
des fernsehapparates
auf das ungeborene kind

Arthur Troppmann
Verwandlungen

Manche sind eisern
lassen sich schmieden —
Konzernherrn machen sie zu Maschinen

Manche leben rückwärts
Tod ist ihnen geburt —
Konzernherrn lassen sie segnen

Manche leben in Büchern
kommen nicht aus den Papierwindeln —
Wer ließ schon einmal Bücher verbrennen?

Manche sind Flaschenkinder
oder Televisionisten —
Konzernherrn machen ihnen das Bild

Manche sind Droschken
fahren selber —
Konzernherrn bestimmen wohin

Manche sind Kanonen
oder haben eine Aluminiumhaut —
Konzernherrn sorgen für das eigene Kreuz

Manche verwandeln sich nicht
lassen sich nicht verwandeln —
Konzernherrn geben sie Vogelfrei

Günter Hinz Auf dem Weg zur Arbeit

Heute morgen
als ich durchs Fabriktor ging,
klebte dort ein Plakat
mit dem Bild Lenins.
Darunter stand:
„100 Jahre Lenin
Arbeiter, deine Waffe im Klassenkampf.“

Niemand von uns,
die wir durch das Tor eilten,
um wieder einen Tag unseres Lebens
billigst zu verkaufen,
wußte zuerst was gemeint war.

Erst als die Herren
sichtbar nervös geworden
auch den letzten Fetzen
des roten Plakats entfernen ließen,
begriffen wir,
daß sie Angst hatten.
Angst vor den Lehren Lenins —
und wir erkannten
unsere Stärke.

Rolf Haufs Soziales

Der Oberbürgermeister von Sch.
Trat
Nach fast fünfzigjähriger
Mitgliedschaft aus
Aus der Sozialdemokratischen Partei
Er hatte es abgelehnt
Zusätzliche Mittel bereitzustellen
Für die Weihnachtsbeleuchtung
In Sch.

Hans-Gerd Rübenstrunk

benjaminrot
flackert es durch die nacht
die gelsenkirchener ölraffinerien
bieten dem nachts ankommenden
einen schönen anblick
im wechsel ihrer weißen und grünen lichter
auf dem bahnsteig
gähnt die dunkle kälte
in die müdigkeit des eintreffenden
die sperre ist unbesetzt
in der ecke der bahnhofshalle ein penner
nur noch wenige taxis auf dem vorplatz
morgen beginnt die herbstkirmes
kurze ärmel schieben sich hinter eine trennscheibe
das ruhrgebiet schläft
kahles neonlicht bedeckt
die letzten heimkehrenden arbeiter
die halbbetrunkenen familienväter
schließlich hat schalke gewonnen
kohlenpottfreuden
trotz ihrer entlassung
aber eintracht darf nicht absteigen
und der stammtisch bei hugo hält durch
notfalls pumpt man sich was
benjaminrot
flackert es durch die nacht
er reist ab ohne schmerz
hat dem penner noch zwei mark gegeben

er denkt an die arbeiter
und fährt zurück
er kann noch ruhig schlafen
er betrinkt sich nicht
auch wenn schalke verloren hat
vergessen aber wird er nie
dafür war der anblick
der gelsenkirchener ölraffinerien
zu schön

Hans Erich See Vorhersagen

grasfressende hunde
und wetterbericht
deuten auf regen
und überzeugend
scheint auch der kommentar
zu einigen fragen der nächsten
zukunft
wofür alles spricht
das kommentieren sie nicht
schweigen sie tot
gegen lohn
die revolution

Bert Holt Vorbilder

(Bei der Meditation mit geschlossenen Augen)

Blinde können besser hören —
Blinde können auch besser riechen; sie fühlen besser.
Blinde können schlechter sehen.
Tauben können besser riechen. Sie fühlen viel besser und sehen besser.
Sie können schlechter hören.
Stumme reden schlechter.
Doch sie können besser riechen und fühlen und sehen.
Lahme hören besser.
Lahme riechen besser.
Lahme sehen besser.
Doch sie können sich schlechter bewegen.

Wenn man sich die Augen zuhält, kann man nicht besser riechen.
Mit zugekniffenen Augen kann man nicht besser fühlen und nicht
besser hören.
Man sieht nur schlechter.

Wer sich die Finger in die Ohren steckt, hört schlechter.
Er kann aber nicht besser sehen, nicht besser fühlen und er spricht
keineswegs besser.

Wer sich den Mund zuhält, kann nicht besser riechen oder fühlen.
Er hört nicht besser.

Wer sich den Mund zuhält, kann allerdings schlechter sprechen.

Wer sich fesselt, kann nicht erwarten, besser zu hören und besser
zu sehen oder besser zu sprechen.
Er muß jedoch damit rechnen, daß er sich schlechter bewegen kann.

Ulf Mieke Es ist wie es ist

Nivea-Frau putzt Frau Saubermann die
Nase. Frank S. Thorn zieht dem Fanta-
Mädchen die Hose runter. Die glückliche
Kuh leckt vier schwangeren Waschmaschine-
Frauen den Bauch auf. Kiesinger spricht
Mit Udo Jürgens über die Jugend von
Heute. Wer ein Herz für das typisch
Deutsche hat wählt eine kühle
Alternative. Peter Handke tritt im
Goldenen Schuß auf. Moewig bringt eine
Neue Comic-FBI-Serie von Weltniveau.
Perry Rhodan fragt sich: gibt es
Deodorants die mich nicht im Stich
Lassen? Und nur noch Blinkern im
Weichen Schritt & Tritt. Und Bade-
Klima im Badezimmer. Und zum Glück
Noch Rillos im Handschuhfach vorm
Guten Stern auf allen Straßen. Mit
Garantie bis zum Jahr 2000. Aber wir
Bekennen Farbe — schwarz auf weiß:
Venceremos!

George Jackson Brief aus dem Soledad-Gefängnis

Am 7. August 1970 führten sie George Jackson und zwei schwarze Mitgefangene in den Gerichtssaal von San Rafael, Kalifornien. Anklage: Mord, begangen an einem weißen Wächter im Soledad-Gefängnis.

Bis hin zur bürgerlichen Presse waren Amerikas Demokraten alarmiert. Soledad ist berüchtigt für den Rassismus der Gefängnisleitung und der Wachmannschaften. Jackson und die anderen beiden „soledad-brothers“ hatten den Widerstand der Häftlinge gegen die organisierte Wächter-Brutalität mitgetragen. Offenbar, es sollte ein „Exempel“ statuiert werden. Die drei Mitglieder der Black Panther Party würden zur „Abschreckung“ hingerichtet werden. Es kam nicht dazu. Jonathan Jackson, 17 Jahre alt, Bruder von George, Leibwächter der mordbedrohten Angela Davis, drang an jenem 7. August mit der Waffe in der Hand in den Gerichtssaal und sagte: „So, meine Herren, jetzt übernehme ich den Fall.“ Jonathan und zwei der soledad-brothers wurden von der Polizei erschossen. George überlebte. Das FBI veranstaltete seine Treibjagd auf Angela Davis, die angeblich die Waffen für Jonathans versuchte Gefangenenbefreiung besorgt hatte. Die US-Reaktion benützte den Anlaß zu einem Schlag gegen alle, die im Land gegen Krieg, Rassismus und Faschismus kämpfen.

George Jacksons Befürchtung war bestätigt. Wenige Wochen vorher hatte er Angela Davis, die sich für seine Freilassung eingesetzt hatte, geschrieben, sie solle aufpassen: die Systemmacht würde jeden umbringen, der praktisch und effektiv gegen die Unterdrückung vorgeht.

Damals war Jackson bereits über zehn Jahre im Gefängnis. „Universität der Schwarzen“ hatte Eldridge Cleaver die Gefängnisse genannt. George hatte studiert, hatte nachgedacht. Er war Marxist geworden. Er hatte den wahren Feind erkannt. Er begann den politischen Kampf.

Davon berichten seine Briefe. Jean Genet sagt, George Jackson sei einer der wortmächtigsten Schriftsteller unserer Zeit. Das ist deshalb wichtig, weil seine Worte klarer als andere die Wahrheit über die USA sagen. Darüber, wie ein schwarzer Amerikaner aufwächst, hassen lernt, kämpfen lernt, lieben lernt.

Das steht in diesem Brief: die Erfahrung eines schwarzen Lebens, das demnächst von den Ordnungsbehörden des Staates Kalifornien ausgelöscht werden soll.

Freiheit für George Jackson! Freiheit für Bobby Seale! Freiheit für Angela Davis! Freiheit für alle politischen Gefangenen! CS.

Lieber Greg,
wahrscheinlich gebe ich mir nicht genug Mühe, aber ich habe wenig Zeit — ich habe nie Zeit.

Ich könnte die kriminellen Aspekte meines Lebens verharmlosen, aber dann käme etwas anderes heraus als ich. Was ich in der Schule und zu Hause lernte, habe ich immer beharrlich abgelehnt. Von Kind an habe ich meinen Leuten was vorgemacht; echt war nur das Leben auf der Straße. Ich habe Nonnen und Priestern was vorgemacht, den Ministranten gespielt, um bei erster Gelegenheit den Meßwein zu stibitzen, und auf ihren Wunsch im Kirchenchor mitgesungen. Auf unseren Touren durch die reichen weißen katholischen Schulen wurden wir immer sehr gut behandelt, gefüttert, beschenkt. Der alte Pater Brown konnte mich zwar nicht ausstehen, stellte mich aber bei den Aufführungen immer ganz vorne hin. Warum, weiß ich nicht. Ich war das häßlichste und magerste kleine Scheusal von der ganzen Gruppe.

Schwarze, die in den USA geboren werden und das Glück haben, ihren achtzehnten Geburtstag zu überleben, können todsicher damit rechnen, irgendwann ins Gefängnis zu kommen. Für die meisten ist es einfach eine unausweichliche Phase in einer langen Reihe von Demütigungen. Auch ich, als Sklave in die herrschende Gesellschaft hineingeboren und ohne reelle Zukunftsaussichten, litt von vornherein unter dem Trauma, das so viele Neger ins Gefängnis führt. Ich war also bestens präpariert. Es bedurfte nur noch geringfügiger psychischer Anpassung.

Jede Lebensgeschichte fängt im Mutterleib an. Mama liebte mich. Zum Zeugnis der Liebe und der Angst um ihren Sprössling, die alle Sklavenmütter hegen, versuchte sie mich förmlich in ihrem Schoß gefangen zu halten, zu verstecken, zurückzudrängen. Die Konflikte und Widersprüchlichkeiten, die mich bis ins Grab verfolgen werden, haben genau da begonnen, im Mutterschoß. Dieses Gefühl, umklammert und festgehalten zu werden . . . Ich kann mich nicht daran gewöhnen, ich ertrage es nicht, weder damals noch jetzt — nie.

Ich bin aufgefordert worden, mich „kurz“ zu erklären, ehe die Welt mich erledigt. Das ist schwierig, weil ich meinen Fall nicht einzigartig finde; er ist zu eng mit der dekadenten kapitalistischen Kultur verknüpft. Ich bemühe mich immer, die künstlichen Schranken zu überwinden, die verdeckte Schichten unseres Gehirns absperren und die Geisteshaltung der primitiven Gemeinschaft, die allen Schwarzen vertraut ist, wiederzufinden. Aber wie soll ich den entlaufenen Sklaven schildern, ohne ihn als einen Sonderfall darzustellen?

Ich kam mit achtzehn Jahren ins Gefängnis, weil ich mich nicht anpassen konnte. Die Akte, die der Staat über mich angelegt hat, liest sich wie das Sündenregister von zehn Männern. Ich bin darin als Räuber, Dieb, Einbrecher, Ausbrecher, Spieler, Landstreicher, Rauschgiftsüchtiger, Revolverheld, Kommunist, Revolutionär und Mörder aufgeführt.

Als ich geboren wurde, ging gerade die Wirtschaftskrise zu Ende. Sie ging zu

Ende, weil in den USA der zweite große Krieg um die Märkte begann. Am 23. September 1941 entrang ich mich dem bergenden Mutterleib — und fühlte mich frei.

Meine Mutter stammt vom Lande, aus Harrisburg in Illinois. Mein Vater war im Osten von St. Louis geboren. Sie hatten sich in Chicago kennengelernt und wohnten bei meiner Geburt in der Lake Street nahe Racine. Das ist einer der ältesten Stadtteile von Chicago, halb Getto, halb Industriegelände. Die Straßenbahn fuhr dicht an unseren Vorderfenstern (den einzigen) vorbei. Gegenüber waren Fabriken und unter unserer Wohnung eine Garage mit Tankstelle. Ich fühlte mich so richtig im Mittelpunkt der Dinge.

Unser erster sozialer Aufstieg führte um die Ecke in die North Racine Street 211, weg von den Schienen. Ich erinnere mich an jede Kleinigkeit meiner Vorschulzeit. Ich habe eine fünfzehn Monate ältere Schwester, Delora, damals ein hübsches Kind und heute eine schöne Frau. Manchmal wurden uns Entdeckungsreisen in die Außenwelt *erlaubt*, das hieß: auf das eingezäunte Flachdach, das an unsere kleine Dreizimmerwohnung angrenzte. Unter uns war eine Kneipe. Eigentlich durften wir nur hinaus, wenn mal wieder die Müllabfuhr dagewesen war, aber ich trieb mich natürlich draußen herum, sooft es mir Spaß machte.

Der „Superman“ war damals schon einige Jahre alt. Ich hielt mich nicht unbedingt für ihn, hatte aber im tiefsten Herzen die Ahnung, daß ich mal der Supernigger werden könnte (dreißig Jahre, ehe es soweit war). Ich band mir ein Tischtuch um den Hals, kletterte über das Dachgitter und wäre ungeachtet der Tränen Deloras in den Tod gesprungen, hinunter zwischen die Mülltonnen, wenn sie mich nicht im letzten Moment gepackt und mir den Hintern versohlt hätte.

Meine erste Begegnung mit den weißen Jungen in einem nahen Kindergarten war ein traumatisches Ereignis. Ich muß vorher schon welche gesehen haben, in Büchern oder Illustrierten, aber nie aus Fleisch und Blut. Ich näherte mich einem, um sein Haar zu befühlen und an seiner hellen Wange zu kratzen, wofür er mir einen Baseballschläger über den Kopf hieb. Man fand mich als zusammengekrümmtes Häufchen Elend vor dem Kindergarten liegen.

Meine Mutter schickte mich daraufhin in die katholische Missionsschule St. Malachias, die mitten im Getto war. Die Nonnen waren alle weiß; von den fünf Priestern war, glaube ich, nur einer fast schwarz (oder fast weiß, wenn Sie so wollen). Die Schule hatte einen Kindergarten und zwölf Klassen, ich machte im ganzen zehn Jahre lang mit. Diese kleine Gruppe von Missionaren mit ihren albernem Kostümen und ihren barbarischen Riten versorgten alle Altersstufen reichlich mit westlicher Propaganda. Über Sex wurde höchstens geflüstert und grimassiert, um uns einzutrichtern, daß es sich um etwas Verwerfliches handle. Man konnte mit allem durchkommen (sie waren immer bestrebt, Heilige zu machen), außer wenn man nach einem Rock faßte. Heilige Geister, Konfessionen, Rassismus.

St. Malachias bestand eigentlich aus zwei Schulen. Die zweite, auf der anderen Straßenseite, war privater als unsere. „Wir“ spielten und rangelten uns auf dem Bürgersteig, „sie“ hatten einen großen Rasenplatz mit Bäumen und einem zweieinhalb Meter hohen Eisengitter drumherum, wahrscheinlich um uns draußen-zuhalten, aber „sie“ blieben niemals drin, wenn sie rauswollten. „Sie“ waren alle weiß. Sie wurden in großen Sonderbussen oder in den Autos ihrer Eltern hin- und zurückgefahren. „Wir“ von der schwarzen Seite mußten laufen, wenn wir kein Geld für die öffentlichen Verkehrsmittel hatten. Der weiße Schulhof war mit Picknicktischen, Schaukeln, Rutschbahnen und anderen interessanteren Spielgeräten für die Älteren ausgestattet. Wir hatten jahrelang nichts als die sehr belebte Straße hinter der Schule. Später wurde eine kleine Turnhalle gebaut, aber sie war immer abgeschlossen, außer wenn mal ein Basketballspiel zwischen unserer Mannschaft und einer ähnlichen aus den zahlreichen anderen Gettos der Stadt ausgetragen wurde. [...]

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich Joe Adams kennenlernte. Es muß in den ersten Schuljahren gewesen sein; jedenfalls erinnere ich mich genau an die Begleitumstände. Drei oder vier Klassengenossen rissen mir gerade mein Frühstückspaket weg, als Joe dazukam. Die Tüte zerriß und verstreute ihren Inhalt über den Bürgersteig. Joe sammelte alles wieder ein, während die andern lachend davonrannten, kam zu mir und stopfte mir die Sachen in die Taschen. Damit begann eine schöne kindliche Freundschaft. Er war ein paar Jahre älter als ich (zwei oder drei Jahre bedeuten in diesem zarten Alter eine Menge) und mir in allem weit überlegen. Ich hielt mich an sein Beispiel, und auch John und Kenny Fox, Sonny und andere hörten auf ihn. Wir haben so manchen Ladenbesitzer in unserem Block beinahe bankrott gemacht. Meine Eltern werden es heute bestimmt nicht wahrhaben wollen, aber ich hatte immer Hunger, und die andern auch. Unsere Diebereien gingen von Lebensmitteln über Gebrauchsgegenstände (z. B. Handschuhe für meine ewig kalten Hände) bis zu Murmeln für die Schleuder, Spiel- und Sportsachen und sonstigem Krimskams aus dem Supermarkt. Die City war hilflos gegen unsere Plündereien. Aber an Joes Leistungen kam ich nicht heran. Um diese Zeit etwa wurde mein einziger Bruder Jonathan geboren.

Mein Großvater George Davis, „Papa“, war für mich die eindrucksvollste Gestalt dieser frühen Jahre. Das System nötigte ihn, von seiner Frau getrennt zu leben. In Harrisburg war für einen Mann keine Arbeit zu finden. Er wohnte und arbeitete also in Chicago und schickte seinen Leuten im Süden Geld. Er war sehr aggressiv veranlagt, und da Aggression von seiten der Sklaven ein Verbrechen ist, wurde er hin und wieder eingelocht. Ich liebte ihn. Er versuchte meine überschüssige Energie in die Bahn gezielten Protests zu lenken. Er erfand lange, einfache Fabeln, in denen die weißen Politiker stets als Esel, Kröten, Ziegen oder Ungeziefer auftraten. Seine besondere, mit Verachtung gemischte Feindschaft

galt der Polizei. Er und meine Mutter haben mir frühzeitig beigebracht, daß es die übelste Form des „Niggerismus“ ist, gegen andere Schwarze loszuziehen.

„Papa“ nahm mich in seine kleine Wohnung mit, fütterte mich und wies mir die Wege durchs nationale Dschungelgestrüpp, indem er mir die Schwächen der Schwarzen in unserer Krisenexistenz klarmachte. Ich liebte ihn. Er starb allein im Süden von Illinois, als ich im fünften Jahr in San Quentin saß. Seine Rente erlaubte ihm nach Abzug der Miete kaum mehr als eine Hungerdiät von Sardinen und Crackers.

Von der Racine Street zogen wir in die Troop Street, die 1958 zum Schauplatz der schwersten Rassenunruhen wurde. Die *cats*¹ rückten mit 30er und 50er Maschinenpistolen und Rauchspurmuniten gegen die *pigs*² vor. [...]

Nach unserer Übersiedlung nach Los Angeles begann ich schlimmere Geschichten zu machen. Für einen angeblichen Wareneinbruch saß ich mehrere Monate in Paso Robles. Ich war damals fünfzehn und schon ausgewachsen; seitdem bin ich keinen Fingerbreit größer geworden. Ein Polizist gab sechs Schüsse auf mich ab, während ich mit erhobenen Händen dastand. Nach dem zweiten Schuß, als ich begriff, daß er es ernst meinte, fiel ich ihn an. Bis ich mit ihm fertig war, hatte er sein Magazin leereschossen (mich zweimal getroffen), und er schrie nur noch: „Haltet mir diesen wildgewordenen Nigger vom Leib!“ Meine Mutter fiel am Telefon glatt in Ohnmacht, als sie von der Geschichte erfuhr. Ich hatte übrigens zwei Kameraden bei mir gehabt, die aber während meines Kampfes mit den *pigs* entkamen.

Da alle Schwarzen wie Ratten behandelt werden, ging das Verhör los, noch ehe ich ins Krankenhaus gebracht wurde. Ärztliche Hilfe wurde mir nur als Vergütung für die Zusammenarbeit mit der Polizei angeboten. Zuerst merkten sie gar nicht, daß ich getroffen war, aber kaum sahen sie das Blut durch meinen Ärmel sickern, fing die Fragerei an. Eine Kugel war durch den Unterarm gegangen, die andere hatte mir das Bein aufgeschlitzt. Ich saß hinten im Polizeiauto und blutete zwei Stunden lang, bis ihnen klar wurde, daß ich vor Schmerzen einen Kinnbackenkrampf hatte. Sie brachten mich in eine kleine Klinik in der Maxwell Street. Eine schwarze Schwester oder Ärztin kümmerte sich um mich. Sie war jung und mitfühlend und gab mir gute Ratschläge. Meine Beine sahen so kräftig aus, daß ich doch lieber Footballspieler werden sollte, statt mich mit einer mir feindlich gesinnten Staatsgewalt herumzuschlagen. Wenn sie die *pigs* für einen Moment in die Halle lotsen und mir die Flucht ermöglichen könnte, sagte ich, würde ich es vielleicht mit Football versuchen. Übrigens hatte mir einen Monat zuvor ein Kerl ein Motorrad verkauft und dazu einen rosa Zettel vorgelegt, der irgendwie gefälscht war. Wie dem auch sei, das Motorrad war geklaut, und ich wurde damit erwischt. Alles das kam nun zusammen, und es

genügte für das, was man in Kalifornien Youth Authority Corrections³ nennt. Ich wurde nach Paso Robles verfrachtet.

Das erste Mal glaubt man daran zu sterben. Die Käfigexistenz erfordert schon an sich einige massive psychische Umstellungen. Seit jeher fürchtete ich die Gefangenschaft. Diese Angst ist angeboren, sie gründet in jahrhundertelanger Sklaverei. Ich bin mein Leben lang davor geflohen. Als es mir 1957 zum erstenmal passierte, war ich fünfzehn und für eine so plötzliche Umstellung wenig gerüstet. Besserungsanstalten fordern bedingungslose Kapitulation; man muß jeden Widerstand aufgeben, sonst...

Die Angestellten dort sind die gleichen Durchschnittstypen, wie sie in allen Gefängnissen herumlungern. Sie brauchen einen Job, egal welchen, und der Staat braucht Kerkermeister. Chino war damals noch fast neu. Die Gebäudeeinheiten waren so angeordnet, daß man von einem Punkt X jederzeit den ganzen Komplex überblicken konnte. Wir lebten von einem Tag zum andern nur in dem Bestreben, alledem zu entgehen. Essen und Schlaf wurden streng zugemessen und kontrolliert. Nach dem „Licht aus“ konnte sich keiner vom Bett rühren, ohne daß ein *pig* ihn mit der Taschenlampe anleuchtete. Tagsüber war das Bett tabu. Es gab so viele Vorschriften, daß nur ganz wenige, auch beim besten Willen, sich nicht irgendwo verhedderten. Alles war programmiert, sogar die Menge, die ein Suppenlöffel enthalten durfte. Wir hatten in militärischem Gleichschritt in die Turnhalle, in den Speisesaal, in den Pflichtgottesdienst zu marschieren. Und so marschierten wir denn. Ich tat, als wäre ich etwas schwerhörig und könnte nichts als die simpelsten Anweisungen verstehen; daher bekam ich nur simple Arbeiten übertragen. Ich hatte Glück. Ich hatte in solchen Lagen meist mehr Glück als Verstand.

Ich hatte immer getan, was ich wollte, nicht mehr und nicht weniger — manchmal weniger —, und das scheint der Grund zu sein, warum ich eingesperrt werden mußte. „Der Mensch ist frei geboren, und doch ist er überall in Ketten.“ Ich habe mich nie daran gewöhnt. Ich bin auch jetzt, nachdem ich mein halbes Leben im Gefängnis verbracht habe, nicht angepaßt und könnte wahrhaftig nicht behaupten, daß das Kerkerdasein jetzt weniger schlimm ist als damals, als ich die Erfahrung zum erstenmal machte.

In meinen ersten Gefängnisjahren las ich alles von Rafael Sabatini, besonders *Die Löwenhaut*. „Es war einmal ein Mann, der eine Löwenhaut verkaufte, ehe er sie hatte, und auf der Jagd von dem Löwen getötet wurde.“ Über diese faszinierende Fabel konnte ich noch unter der Knute lächeln. Ich versetzte mich in die Rolle des Raubtiers, das sich gegen seinen Verfolger wendet und ihn umbringt. Zunächst lag diese Idealvorstellung knapp über der Bewußtseinschwelle, aber mit den Jahren definierte ich nicht nur meinen eigenen Charakter, sondern auch meinen wahren Feind. Ich las Jack Londons Kriegsgeschichten und träumte

¹ Slangausdruck für „Neger“.

² In den USA übliches Schimpfwort für Polizisten.

³ Besserungsanstalt, Jugendarrest.

davon, meine Feinde zu zerschmettern; ich schlug meine Pranken in den Nacken des Jägers und ließ nicht mehr locker, bis er zermalmt war.

Gefangenschaft ist eine Erfahrung, die der des Todes am nächsten kommt. Dabei wurde ich im Jugendarrest nicht einmal geschlagen, und das Essen war genießbar. Wenn ich zur Arbeit abkommandiert wurde, spielte ich einfach den Idioten und gewann auf diese Weise sehr viel Zeit zum Lesen. Ich war der zerstreute Bücherwurm, und nach sieben Monaten Haftzeit war ich ein fertiger Revolutionär.

Immerhin ging ich in Paso Robles in die Schule, erledigte das Pensum, das in Kalifornien in der zehnten Klasse verlangt wird, und meldete mich dann für die elfte, handwerkliche Klasse. Nach meiner Entlassung ging ich nach Bakersfield, wo ich nur eine Woche bis vierzehn Tage zu bleiben beabsichtigte. Dort lernte ich jedoch eine Frau kennen, der das Leben fast ebenso mies vorkam wie mir. Wir „sündigten“, und ich blieb. Ich war gerade sechzehn und noch nicht besonders stämmig. Diese prachtvolle Schwester⁴, rund, wild, fest und geschmeidig zugleich und eine reife Frau obendrein, ruinierte meine Gesundheit innerhalb eines Monats dermaßen, daß ich elf Tage lang das Bett hüten mußte. Ich hatte irgendwas an der Lunge, mit Fieber und Brustschmerzen. Als ich wieder aufstand, war ich pleite. Inzwischen hatte ich ein paar Freunde gefunden, und zwei von ihnen, Mat und Obe, waren zu allem bereit. Wir unterhielten uns, liehen uns ein Auto und hauten ab.

Wenige Tage später waren wir alle drei im Kern-Bezirksgefängnis. Man verdächtigte uns einiger Raubüberfälle, mit denen wir gar nichts zu tun hatten. Da die Gegenseite reinen Tisch macht, wenn sie die geeigneten Opfer findet, bezichtigte sie uns zahlreicher, nie begangener Raubüberfälle. Da ich schon mal im Knast gewesen war, galt ich als Rädelsführer, was Mat und Obe entlastete. Man „gestattete“ Obe, sich nur eines Raubes schuldig zu bekennen statt der drei, die man uns zur Last legte. Mat kam dadurch am besten weg; er wurde schon nach zwei Monaten Untersuchungshaft entlassen.

Mich hatte man auch in die Untersuchungsabteilung gesteckt, weil sie in dem alten Gefängnis nur zwei Schwerverbrecherabteilungen hatten und uns drei auf jeden Fall auseinanderhalten wollten. Nach Mats Entlassung bekam ich für zwei Tage einen schwarzen Zellengenossen. Ich bewaffnete mich mit zwei Bettlaken und fragte ihn, ob er mir bei einem Fluchtversuch helfen würde, was er mit einem verächtlichen Blick und einer abwinkenden Handbewegung ablehnte. Daraufhin begann ich unter seinen Augen die Bettlaken in Streifen zu reißen. „Was machst du denn da?“ fragte er mich. „Wie du siehst“, erwiderte ich, „reiße ich die Laken in Streifen.“ — „Warum?“ — „Weil ich ein Tau daraus drehen will.“ — „Wozu brauchst du ein Tau?“ — „Um dich damit zu fesseln.“

Als er an diesem Vormittag zur Entlassung gerufen wurde, ging ich an seiner Stelle hinaus. Ich hatte längst kapiert, was für die Rassenkämpfe in den USA

⁴ „Schwestern“ und „Brüder“ sind immer als Rassegenossen zu verstehen.

von großer Bedeutung ist: Für die meisten Weißen sehen alle Neger gleich aus. Überhaupt werden die Schwarzen gewohnheitsmäßig sehr unterschätzt. Dafür überschätzen die Schwarzen die Weißen von jeher.

Später, als es hieß, ich hätte eine Tankstelle um siebzig Dollar bestohlen, erklärte ich mich zu einem Kuhhandel bereit: Ich würde mich der „Tat“ schuldig bekennen, um dem Gericht Zeit u. Kosten zu ersparen, und dafür nur eine leichte Strafe erhalten. Aber als es soweit war, wurde ich als Schwerverbrecher zu „lebenslänglich“ verurteilt. Das war 1960. Ich war achtzehn. Seitdem bin ich im Gefängnis. Hier habe ich meine Erlöser Marx, Lenin, Trotzki, Engels und Mao kennengelernt. In den ersten vier Jahren lernte ich freilich nichts als Wirtschafts- und Militärwissenschaft. Ich las ein Buch nach dem anderen. Wir versuchten, die verbrecherische schwarze Mentalität in eine revolutionäre umzuwandeln. Als Entgelt wurde jeder einzelne von uns jahrelang der böswilligsten reaktionären staatlichen Gewalt ausgeliefert. Unsere Sterblichkeitsquote näherte sich der von Dachau. Drei schwarze Gefangene wurden vor kurzem von den *pigs* erschossen. Jetzt stehe ich mit zwei anderen Brüdern, John Clutchette und Fleeta Drumgo, wegen der angeblichen Ermordung eines Gefängniswärters, vor Gericht. Wenn wir für schuldig befunden werden, bedeutet das für mich die Todesstrafe. Lebenslänglich habe ich ja schon.

Als ich letzte Woche, nach einem Jahr Soledad, wieder ins Gefängnis von San Quentin überführt wurde, schrieb mir ein Bruder, der die Proletarierlogik der Schwarzen in Amerika ablehnt, folgende Zeilen:

„Ohne die kalte Wintereinsamkeit gäbe es keinen warmen, strahlenden Frühling. Das Leid hat meinen Geist gestählt. Alle Macht dem Volk!“

Soledad-Gefängnis, 10. Juni 1970

George

Horst Holzer/Conrad Schubler Presse, Funk und Fernsehen in der BRD

I.

Im KAPITAL I schreibt Marx, daß die Entwicklung der industriellen Produktionsweise eine bestimmte Entfaltung der „allgemeinen Bedingungen des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, d. h. der Kommunikations- und Transportmittel“ voraussetze und hervorrufe. „Unter Kommunikation“, so Marx, „verstehen sich Verkehrsbeziehungen, und zwar sowohl vergegenständlichter als auch geistiger Natur.“ Unabhängig zunächst von einer Analyse des industriellen Arbeitsprozesses als kapitalistischer Verwertungsprozeß drücken Entstehen und Entwicklung von Massenkommunikation so die gesellschaftliche Notwendigkeit aus, die Masse der Bevölkerung in das arbeitsteilige System industrieller Gesellschaften zu integrieren. Wie weit diese Integration vorangeschritten ist, zeigen die folgenden Daten:

- von der Bevölkerung der Bundesrepublik zwischen 14 und 70 Jahren werden von der Tagespresse über 80 Prozent, von den Publikumszeitschriften rund 84 Prozent, vom Rundfunk (potentiell)¹ etwa 83 Prozent und vom Fernsehen (potentiell) nahezu 75 Prozent erreicht;
- über 60 Prozent der Bevölkerung zwischen 14 und 70 Jahren nutzen durchschnittlich zwei oder mehr Medien;
- Presse, Rundfunk und Fernsehen erreichen an einem normalen Werktag über 93 Prozent dieser Bevölkerung;
- im Durchschnitt verwendet jeder Bundesbürger pro Tag über dreieinhalb, pro Woche fast 25 Stunden für die Beschäftigung mit den Erzeugnissen von Presse, Funk und Fernsehen —, wobei allein die Hälfte der angegebenen Zeit auf das Fernsehen entfällt.

Diese Tatbestände können jedoch nicht in einem abstrakten Zusammenhang mit einer ebenso abstrakt bleibenden „industriellen Gesellschaft“ gebracht werden; sie müssen vielmehr in dreierlei Hinsicht spezifiziert werden: a) daraufhin, daß Massenkommunikation in Beziehung zu einem Arbeits- und Freizeitprozeß zu sehen und zu qualifizieren ist, der kapitalistischer Verwertungsprozeß ist; b) daraufhin, daß Massenkommunikation sich vor allem mit der Herausbildung des staatsmonopolistischen Kapitalismus zu einer — dieses Herrschaftssystem wirkungsvoll unterstützenden — Institution entwickelt hat; und c) daraufhin, daß die „Wichtigkeit“ der Leistungen von Massenkommunikation nicht nur für das ökonomische, sondern auch für das politische und ideologische System des staatsmonopolistischen Kapitalismus analysiert werden muß.

Die Analyse der Formen und Inhalte von Massenkommunikation, mit denen sie für eine Formierung systemstützenden Massenbewußtseins und ein Verfügbar-

¹ Potentiell = aufgrund der vorhandenen Geräte.

machen systemfunktionaler Verhaltensweisen auf seiten der abhängig arbeitenden und lebenden Bevölkerung sorgt, jedenfalls sorgen soll — eine solche Analyse muß zunächst von zweierlei ausgehen: 1. von einer, zumindest skizzenhaften, quantitativen Bestimmung des massenmedialen Angebots und 2. von einer quantitativen Bestimmung des massenmedialen Publikums.

1. Das *informativische* Material von Presse, Rundfunk und Fernsehen ist in Zusammenhang mit dem ausgeprägten Unterhaltungs- und (bei der Presse) Anzeigenvolumen des Gesamtangebots zu sehen und zu werten:

- 40 bis 60 Prozent des Presseangebots bestehen aus Anzeigen; 40 bis 70 Prozent des redaktionellen Programms von Presse, Rundfunk und Fernsehen entfallen auf den Bereich „Unterhaltung“.

Dazu kommt, daß die als *politische Information* erscheinenden Beiträge der Massenmedien nur einen relativ geringen Platz im redaktionellen Programm der Medien einnehmen:

- der Anteil der politischen Information am redaktionellen Angebot der Massenpresse beträgt 10 bis 15 Prozent, am Angebot der sogenannten seriösen Tagespresse 25 bis 40 Prozent, an den Sendungen der Rundfunkanstalten 10 bis 20 Prozent und an den Programmen des 1. und 2. Deutschen Fernsehens 15 bis 18 Prozent.

Weiter ist noch zu berücksichtigen, daß diese politische Information vornehmlich die Bundesrepublik und hier vor allem den Bereich der Innenpolitik und dort insbesondere die Sektoren „Regierung“, „Bürokratie“, „Rechtsprechung“ betrifft.

2. Den vorliegenden Statistiken ist zu entnehmen, daß die quantitativ entscheidende Gruppe innerhalb des massenmedialen Publikums — ausgenommen die Leserschaften der überregionalen Tagespresse (*FAZ*, *SZ*, *Die Welt*) und der ambitionierten Wochenzeitungen und -zeitschriften (*Die Zeit*, *Der Spiegel*, *Capital*) — die der unteren und mittleren Angestellten und Beamten, der (kleineren) selbständigen Gewerbetreibenden und der angelernten und fachlich qualifizierten Arbeiter darstellt — eine Gruppe also, die in ihrer überwiegenden Mehrheit der Klasse der materiell und immateriell ausgebeuteten Lohnarbeiter zuzurechnen ist:

- nahezu 80 Prozent der Leser aus dem Bereich der überregionalen, regionalen und lokalen Tagespresse sind untere und mittlere Angestellte und Beamte, fachlich qualifizierte und angelernte Industriearbeiter und in der Landwirtschaft beschäftigte Lohnabhängige; ebenso stark sind diese Berufsgruppen im Publikum der Zeitschriften vertreten;
- die Rundfunkhörer rekrutieren sich zu rund 70 Prozent, die Fernsehzuschauer zu etwa 75 Prozent aus den genannten Berufsgruppen.

II.

Ansetzend an der Zugehörigkeit der meisten Leser, Hörer und Zuschauer zur Klasse der Lohnarbeiter — an deren Situation als abhängig Arbeitende, durch

systemkonforme Parteiapparate und staatliche Bürokratien politisch Entmündigte, durch Ausbildungsdefizite Benachteiligte können die Beiträge, die Massenkommunikation zur Stabilisierung und Kaschierung des Herrschaftssystems leistet, näher bestimmten werden. Denn bezogen auf die Entfremdung der Klasse der Lohnarbeiter von der gesellschaftlichen, ihrer Arbeit wesentlich zu verdankenden Produktions- und Verwaltungsapparatur und bezogen auf die entscheidenden Herrschaftsprobleme des staatsmonopolistischen Kapitalismus in der Bundesrepublik erfüllen die Massenmedien mit ihrem Informations-, Unterhaltungs- und Werbeangebot objektiv vier Funktionen. 1. Sie kompensieren durch Personalisierung gesellschaftlicher Tatbestände Abstraktheit und Anonymität, Dichte und Unübersichtlichkeit der betrieblichen und verwaltungstechnischen Zusammenhänge, denen der durchschnittliche Leser, Hörer, Zuschauer tagtäglich ohne Möglichkeit der Mit- und Selbstbestimmung ausgesetzt ist. Verschleiert wird dabei, daß jene Abstraktheit und Anonymität nur zu oft absichtlich hergestellt und aufrechterhalten werden, um als wirksame Herrschaftsmittel zu dienen. Die Anwendung dieser journalistischen Technik der Personalisierung gesellschaftlicher Tatbestände bewirkt und fördert nachdrücklich die Bereitschaft des massenmedialen Publikums, abhängige und ausbeuterische Arbeit mitbestimmender Teilnahme an der vergesellschafteten Produktion, entmündigende Herrschaft durch den staatsmonopolistischen Apparat solidarisch-demokratischem Handeln aller Arbeitenden vorzuziehen. Systematisch wird dem Publikum mit Hilfe jener Personalisierungstechnik beigebracht, nicht nach den Bedingungen des Gesellschaftssystems, in dem man arbeitet und lebt, sondern nur nach Vor- und Nachteilen von Personen zu fragen — wodurch dieses Publikum sich gleichzeitig dazu aufgerufen sieht, die Ursachen für in ihrer Umwelt auftretende Probleme und Schwierigkeiten stets bei sich selbst zu suchen und durch erhöhte physische und psychische Anpassungsleistungen auszugleichen. 2. Die Massenmedien suggerieren durch Intimisierung, Privatisierung öffentlich-relevanter Angelegenheiten dem Leser, Hörer, Zuschauer, der sich in Beruf und Politik nur in extrem abhängiger Position erfährt, persönliches Beteiligtsein und direkte Kontrolle bei gesellschaftlich wichtigen Ereignissen und Entscheidungen. Das Verfahren der Intimisierung, Privatisierung öffentlich-relevanter Angelegenheiten beruht insbesondere darauf, daß (gesellschaftsstrukturell begründete) politische, ökonomische, kulturelle Probleme als dekoratives Beiwerk zum Privatleben der gesellschaftlichen Prominenz erscheinen. Damit hindern die Massenmedien ihr Publikum aber daran, diese Prominenten als Charaktermasken festgefügt, undemokratischer Herrschaftsverhältnisse zu durchschauen. Dem Leser, Hörer, Zuschauer gegenüber stellt die intimisierende, privatisierende Information objektiv den Versuch dar, die durch den Klassencharakter der Gesellschaft bedingte ökonomische Ausbeutung und politische Entmündigung, insbesondere der Arbeiter und Angestellten, mit der liberalistischen Ideologie vom engagierten ‚homo politicus‘ zu legitimieren und so die undemokratische Ver-

teilung der materiellen und immateriellen Lebenschancen in der Bundesrepublik zu verbergen. 3. Die Massenmedien treiben den Leser, Hörer, Zuschauer durch Vorgaukelung einer illustren Konsumwelt als „Kaufkraft“ auf den Markt und wollen ihn über der Sorge, die akzeptierten Statussymbole für seinen individuellen sozialen Aufstieg zu erwerben, vergessen machen, daß er mit einem Köder aus Kleinstprivilegien und Ersatzbefriedigungen um sein Recht auf Selbstbestimmung in Ökonomie und Politik gebracht werden soll. Presse, Rundfunk, Fernsehen kommen hiermit — und zwar keineswegs allein durch ihren Werbeanteil — den Profitbedürfnissen vor allem der Konsumgüter- und Freizeitartikelindustrie entgegen. 4. Schließlich geben die Massenmedien ihrem Publikum Gelegenheit, seine gesellschaftliche Lage durchaus akzeptabel zu finden, indem sie durch einen gleichermaßen Angst provozierenden und Angst betäubenden Informations- und Unterhaltungsstoff dem Leser, Hörer, Zuschauer die eigene Lage zwar als punktuell verbesserungswürdig, jedes Bemühen um prinzipielle Veränderung dieser Lage aber als überflüssig, illusorisch oder gar existenzgefährdend erscheinen lassen.

III.

Wie sind nun die Massenmedien materiell und institutionell in den staatsmonopolistischen Herrschaftszusammenhang eingefügt — wie hängt der Bereich der Massenkommunikation mit dem politisch-ökonomischen System der Bundesrepublik zusammen?

1. Das entscheidende Merkmal der privaten Presse liegt in ihrer kapitalistischen Produktionsweise und der sich daraus ergebenden wirtschaftlichen Dynamik, die in den Rentabilitätsabwägungen der Verlage zur Geltung kommt. Die als profitorientierte industrielle Produktion von Information und Unterhaltung konstituierte private Presse steht damit vor dem Dilemma, die ihr grundgesetzlich zumindest indirekt zugewiesene „öffentliche Aufgabe“ und die Anpassung an bestimmte, aus ihrer kapitalistischen Arbeitsweise resultierende Notwendigkeiten harmonisieren zu sollen. Das Übergreifen der für den staatsmonopolistischen Kapitalismus typischen galoppierenden Kapitalkonzentration und -zentralisation auf den Zeitungs- und Zeitschriftensektor hat jedoch mittlerweile zu einer Monopolisierung der Informations- und Unterhaltungsproduktion geführt, die die Wahrnehmung jener öffentlichen Aufgabe unmöglich macht:

- 1967 kamen von den knapp 500 wichtigen westdeutschen Tageszeitungen nur rund 160 aus selbständig arbeitenden Redaktionen —, wobei diese Redaktionen zu 50 Prozent aus nur 16 Verlagen stammten;
- den Zeitschriftensektor beherrschen schon seit einigen Jahren fünf mächtige Konzerne — der Heinrich Bauer-Verlag, Hamburg; die Burda-Gruppe, Offenburg; die Ganske-Gruppe, Hamburg; die Gruner & Jahr GmbH, Hamburg; und die Springer-Gruppe, Hamburg — die zusammen eine Auflage von rund 30 Millionen Zeitschriften pro Woche verkaufen.

Die Vorteile der forcierten Kapitalkonzentration und -zentralisation sind zumindest für die wirtschaftlich starken Verlage derart eindeutig, daß sie sich wenig um Argumente zugunsten irgendeiner öffentlichen Aufgabe scheren. Denn die Konzentrations- und Zentralisationsbewegung garantiert eine Verbesserung der Profitsituation der marktbeherrschenden Verlage in zweifacher Hinsicht: einmal durch kostensenkende Rationalisierung des Herstellungs- und Verteilungsprozesses und zum andern dadurch, daß auf diese Art wirkungsvoll Steuern gespart, Risiken verteilt und Positionen im Absatzmarkt gefestigt werden. Insbesondere letzteres — die Vermehrung der Profitmöglichkeiten durch Schaffung und Erhaltung ausgedehnter Lesermärkte — ist dabei von zentraler Bedeutung. Diese Lesermärkte sollen nämlich wiederum zweierlei gewährleisten: die Steigerung des Umsatzes und damit der Vertriebs Erlöse sowie — und das macht den Kern der Sache aus — die Entwicklung einer starken Stellung gegenüber der Werbebranche und damit die Zunahme der Anzeigenerlöse.

Es läßt sich empirisch einwandfrei belegen, daß einige Zeitungs- und Zeitschriftenverlage aufgrund der erfolgreichen Praktizierung dieser profitbringenden Methode einerseits zu monopolistisch handelnden Großkapitalisten geworden und andererseits in zunehmendem Maße unter die Herrschaft des werbungstreibenden Monopolkapitals gekommen sind:

- beispielsweise machen bei der Illustriertenpresse zur Zeit die Vertriebs Erlöse rund 32, die Anzeigenerlöse dagegen fast 68 Prozent aus; bei den Verlagen der überregionalen und regionalen Tageszeitungen entfallen von den Gesamteinnahmen 33 Prozent auf Vertriebs-, 67 Prozent auf Anzeigenerlöse;
- oder: die Zeitungs- und Zeitschriftenverlage konnten im letzten Jahr einen Bruttoumsatz aus Werbung von zirka 6 Milliarden DM verzeichnen — das heißt: über die Hälfte aller Werbeaufwendungen durch die westdeutsche Industrie und Landwirtschaft ging 1970 an die Zeitungs- und Zeitschriftenunternehmen in der Bundesrepublik.

Die Profite der Presseverlage fließen so ganz überwiegend aus dem Insertionsgeschäft; hier können die Massenmedien aber nur profitable Stellung beziehen, wenn sie der Werbebranche und der dahinter stehenden Industrie Publikumsmassen und damit absatzgarantierende Konsumentengruppen offerieren. Solche Offerten vermag jedoch nur zu machen, wer sich in extremer Weise den „Interessen“ des Publikums anpaßt. Die aber sind in allererster Linie von den Massenmedien selber indoktriniert, deren vorrangiges Ziel entsprechend ihrem kommerziellen Produktionsprinzip in der Abrichtung der Leser zu Parteigängern der „Marktwirtschaft“ und zu modebewußten Konsumenten besteht.

2. Während die Presse rein privatwirtschaftlich organisiert ist, sind Hörfunk und Fernsehen in der Bundesrepublik öffentlich-rechtlich strukturiert. Diese Organisationsform spiegelt Erfordernisse wider, die das Bundesverfassungsgericht 1961 (im berühmten Streit um das „Adenauer-Fernsehen“) so formulierte: „Artikel 5 Grundgesetz verlangt jedenfalls, daß dieses moderne Instru-

ment der Meinungsbildung weder dem Staat noch einer gesellschaftlichen Gruppe ausgeliefert wird. Die Veranstalter von Rundfunkdarbietungen müssen also so organisiert werden, daß alle in Betracht kommenden Kräfte in ihren Organen Einfluß haben und im Gesamtprogramm zu Wort kommen können, und daß für den Inhalt des Gesamtprogramms Leitgrundsätze verbindlich sind, die ein Mindestmaß von inhaltlicher Ausgewogenheit, Sachlichkeit und gegenseitiger Achtung gewährleisten.“

In den Rundfunkgesetzen finden sich denn auch tatsächlich entsprechende Grundsätze. Für die Sendungen des Bayrischen Rundfunks wird z. B. gefordert: „Sie sollen von demokratischer Gesinnung, von kulturellem Verantwortungsbewußtsein, von Menschlichkeit und Objektivität getragen sein und der Eigenart Bayerns gerecht werden.“ Weiter heißt es: „Die Angestellten des Bayrischen Rundfunks dürfen bei der Programmgestaltung weder einseitig einer politischen Partei oder Gruppe noch Sonderinteressen, seien sie wirtschaftlicher oder persönlicher Art, dienen. Sie können jedoch in eigenen Kommentaren und in Sendungen, die kritisch Stellung nehmen, ihre persönliche Meinung äußern.“ Schließlich allgemein: „Die in der Verfassung festgelegten Grundrechte und Grundpflichten müssen Leitlinien der Programmgestaltung sein.“

Etwas klarer lautet der Grundsatz beim Hessischen Rundfunk, daß die „Darbietungen . . . dem Frieden, der Freiheit und der Völkerverständigung dienen“. In Hamburg (Norddeutscher Rundfunk) formulierte man: „Der NDR soll die internationale Verständigung fördern, zum Frieden und zur sozialen Gerechtigkeit mahnen, die demokratischen Freiheiten verteidigen und nur der Wahrheit verpflichtet sein.“ (Spezifisch anders ist bereits der Grundsatz des ZDF: „Diese Sendungen sollen vor allem auch der Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit und der Verständigung unter den Völkern dienen.“) Daß diese schönen Programm- und Anstaltsgrundsätze in der Regel sich weder in Programm noch Anstalt wiederfinden lassen, ist auf verschiedene Faktoren zurückzuführen. Der erste ist in der Zusammensetzung der Aufsichtsgremien, der Rundfunk- beziehungsweise Fernsehräte zu sehen.

Die *Aufsichtsgremien* sind in der BRD entweder parlamentarisch organisiert (im „Norden“), d. h. die jeweiligen Landtagsfraktionen sind in ihnen anteilig vertreten, oder sie sind „ständisch“ organisiert (im „Süden“), d. h. die „gesellschaftlich relevanten Kräfte“ sind neben den Parlamentsparteien nach einem bestimmten Schlüssel vertreten.

Der erste Modus führt dazu, daß die Landtagsparteien im Proporz ihrer Fraktionsstärke die Rundfunk- und Fernsehhäuser einrichten. Dieser Proporz, angeblich das wirksamste Mittel der „Machtkontrolle“ (Günter Gaus in einem Interview mit dem Evangelischen Pressedienst, 13. 2. 71), zementiert in Wirklichkeit den status quo, was sich u. a. im ewigen Amtsleben der Intendanten und ihrer Stellvertreter wie auch der leitenden Figuren in den Aufsichtsgremien selbst zeigt. (Ein Beispiel liefert die Pressemitteilung des SFB vom 14. 1. 71: . . . „ . . .

Dabei wurde zum zwölftenmal in ununterbrochener Reihenfolge Dr. Franz Suchan zum Vorsitzenden des Rundfunkrates gewählt. Die andern „Neugewählten“ waren samt und sonders ebenfalls Veteranen.)

Die zweite, die „ständische“ Organisationsform, legt die wirkliche Machtverteilung an den öffentlich-rechtlichen Anstalten ganz offen. Von den 41 Mitgliedern des Rundfunkrates beim Bayrischen Rundfunk kommen 9 aus dem Landtag, die übrigen 32 von den „gesellschaftlich relevanten Kräften“. Die Gewerkschaften stellen dabei sage und schreibe 1 Mitglied und damit genau so viel wie die Israelitische Kultusgemeinde oder die Bayerische Staatsoper. Von den 66 Mitgliedern des Fernseh Rates beim ZDF entfallen auf die Gewerkschaften 3 und damit ein Vertreter weniger als auf die „Freien Wohlfahrtsverbände“. Die Ideologie des Pluralismus schlägt sich in den „ständisch“ gegliederten Aufsichtsgremien nieder und sorgt dort für ein mächtiges Übergewicht von Monopol und Besitz, deren Vertreter nicht nur als direkte Sprecher von „Industrie und Handel“ figurieren, sondern auch die Eliten der meisten anderen „gesellschaftlich relevanten Kräfte“ stellen. Der neue Plan der CSU soll hier eine völlig nahtlose Verbindung herstellen: nach ihm sollen die Landtagsfraktionen je nach ihrer Stärke die Vertreter der „gesellschaftlich relevanten Kräfte“ benennen.

Der Zusammensetzung der obersten Kontrollgremien entspricht die *Personalpolitik* der Rundfunk- und Fernsehhäuser. Bis in die unterste Stufe der festangestellten Redakteure werden nach Machtproporz, d. h. in erster Linie nach Monopolinteressen, Positionen vergeben. Ausdrückliche Anordnungen der Intendanten (z. B. Holzamer beim ZDF und Wallenreiter beim BR) legen fest, daß die Zahl der festen Mitarbeiter zu verringern ist (welche müssen wohl gehen?), die der freien Mitarbeiter vergrößert werden soll. Freie Mitarbeiter, die so gut wie keine arbeitsrechtliche und soziale Sicherheit haben, können leichter unter Druck gesetzt und gebeugt werden.

Diese Kontrollpolitik wird ergänzt durch eine sogenannte *Organisationsreform*, die beim BR bereits „national und international vorbildlich“ (so die offizielle Auffassung der BR-Fernsehdirektion) durchgeführt wurde. Dabei wurden die einzelnen Redaktionen und Teams unter dem Etikett von in Programmbereiche gefaßten Projektgruppen direkt an die Abteilungsleiter Ebene („Programmbereichsleiter“ und „Koordinatoren“) angeschlossen, deren Vorsteher jetzt auch in die täglichen Geschäfte der Redaktion hineinregieren und die Produktion der Programme von Anfang bis Ende steuern. Ähnliche „Organisationsreformen“ stehen in allen Anstalten bevor.

Die strukturell-organisatorisch entworfene Formierung wird verstärkt durch eine scharf betriebene allgemeine *Zensur*. Sie wird in sehr verschiedenen Formen durchgeführt. Projekte und Ideen werden im ersten Artikulationsstadium abgewürgt. Fertige Sendungen werden von der Direktion nicht abgenommen. Sender blenden sich bei bestimmten Sendungen aus dem Programm. Redakteure

werden entlassen, Mitarbeitern werden ihre Verträge nicht verlängert, wenn sie nicht unter oft abstrusen Vorwänden vorzeitig gekündigt werden.

Diese offenen direkten Zensurmaßnahmen produzieren die wirksamste aller Formen, die *Selbstzensur der Macher*. Sie funktioniert um so schneller und vollständiger, je spektakulärer der offene Zensurakt über die Bühne geht:

— Elke Baur, Redakteurin beim Südwestfunk, macht progressive Kindersendungen. Sie wird — wegen „Unbotmäßigkeit gegenüber einem Vorgesetzten“ — entlassen.

— Wolfgang Drescher macht die Sendung „Zoom“. Darin wird die Manipulation der Arbeiter in der Bundesrepublik satirisch verglichen mit der Abrichtung von Hennen in der Lege-Farm. Der Bayrische Rundfunk strahlt die Sendung nicht aus. Drescher wird entlassen.

— Wolfgang Hammerschmidt ist Chefdramaturg beim ZDF. Er wendet sich gegen die kommerzielle Beta-Film, die Monopoleinkäufer für ZDF-Filme ist und über Scheinfirnen Star-Produktionen für das ZDF organisiert. Beta-Agenten im ZDF — allen voran Programmdirektor Viehöver — sorgen dafür, daß Hammerschmidt entlassen wird. „Wegen beleidigender Äußerungen über einen Vorgesetzten“.

— SFB-Redakteur Krüger wird von Intendant Franz Barsig („Politisch bin ich reaktionär“) entlassen. Begründung: „Zu links“.

— Peter Greulich und sein Team machen eine erfolgreiche Pilot-Sendung für ein neues Jugendmagazin des ZDF. Aber: sie waren kritisch. Also: Strich, kein neues Jugendmagazin im ZDF.

— Programmdirektor Hans-Joachim Lange vom ZDF fordert auf der Programmdirektorenkonferenz die Absetzung des vom WDR produzierten Jugendmagazins *baff*. Nur die gerade einsetzende öffentliche Aufregung um die soeben liquidierte Jugendsendung *Zoom* hindert die Runde daran, ihren Kahlschlag fortzusetzen.

— BR-Rundfunkrat Dr. Wilhelm Fritz — Delegierter des Landessportverbands, im „Privatberuf“ Syndikus der Allianz-Versicherung — fordert aus mißliebigen Redaktionen Bänder zur — statutenwidrigen — Kontrolle an.

— CDU-Rundfunkrat Jürgen Echternach fordert im NDR die Errichtung einer eigenen Programmkontrollkommission des Rundfunkrates, da die im Statut festgelegten Verantwortlichen versagt hätten.

— In mehreren Druckbriefen an BR-Intendant Wallenreiter rügt CSU-Ministerpräsident Goppel die Kommentatoren des Bayrischen Rundfunks und fordert die sofortige Verpflichtung des CSU-linientreuen Chefredakteurs der Nürnberger Nachrichten als Kommentator.

Klar, daß nach solchen und aberdutzenden weniger auffälligen, aber ähnlichen Vorkommnissen freie Mitarbeiter davor zurückscheuen, Zeit, Geld und künftige Aufträge zu riskieren, nur um Sendungen fertigzustellen, die sie doch nicht „durchkriegen“ oder mit denen sie ihre halbwegs fortschrittlichen Redakteure

gefährden würden. Die Redakteure wiederum begreifen schnell, daß ihre Karriere abhängt von der Einhaltung der grell signalisierten Regeln. Die weisen immer eindeutiger in restaurative Richtung. In der schriftlichen Begründung seines Entschlusses, die Sendung *Zoom* nicht über den BR auszustrahlen, schreibt Fernsehdirektor Oeller: „Hierbei wird auch die unzensurierte Selbstdarstellung wesentlicher Gruppen und die friedliche und demokratische Veränderung der Gesellschaftsordnung diskutiert werden können, vorausgesetzt, daß im Programm selbst die kritische Distanz zu solchen Inhalten erkennbar wird.“

„Kritische Distanz“ zu friedlicher und demokratischer Veränderung der Gesellschaftsordnung — hier spricht die politische Reaktion. Das tut auch Programmdirektor Viehöver für das ZDF: „Ferner bin ich mit meinen verantwortlichen Mitarbeitern der Auffassung, daß es nicht die Aufgabe sein kann, die Gesellschaft zu verändern. Wer den gegenteiligen Standpunkt vertritt, muß sich den Vorwurf geistiger Arroganz gefallen lassen und die Frage, wie er die Anmaßung begründet, der Gesellschaft den Weg in die Zukunft vorschreiben zu wollen.“ Das sagen die Vorgesetzten von Rundfunk- und Fernsehjournalisten, denen ihre speziellen Gesetze vorschreiben, „sich mit allen Kräften für die Ideale von Freiheit, Gerechtigkeit, Wahrheit, Duldsamkeit und Achtung vor der einzelnen Persönlichkeit einzusetzen“ (so zum Beispiel im Rundfunkgesetz für Radio Bremen).

Auf derselben Linie liegt der vom SWF-Intendanten Hammerschmidt im September 1970 vorgelegte „Richtlinien-Entwurf für die politische Programmarbeit“. Nach ihm soll die „Pluralität der Aspekte, Meinungen, Tendenzen“ nicht bloß im Gesamtprogramm gesichert sein, sondern auch in den einzelnen „Sendeformen“, sprich praktisch in den einzelnen Sendungen. Hammerschmidt hält es dabei in der Regel nicht für „nötig oder auch nur angebracht“, daß „der Autor der Sendung . . . seine eigene Meinung zum Thema“ äußert. Vielmehr gehe es in erster Linie um „Fakten. Zu den Fakten zählen die relevanten Meinungen . . . in der Öffentlichkeit“. In der neuen, von NDR-Intendant Schröder besorgten Version dieses Entwurfs wird übereinstimmend gegenüber der Rundfunkfreiheit auf einen „Pflichtenanteil“ der Sender abgehoben, „dessen wichtigstes Element die Ausgewogenheit des Programms ist“.

Die Machtverhältnisse sollen also nicht nur von Kritik abgeschirmt werden, die Träger der Macht — die „gesellschaftlich relevanten Kräfte“ — sollen in den Sendungen vor allen anderen zu Wort kommen. Dieser ideologischen Symbiose von Funk und Fernsehen mit den Konzernen entspricht eine kommerzielle. 30 Prozent ihrer Erträge bezieht die ARD von ihren *Werbegesellschaften*, beim ZDF kommt fast die Hälfte aller Einnahmen aus dieser Quelle (gesamter Bruttoumsatz der Sender im Werbegeschäft 1970: 1,5 Milliarden DM). Bei beiden Programmen steigen die Anteile von Jahr zu Jahr, der Kampf um die Werbegelder — vor allem über Markt- und Meinungsforschungsinstitute ausgetragen, die den Werbeauftraggebern der Industrie Zuschauer — und damit

Konsumenten zahlen vorrechnen — wird immer schärfer. Die Programme werden zu Werbeträgern, nach kommerziellen Vermarktungsgesichtspunkten organisiert.

Noch inniger sind Kapital und öffentlich-rechtliche Anstalten in den großen *Ateliergesellschaften* (Bavaria, Studio Hamburg, Taunus — um nur die größten zu nennen) verflochten. Dort, wo ein Großteil der Sendungen fabriziert wird, produzieren Sender und Privatkapital als gemeinsame Gesellschafter. Dasselbe gilt für die *Film- und Fernseh-Einkaufsgesellschaften* Degeto und Beta-Film — also auch beim Einkauf von Fremdprodukten spricht das Kapital direkt mit.

Die Entwicklung der Kasette — der Fernsehkonserve, die sich zum Fernsehen verhält wie die Schallplatte zum Rundfunk — wird benützt, diese Mitsprache zum Diktat zu machen. In einem vertraulichen Referat vor seinem Rundfunkrat erklärte WDR-Chefredakteur Peter Scholl-Latour im Juli 1970: „Bei der verschärften Konkurrenzsituation, die die Kasette demnächst schaffen wird, werden Eigenproduktionen auf dem Gebiet der Unterhaltung und des Fernsehspiels für die öffentlich-rechtlichen Anstalten nicht mehr tragbar sein, falls nicht die Kommerzialisierung zusätzliche Einnahmen verschafft.“

Die Kommerzialisierung der Sender ist unterdessen weit gediehen. „Nach Geheimverhandlungen wird im November 1970 zwischen den öffentlich-rechtlichen Anstalten und den fünf Kassetten-Oligopolen (darunter Bertelsmann und Springer) Einvernehmen darüber erzielt, daß der gesamte Markt zwischen den öffentlich-rechtlichen Anstalten und den Kassetten-Oligopolen aufgeteilt werden soll. Es wird besprochen, daß gemeinsame Gesellschaften gegründet werden, an denen die Rundfunkanstalten zu 40 Prozent, die Oligopole zu 60 Prozent beteiligt sind.“ (Arbeitsausschuß Massenmedien beim Bundesvorstand der Jungsozialisten.)

IV.

Materiell und in der ideologischen Debatte treten die Widersprüche des Monopolkapitalismus immer schärfer hervor. Die monopolkapitalistische Organisation des gesellschaftlichen Reichtums erweist sich vor den drückend empfundenen sozialen Bedürfnissen mehr und mehr fragwürdig, ja als bankrott; die fortschrittlichen Kräfte fordern immer nachdrücklicher und wirksamer, daß anti-monopolistische Alternativen auf die politische Tagesordnung gesetzt werden. Angesichts dieser Situation genügen den Monopolen die bisherigen Mittel der Steuerung von Rundfunk und Fernsehen nicht mehr. Auf zwei Wegen versuchen sie, ihr Meinungsdiktat durchzusetzen beziehungsweise auszubauen: 1. durch einen rücksichtslosen Angriff auf solche Inhalte und Strukturen der öffentlich-rechtlichen Anstalten, die ihren Profit- und Machtinteressen im Wege stehen; 2. durch vermehrte Anstrengungen, über Revisionen der Landespressgesetze privaten Rundfunk und privates Fernsehen — sprich Monopolfunk und -fernsehen — zu installieren.

1. Die Haupttaktik besteht im Entfachen eines gewaltigen äußeren Drucks, der die unter III aufgeführten Mechanismen zum schnelleren und kräftigeren Einschnappen bringt, wobei das Zueinander der Mechanismen generalstabsmäßig geplant wird. Ein Hauptträger dieser Propaganda sind die parteipolitischen Agenten der Monopole, allen voran die CSU-Politiker. Strauß wird nicht müde, „auf die rote Unterwanderung in Funk und Fernsehen“ hinzuweisen und auf die Zukunft einer „falsch informierten Gesellschaft, die durch die Machtergreifung der roten Reichsfernsehkammer laufend aufgeheizt wird“. Strauß analysiert den BR und stellt fest: „Überall wird so ein kleiner Tropfen roten Giftes verspritzt“ (aus der Aschermittwochrede 1971 in Vilshofen).

Der Ruf wird aufgenommen und verstärkt von eigens dafür geschaffenen Zuschauerverbänden, deren lauteste die Funk- und Fernsehmitgestaltung (FFM) und die Aktion Funk und Fernsehen (AFF) sind, die auch personell zusammenhängen. Ihren Standort erklären sie ebenso unmißverständlich wie der CSU-Vorsitzende Strauß den seinen:

„Rundfunk und Fernsehen in der Bundesrepublik zeichnen sich auf vielen Gebieten durch großartige Leistungen aus. Die Sportberichterstattung ist vorbildlich. Viele Unterhaltungssendungen erfreuen sich großer Beliebtheit. Gutes Theater wird auf einem hohen Niveau gepflegt. Die Popularisierung der Wissenschaft kommt nicht zu kurz. Auf diese Programme werfen Sendungen zum Zeitgeschehen und die Zeitkritik Schatten, die sich immer mehr zu einem Meinungssterror verdichten, der gebrochen werden muß, wenn Rundfunk und Fernsehen die freiheitliche Demokratie mittragen sollen.“ (AFF, „Meinungsmache oder Meinungsfreiheit“). Die „Auserwählten, ... die aus ihren Sympathien für den Marxismus-Leninismus, ... für die Anerkennung der ‚DDR‘ und der Oder-Neiße-Linie ... kein Hehl machen“, haben die „Manie, alles zu zerreden“, sie fördern, was „zur Aufweichung des politischen Denkprozesses der breiten Masse beiträgt“ und schließlich zur „Zersetzung der Gesellschaft“ führt.

Dem Nazi-Deutsch entspricht der Inhalt. Sport und, vor allem, Unterhaltungssendungen werden gelobt. Tatsächlich ist der Unterhaltungsteil die politischste (und die umfänglichste) aller Sendeformen, denn dort werden dem Zuschauer Identifikationen mit praktischen Verhaltensweisen und Werturteilen nachhaltig aufgezwungen, während die ausdrücklich politischen Sendungen oft in einer Atmosphäre der Distanz und des Akademischen ablaufen oder aber im bloßen Skandalisieren einzelner politischer Vorgänge sich erschöpfen — was auf je unterschiedliche Art ins Unverbindliche führt. Obwohl also politische Aufklärung über das Fernsehen in der praktizierten Machart immanent auf Schwierigkeiten stößt und dazu eingemauert ist in reaktionär-konservative Unterhaltungsblöcke, stehen schon diese Sendungen quer zu den Formierungsabsichten der Monopole.

Dementsprechend drängen die „Zuschauerverbände“ — zusammen mit pseudowissenschaftlichen Instituten wie der CSU-gesteuerten „Studiengesellschaft für

staatspolitische Öffentlichkeitsarbeit e. V.“ und dem „Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut der Konrad-Adenauer-Stiftung“, das nach mit der Stoppuhr vorgenommenen Programmkontrollen eine „normative Unterbewertung der Opposition“ verkündete — auf Änderung. Sie fordern stärkere Kontroll- und Einspruchsrechte für die Aufsichtsorgane, den Parteienproporz in diesen Aufsichtsorganen, die schließlich abgelöst werden sollen von Hörerparlamenten, deren Mitglieder bei den Landtagswahlen gleich mitgewählt würden, womit ebenfalls die Machtverteilung auf der Parteebene auf die von Rundfunk und Fernsehen übertragen wäre.

Diese Formierungsversuche sollen mit Vokabeln wie „Mitbestimmung“ und „Politisierung der Massenmedien“ demokratisch bemäntelt werden. Die Hörerparlamente wären alles andere als Organe der Mitbestimmung. Tatsächlich würden sie die Medienöffentlichkeit zu bestimmten Wahlzeitpunkten nur kurz und dann gesteuert herstellen — noch dazu auf einer künstlichen Basis, denn „Medienpublikum“ ist kein praktischer Sozialzusammenhang, aus dem heraus Menschen ihre Interessen solidarisch finden, artikulieren und vertreten können. Gerade so irreführend ist der Begriff „Politisierung“ für die Monopolpläne. Es handelt sich um nichts anderes als den Versuch, jede politische Richtung, die am Auftrag der Rundfunkgesetze orientiert ist und damit gegen die Formierungspolitik der Monopole geht, zu unterdrücken und Rundfunk und Fernsehen zu einem unmittelbaren Propagandainstrument der Monopole zu machen. Folgerichtig gipfelt auch die Hetzbroschüre der AFF in der Forderung: „Beseitigung des Sendemonopols, um echte Kontrastprogramme zu ermöglichen“. Will heißen: Installation des privaten Monopols.

2. Im bereits zitierten BVG-Urteil von 1961 wurde festgestellt, daß gegen private Rundfunk- bzw. Fernsehgesellschaften von Verfassung wegen kein Bedenken besteht, „wenn beispielsweise durch Gesetz eine die spezifischen Zwecke des Rundfunks, insbesondere die Erhaltung seiner institutionellen Freiheit sichernde besondere Gesellschaftsform zur Verfügung gestellt und jede, den angegebenen Erfordernissen genügende Gesellschaft, die Rundfunksendungen veranstaltet, einer Staatsaufsicht unterworfen wird.“ Die Organisationsform muß Gewähr bieten, „daß in ihr in ähnlicher Weise wie in der öffentlich-rechtlichen Anstalt alle gesellschaftlich relevanten Kräfte zu Wort kommen, und die Freiheit der Berichterstattung unangetastet bleibt“.

Auf diese Absätze stützte sich der Saarländische Landtag, der bereits 1967 die „Möglichkeit der Konzessionserteilung an private Rundfunkveranstalter“ gesetzlich regelte. Auf diese Absätze stützt sich MdL Erwin Stein, der in der CSU-Fraktion des Bayrischen Landtags die Geschäfte der Medienmonopole betreibt. Für Stein müssen nur zwei Bedingungen erfüllt sein, bevor mit dem Ausbau eines privaten Rundfunksystems begonnen werden kann: 1. die technischen Möglichkeiten müssen gegeben sein; 2. die Länderrundfunkgesetze müssen entsprechend geändert werden.

Technische Möglichkeiten sind genügend vorhanden. „Neu erschlossene Frequenzen im UKW-Bereich (100—104 Mhz) und im 12 Gigahertz-Bereich, die Möglichkeit der Übertragung per Satellit und nicht zuletzt die frapierenden Erfahrungen im Kabelrundfunk und -fernsehen erschlossen noch vor wenigen Jahren ungeahnte technische Voraussetzungen.“ (Erwin Stein, „Privater Rundfunk in Bayern“.) Noch leichter scheint das Problem der Gesetzesänderung: „Wir haben die Mehrheit. Wir können alles machen. Natürlich können wir auch das Rundfunkgesetz ändern“ (Hans Drachsler, CSU-MdL und Mitglied des Rundfunkrates des BR).

Die im BVG-Urteil präzisierten rechtlichen Anforderungen will Stein in seinem Gesetzesentwurf mit einem Trick umgehen. Er sieht einen „Programmbeirat zur Vertretung der Allgemeinheit gegenüber dem Veranstalter“ vor. Er soll bestehen aus „drei Mitgliedern aus dem Bereich der Wirtschaft (Arbeitgeber), drei Vertretern aus dem sozialen Bereich (Arbeitnehmer) und je zwei Repräsentanten der freien Berufe und der Wissenschaft“. Er soll mindestens einmal im Halbjahr zusammentreten, die Programmgestaltung bedürfte seiner Zustimmung.

Abgesehen von seiner fragwürdigen Zusammensetzung: dieser Programmbeirat wäre nichts weiter als ein Alibi für einen nach rein privatwirtschaftlichen Interessen organisierten Sender. In Vorstand und Aufsichtsrat, den eigentlichen Entscheidungszentren, saßen nur Kapitalvertreter. Der Beirat hätte keinen Einfluß auf Personal- und Produktions- und Einkaufspolitik, er würde nur in monatelangen Abständen („mindestens einmal im Halbjahr“) die Programmgestaltung insgesamt diskutieren können.

Nach diesen schriftlich vorgelegten Plänen der Monopolvertreter ist uns also folgende Medienzukunft zugeordnet: Die privaten Sender werden sich zunächst auf lokaler Ebene etablieren — nur dort kommen nämlich die angeführten technischen Möglichkeiten des 12 Gigahertz-Bereichs und des Kabelfernsehens in Frage und dort „wartet“ auch noch ein ergiebiges Werbefeld (die gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft *Neue Heimat* baut bereits serienmäßig Kabelanschlüsse in ihre Wohnblocks). Diese lokalen Sender können selbstverständlich ihr Programm nicht durch Eigenproduktionen bestreiten. Sie beziehen es vielmehr aus dem Kassetten-Kartell, das — dominiert von den privaten Monopolen, die sich übrigens längst auch auf westeuropäischer Basis als Superkartell organisiert haben, — die Fernsehproduktionsmittel und die Schauspieler kontrolliert. Das wirtschaftliche Übergewicht dieses Kartells wird dazu führen, daß bis auf die aktuelle Nachrichtengebung alle Sendeformen „zur Kassette abwandern“ (P. Scholl-Latour). Die öffentlich-rechtlichen Anstalten werden damit „zum Ausstrahlungsinstrument fremder, im wesentlichen privater Institutionen“. Aber selbst dabei werden sie in den — privatwirtschaftlich betriebenen — Fernsehsatelliten übermächtige Konkurrenz erhalten. Diese Satelliten werden „in vier Jahren auch über Europa voll einsatzfähig sein und Programme aus allen Teilen der Welt anbieten können“. „Wenn dann die kommerziellen Fernsehanstalten

um die Erde kreisen und dank mehrsprachiger Tonkanäle dem Normalempfänger ihre Sendungen auch in deutscher Sprache anbieten, werden wir uns auf dem Televisionsgebiet mit einem überdimensionalen ‚Luxembourg‘ auf allen Kanälen auseinanderzusetzen haben.“ Das „mörderische Tempo des kommerziellen Wettbewerbs“ ist nach Scholl-Latour für die Anstalten nur durchzustehen, wenn sie sich selbst kommerzialisieren (also mehr Werbung treiben und mit den Konzernen gemeinsame Kassetten-Geschäfte machen). Dafür aber bemerkt er „am Rande ... die Perspektive eines Programmkrieges per Fernsehsatelliten über alle Grenzen und Blöcke hinweg“. Über die DDR hinaus, deren Bevölkerung bereits jetzt zum großen Teil im Einstrahlungsgebiet westdeutscher Programme liegt, sollen alle sozialistischen Länder — hier „linksgerichtete Diktaturen“ — dem Programmkrieg ausgesetzt werden, bis „am Ende vielleicht eine ferne Vision“ steht — „die Entwicklung einer weltweiten einheitlichen Zivilisationsform“, die demnach nur die des Imperialismus sein könnte.

Tatsächlich und bedrohlicherweise ist die Vision gar nicht so fern. „Die Verhandlungen zwischen den Vertretern der Vereinigten Staaten und verschiedenen anderen Ländern führten am 24. Juli 1964 zu dem Beschluß von zwei Interim-Vereinbarungen für die Schaffung eines globalen kommerziellen Kommunikations-Satelliten- Systems durch das International Telecommunications Satellite Consortium (Intelsat). Die Vereinbarungen wurden unterzeichnet durch die Vereinigten Staaten und dreizehn andere Länder. Heute sind 68 Länder — die zusammen 95 Prozent der kommerziellen Kommunikation in der Welt produzieren — an diesen Interim-Vereinbarungen beteiligt. Nach den Bestimmungen des Vertrags kann jedoch der Stimmenanteil der Vereinigten Staaten nicht unter 50,6 Prozent, der der ursprünglichen Signatur-Parteien nicht unter 83 Prozent der Gesamtstimmen sinken ... Ziel der Intelsat-Vereinbarungen ist“ ein einheitliches globales kommerzielles Kommunikations-Satelliten-System als Teil eines verbesserten globalen Kommunikationsnetzes einzurichten, das ausgedehnte Telekommunikations-Dienste für alle Teil der Welt zur Verfügung stellen wird “ ... Das Komitee kann über Aufbau und Ort der Erdstationen bestimmen ... Als Teil des Intelsat-Programms hat Comsat (Communication Satellite Corporation, verwaltet die Interessen des internationalen Konsortiums) durch Verträge mit der NASA (Nationale Raumfahrtbehörde der USA) erfolgreich für die Platzierung einer Reihe von Satelliten über dem Atlantischen und dem Pazifischen Ozean gesorgt.“ (O. Rydbeck und E. W. Ploman, *Broadcasting in the space age*. Europäische Rundfunk-Union. o. J., S. 28 f.)

Die elektronische Weltraumverwaltung durch die US-Monopole ist also bereits vertraglich festgelegt. Wenn die Satelliten technisch sendefertig sind — also in etwa 5 Jahren —, soll die globale Telekommunikation vom Lehrprogramm bis zum Großen Bruder à la XY nach den Profit- und Machtinteressen der internationalen Konzerne erfolgen. Bei der Außerordentlichen Funkverwaltungskonferenz für den Weltfunkdienst im Juni 1971 in Genf werden dazu die

vorläufig letzten Frequenzen — aus dem Giga-Hertz-Bereich — vergeben. Die SPD-FDP-Bundesregierung hat — Unfähigkeit oder Politik? — keinerlei Konzept. Ende März, also drei Monate vor dieser entscheidenden Konferenz, wurde erklärt: „Ein Gedankenaustausch (der Intendanten) mit den zuständigen amtlichen Stellen ist vorgesehen.“ Im Gegensatz zur BRD zeigt sich eine wachsende Zahl von Staaten über die globalstrategischen Pläne der USA und ihrer Satelliten mehr und mehr beunruhigt. Sie drängen darauf, der drohenden „Ära der Piraterie“ durch völkerrechtlich bindende Regelungen für das Satelliten-Fernsehen auf internationaler Ebene zuvorzukommen. Die speziell dafür geschaffene Arbeitsgruppe des Weltraumausschusses der Vereinten Nationen hat die Beratungen aufgenommen; parallele Bestrebungen laufen im Rahmen der UNESCO. „Der Standpunkt der Sowjetunion und der in diesen Gremien vertretenen sozialistischen Staaten ist eindeutig. Sie sind für die breiteste internationale Zusammenarbeit auf diesem Gebiet, und zwar auf einer geregelten Grundlage“ (die vom Prinzip der Achtung der staatlichen Souveränität herzu-leiten ist). „Ein solches Abkommen so rasch wie möglich zustande zu bringen und in Kraft zu setzen, bietet die sicherste Gewähr, jeden Mißbrauch des Kosmos zu ideologischer Wühltätigkeit von vornherein zu unterbinden. Die Aufrechterhaltung des derzeitigen juristischen Vakuums hingegen nutzt allein denen, die an der Schürung von Feindschaft und Haß zwischen den Völkern interessiert sind“ (Franz Knipping, Fernseh-Visionen, „Die Weltbühne“, 6. 4. 71, Seite 428). Am Anfang steht jetzt der Versuch, die Massenmedien nach den Profit- und Machtinteressen der Monopole zu formieren und neue Sender nach ihrem Interessenbild zu schaffen. Und damit die Frage: „Wenn das Bewußtsein selber Gegenstand einer umfassenden und vielseitigen Marktauswertung wird, wo liegen dann die Entstehungschancen für politisches Bewußtsein?“ (Jungsozialisten). Konkret übersetzt: Welche Chancen bestehen, die Macht der Monopole über die Medien zurückzudrängen — durchzusetzen, daß „Hörfunk und Fernsehen auch in Zukunft in Form von öffentlich rechtlichen und gemeinnützigen Einrichtungen betrieben werden“ (so die Forderung des Landesbezirks Bayern des DGB), daß der Inhalt der Programme den von Rundfunkgesetzen geforderten fortschrittlichen demokratischen Grundsätzen entspricht, und daß die öffentlich-rechtliche Organisationsform auch bei der Presse, die entgegen ihrem Verfassungsauftrag im Interesse „von 200 reichen Leuten“ (Paul Sethe) und gegen die Interessen der Arbeiter und Angestellten — also auch der Journalisten — arbeitet, endlich eingeführt wird?

V.

1. Die ideologischen Folgen der durch die Massenmedien verbreiteten Information, Unterhaltung und Werbung sowie die Formierung der Medien selbst werden nicht mehr stillschweigend hingenommen. Gerade jene, die als Journalisten und freie Mitarbeiter die eigentlichen Produzenten der Massenmedien sind, be-

teiligen sich in immer größerer Zahl an Statutenkämpfen, an Auseinandersetzungen um programmatische Entwürfe von Gewerkschaften und Verbänden zur Mitbestimmung im Bereich der Massenkommunikation². Auf dreierlei Weise versuchen Journalisten zur Zeit, der Forderung nach Mitbestimmung und demokratischer Kontrolle der Massenmedien Nachdruck zu verleihen: a) durch Propagierung von Redaktionsverfassungen, die das Verhältnis zwischen Journalisten auf der einen und Verlegern, Intendanten, Rundfunk- und Verwaltungsräten sowie Programmbeiräten auf der anderen Seite demokratisieren sollen; b) durch Aktivierung der im Bereich der Massenkommunikation eingerichteten Betriebs- und Personalräte, die — gedacht zur Vertretung der Interessen der arbeitenden Belegschaften gegenüber den Verwaltungs- und Aufsichtsgremien — ein sehr verkümmertes Dasein fristen; c) durch Konstituierung von (informellen) Betriebsgruppen, die einerseits in der täglichen Arbeit in Form von lockeren Kooperationen zwischen Journalisten aus einer Abteilung oder aber aus verschiedenen Sektionen erscheinen (was allerdings aufgrund der in Verlagen, Rundfunkhäusern und Fernsehanstalten gegebenen Arbeitsorganisation nur sporadisch möglich ist) und andererseits außerhalb der Dienstzeit als Foren für politische Diskussionen und Ausgangszentren für daraus folgende Aktionen fungieren. Ziel dieser Aktivitäten ist es (und muß es weiterhin sein), in den Verlagen, Rundfunkhäusern und Fernsehanstalten die Möglichkeit zu schaffen, daß die Journalisten und freien Mitarbeiter — als Produzenten der Massenmedien — über Qualität, Herstellung und Verwendung ihrer Arbeiten selbst entscheiden und über den erwirtschafteten Gewinn mitverfügen können. Zweierlei ist dabei jedoch zu beachten — und die Erfahrungen, die viele Journalisten beispielsweise während der Auseinandersetzungen um Redaktionsstatute gemacht haben, bestätigen das eindringlich: jenem Ziel kommt man — wenn auch immer noch langsam genug — um so schneller näher, je stärker der Zusammenhalt innerhalb der Institutionen der Massenkommunikation zwischen den Journalisten und ihren Kollegen von der Technik und aus den kaufmännischen Büros ist und je besser und umfassender die Journalisten gewerkschaftlich organisiert sind.

2. Eine präzisere Diskussion des Problems „Mitbestimmung“ in der westdeutschen Massenkommunikation muß von der unterschiedlichen Situation privatkapitalistisch organisierter und öffentlich-rechtlich eingerichteter Massenmedien ausgehen. Solange das Institut der privaten Verfügung über die Produktionsmittel und der privaten Aneignung des erwirtschafteten Gewinns im Zeitungs- und Zeitschriftensektor gilt — und das wird der Fall sein, bis es im Bereich der großindustriellen materiellen Produktion als Organisationsprinzip liquidiert worden ist —, solange werden die Journalisten aus dem *prinzipiellen* Verhältnis, in dem sie als Lohnarbeiter zum Verlegerkapital stehen, nicht heraus kommen. Die Konsequenz, die daraus zu ziehen ist, ist offenkundig: die Macht des

² Vgl. zur Mitbestimmungskampagne in Verlagen, Rundfunkhäusern und Fernsehanstalten der Bundesrepublik Horst Holzer, KURBISKERN 4/70 — Massenmedien oder Monopolmedien?

Verlegerkapitals muß durch innerbetriebliche Mitbestimmung der Journalisten und der anderen Betriebsangehörigen, ihrer Betriebsräte und Gewerkschaften sowie durch überbetriebliche Mitbestimmung der Gewerkschaften eingedämmt werden.

Das Eintreten der Journalisten für innerbetriebliche Mitbestimmung muß sich dabei mit den Interessen der technischen und kaufmännischen Arbeiter und Angestellten verbinden, so daß das Verhältnis „Journalisten-Verleger“ im Rahmen des Bündnisses zwischen journalistischer Intelligenz und technisch wie kaufmännisch Arbeitenden verändert und demokratisiert werden kann. Das heißt: Journalisten müssen sich innerhalb der Verlage einmal als Arbeitskollektiv solidarisieren lernen — als ein Kollektiv von Arbeitenden, die bei fortschreitender Technisierung des Zeitungs- und Zeitschriftensektors in zunehmend ähnlicher Weise qualifiziert und von den Kapitaleignern abhängig sein werden; zum andern müssen Journalisten bereit sein, mit den anderen Verlagsarbeitern und -angestellten im Betriebsrat zu kooperieren. Auf jeden Fall hat — langfristig gesehen — die Organisation des Betriebsrates die Stelle zu sein, wo die innerbetriebliche Mitbestimmung verankert und vorangetrieben wird. Da zur Zeit das entscheidende Hindernis für eine (qualitative) Erweiterung der innerbetrieblichen Mitbestimmung, das geltende Betriebsverfassungsgesetz und insbesondere dessen Stillhalte-Paragraph 49, zur Debatte steht, sollten um Mitbestimmung kämpfende Journalisten — wo und wann immer bei ihrer täglichen Schreibearbeit sie können — in die Diskussion um die geplante Novellierung des Betriebsverfassungsgesetzes eingreifen und, indem sie die Unterdrückung der Arbeiter und Angestellten als ihre eigene erkennen, öffentlich für ein demokratisches Betriebsverfassungsgesetz agitieren.

Die überbetriebliche Mitbestimmung im Bereich der privatkapitalistischen Massenkommunikation muß sich in zweifacher Hinsicht ausdrücken: einmal darin, daß vor allem die mächtigen Pressekonzerne und die lokalen Zeitungsmonopole öffentlicher Kontrolle unterzogen werden; zum andern darin, daß diese öffentliche Kontrolle von Gremien ausgeübt wird, in denen die Verlegervertreter mit den Repräsentanten der Journalisten und der Leser konfrontiert werden. (Der Einfachheit halber sei hier angenommen, daß die Verlagsarbeiter und -angestellten durch die Repräsentanten des Publikums, das heißt: die Repräsentanten der arbeitenden Bevölkerung, vertreten werden.) Zu denken ist hier an drittelparitätisch besetzte Gremien, in die die Verlegerverbände, die Vereinigungen der Journalisten und der Deutsche Gewerkschaftsbund, vor allem repräsentiert durch Vertreter der Großbetriebe, als Organisationen der an der privatkapitalistischen Massenkommunikation entscheidend beteiligten Gruppen ihre Abgesandten schicken. Die Gremien müßten für bestimmte Regionen (Länder, Gemeinden, Kreise) zuständig und für Koordination und Kontrolle der Presseaktivitäten (inklusive der Werbung) in den betreffenden Regionen kompetent sein. Den Gremien sollten wissenschaftliche Beiräte, die das Verhältnis der Leserschaften zu

den entsprechenden Zeitungen und Zeitschriften permanent verfolgen, sowie Kommissionen zugeordnet werden, die — in Form von Diskussionsveranstaltungen und Seminaren — den ständigen Meinungsaustausch mit jenen Leserschaften suchen.

In den öffentlich-rechtlich organisierten Sendern haben die von politischer Entmündigung und sozialer Schlechterstellung bedrohten Mitarbeiter nur in organisierter gewerkschaftlicher Solidarität die Chance, sich im Angriff der Reaktion zu behaupten. Angst um den Arbeitsplatz, Blockierung der Karriere, willkürliche Versetzung, Verlagerung oder Stornierung von Projekten u. ä. sind die täglichen Mittel, mit denen die politische Reaktion sich die Mitarbeiter an den Sendern gefügig machen will. Verstärkte gewerkschaftliche Organisation wird diese Mittel unwirksam machen, vorausgesetzt, sie geht Hand in Hand mit antimonopolistischer Aktivität im DGB.

„Mitbestimmung“ in den öffentlich-rechtlichen Anstalten muß die Interessen der gesamten abhängig arbeitenden Bevölkerung — die 85 Prozent aller Hörer und Seher stellt — umfassen. Das heißt: die Aufsichtsgremien der Anstalten müssen nach einem neuen Schlüssel der „relevanten gesellschaftlichen Kräfte“ besetzt werden. Der Skandal, daß der DGB bis zu höchstens 5 Prozent der Gremienmitglieder stellt, ist zu beseitigen. Die Stellung im Produktions- bzw. Arbeitsprozeß ist die entscheidende Größe für die gesamte Existenzweise der Menschen; die abhängige Arbeitenden und ihre Familien stellen vier Fünftel der Gesamtbevölkerung. Dies begründet die Forderung, daß die Gewerkschaften in den Kontrollgremien der Sendeanstalten 50 Prozent der Sitze zu beanspruchen haben.

Angesichts der Propaganda-Offensive der Monopole, ihrer Zeitungen, Parteien und Hetzverbände, müssen größere Anstrengungen unternommen werden, die Arbeiter und Angestellten in der Bundesrepublik über Bedeutung und Entwicklung der Massenkommunikation und über die gegenwärtige Doppelstrategie der Monopole zu informieren. Eine „Aktion Demokratie in Funk und Fernsehen“ sollte diese Aufgabe — wozu auch das Zusammenkommen von Programmachern und Publikum, besonders in Großbetrieben, gehörte — in Angriff nehmen, Programm- und Personalpolitik der Sender ständig kontrollieren und dazu öffentlich Stellung nehmen.

3. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Kampf der Journalisten um innerbetriebliche Mitbestimmung in Zusammenhang gebracht werden muß mit dem Vorantreiben der innerbetrieblichen und überbetrieblichen Mitbestimmung der arbeitenden Bevölkerung im Bereich der großindustriellen materiellen Produktion. Journalisten, die das erkannt haben, sind auch bereit gewesen, daraus die Konsequenz zu ziehen: Sie haben sich in der entscheidenden Massenorganisation der arbeitenden Bevölkerung, in der Gewerkschaft — in der Deutschen Journalistenunion, IG Druck und Papier — zusammengeschlossen und damit angezeigt, daß sie die journalistische Mitbestimmung nur für realisierbar halten, wenn sie im Rahmen einer Organisation vorangetragen wird, die — aufgrund

der von ihr vertretenen Masse der Arbeiter und Angestellten — in der Lage ist, prinzipielle Veränderungen der Herrschaftsstruktur der Bundesrepublik zu erzwingen. Die bisher getane politische Arbeit der Deutschen Journalistenunion geht zweifellos von dieser Erkenntnis aus. Damit ist auch für die künftige Arbeit die Richtung angegeben: zu überwinden ist die Abtrennung der Journalisten von solchen Berufsgruppen, die ähnliche Tätigkeiten ausüben, und von den technischen und kaufmännischen Arbeitern und Angestellten, mit denen die Journalisten in den Verlagen zusammenarbeiten. Die ersten Kontakte zwischen dju, RFFU und VS in konkreten Fragen (Mustervertrag für freie Mitarbeiter etc.), ebenso die breite Resonanz auf die gewerkschaftlichen Vorschläge beim VS-Kongreß, insbesondere auf Martin Walsers Ausführungen zu einer IG-Kultur, sind Initiativen, in deren Überlegungen auch die Interessen der technischen wie kaufmännischen Arbeiter und Angestellten einbezogen werden sollten. Die Orientierung auf eine IG Kultur (beziehungsweise Massenmedien und Kommunikation) hätte zunächst die gemeinsamen ökonomischen und sozialen Interessen zu berücksichtigen. Hinzu käme dann die Aufgabe, innerhalb des DGB über den herrschenden Kultur- und Kommunikationsbetrieb aufzuklären und jenen, von deren Arbeit die Gesellschaft der Bundesrepublik existiert, durch Diskussion und Aktion zu helfen, wirkungsvoll in den Institutionen der Massenkommunikation vertreten zu sein. Eine weitere Aufgabe wäre es, darauf zu dringen, daß vom DGB bestellte Gruppen von Wissenschaftlern Voraussetzungen und Wirkungen von Massenmedien und kulturindustriellen Produkten permanent unter Kontrolle halten, dazu sollten vom DGB und/oder von Einzelgewerkschaften Kommunikationsprojekte gestartet und weiterentwickelt werden, die auf das objektive Interesse der arbeitenden Bevölkerung an Solidarität und Selbstbestimmung und damit gegen die staatsmonopolistische Herrschafts- und Ausbeutungskultur gerichtet sind.

4. Die Machtverhältnisse in der Gesamtgesellschaft sind die entscheidende Größe auch für die Produktionsbedingungen in den Massenmedien. Je stärker die Macht der Monopole, desto stärker auch deren Zugriff auf die Medien. Anders: Wer mehr Demokratie in den Massenmedien will, der muß den politischen Kampf gegen die Macht der Monopole aufnehmen.

Der gewerkschaftliche Kampf um Mitbestimmung ist ein wichtiges Element dieser demokratischen Offensive. Die Macht der Monopole entspringt aus ihrer Herrschaft über die materielle Produktion. Jeder Fortschritt der Arbeiter und Angestellten dort ist ein gesamtgesellschaftlicher Fortschritt.

Andererseits haben die Monopole versucht, die gesamte Gesellschaft zu einem Hilfsapparat für ihre Macht- und Profitinteressen auszubauen. Staat, Kommunen, Wirtschaft, Erziehung-Ausbildung, Massenmedien — sie sind organisiert und werden bedient nach dem Kommando der Monopole. Und dieses Kommando gilt, bis die Arbeiter und Angestellten auf allen diesen gesellschaftlichen Ebenen den Kampf organisiert aufnehmen und vorwärtstreiben.

Gespräch mit Fernsehdirektor Dr. Oeller

KK: Vor wenigen Wochen hat der Landesbezirk Bayern des Deutschen Gewerkschaftsbundes gewarnt vor einer „CSU-Machtübernahme am Bayrischen Rundfunk“. Besteht Anlaß zu dieser Warnung?

Oeller: Ich würde meinen, daß es keinen Anlaß zur Befürchtung vor einer CSU-Machtergreifung gibt. Ich würde dieser Partei dieses Ziel nicht zutrauen. Es geht um eine andere Frage: um die Zusammensetzung der Kontrollgremien. Im übrigen sieht man der Formulierung „CSU-Machtergreifung“ nicht die Anführungszeichen an. Eine „Machtergreifung“ halte ich heute nicht mehr für möglich.

KK: Lassen wir das Wort mal beiseite. Stattgefunden hat doch auf jeden Fall eine Organisationsreform beim Fernsehen, die die Redaktion direkt an die oberste Entscheidungsebene anschließt: die Redaktionen, jetzt Projektgruppen genannt, wurden zusammengefaßt zu Programmbereichen, die Programmbereiche in Gruppen, denen die Koordinatoren vorstehen, die wiederum direkte Stellvertreter des Direktors sind. Jetzt kann von ganz oben direkt in die vielbeschworene „kreative Autonomie“ der Redaktionen hineinregiert werden.

Oeller: Das ist für unsere Pläne nicht charakteristisch. Wenn das zutreffen sollte, dann wäre das die falsche Anwendung neuer Prinzipien. Unsere Reform soll ja gerade tendenziell die Unabhängigkeit der Redaktionen stärken, die Projektgruppe als Initiativgruppe begründen helfen. Es ist doch nach unserer Planung notwendig, aufgrund der Arbeitsteilung von Programmbereich und Koordinator vorzugehen. Es geht um die Zusammenarbeit von zwei Einheiten. Die eine besteht aus den in Programmbereiche zusammengefaßten Projektgruppen, die andere aus dem Direktor und seinen Stellvertretern, den Koordinatoren. Das ist wie in der Industrie, wie beim Obersten Sowjet: der Direktor hat Stellvertreter, die Koordinationsaufgaben erfüllen. Hier handelt es sich um einen neuen Typ kollegialer Zusammenarbeit.

KK: Die Zusammenarbeit besteht darin, daß die eine Ebene — die Koordinatoren — direkt eingebaut ist in die zweite Ebene, dort wo die Programme gemacht werden. Damit ist ein direkter Kontrollstrang gegeben, die permanente Vorzensur wird möglich. Sehen Sie diese Gefahr?

Oeller: Bei drei oder vier Ebenen eher, zwei Ebenen fördern die Zusammenarbeit. Natürlich ist der Mißbrauch jeder Struktur gefährlich und jede Struktur kann man mißbrauchen. In diesem Fall aber halte ich den Mißbrauch nicht für möglich. Die Programmbereiche und die Koordinatoren sind ja beide beteiligt. Das war auch gewollt. Auf diese Art sollte ein System des Ausgleichs geschaffen werden, ohne das Kollegialität ja nicht auskommt.

KK: Sie sprechen immer von ‚Kollegen‘. Nun haben die angesprochenen Kolle-

gen je nach ihren Positionen unterschiedliche Machtfülle. Es gibt dann noch offenbar einen „inneren Machtkern“, der durch die Namen Oeller, Mühlfnzl, Flemmer angegeben ist. Diese Spitze des Hauses wird zur CSU gerechnet. Trifft das zu?

Oeller: Dieser Vorwurf besteht zu Unrecht. Ich bin zum Beispiel nicht Mitglied der CSU. Mühlfnzl ist Mitglied der CSU. Im übrigen meine ich, daß die Vermutung einer Nähe zur CSU nicht zählt. Wichtiger sind doch andere Dinge. Es kommt auf den eigenen Weg an. Ich bekenne mich zu einer offensiven Liberalität, zu einem völligen Offensein gegenüber der gesellschaftlichen Entwicklung. Darin sehe ich die Alternative zum parteipolitischen Charakter einer Rundfunkanstalt. Im Gegensatz zu mir hält etwa Hammerschmidt die Parteinähe für nützlich.

KK: Solche Gegensätze scheinen zu verschwinden, wenn es konkret wird. Ihre Ablehnung von *Zoom* — die Sendung wurde ja vom Hammerschmidt-Südwestfunk ausgestrahlt — haben Sie nicht anders begründet als Hammerschmidt schon seinen Richtlinien-Entwurf im letzten Jahr. Sie verlangen in Ihrer schriftlichen Begründung „kritische Distanz zu solchen Inhalten“ wie „friedliche und demokratische Veränderungen der Gesellschaftsordnung“. Meinen Sie das wirklich so, wie es da steht?

Oeller: Ja. Unbedingt. Gestatten Sie, daß ich meine Essentials nochmals zusammenfasse, obwohl sie bekannt sind. Einmal ist Beteiligung und Engagement des Mitarbeiters notwendig. Da gibt es Unterschiede zwischen einem Bericht und einem Kommentar. Ein Kommentar kann keine Distanz in diesem Sinn haben. Bei *Zoom* handelte es sich darum, daß die Zuschauer einen Bericht erwarteten, ihnen aber Agitation vorgesetzt wurde. Es gab keine Distanz der Berichtenden. Überzeugung zu äußern, würde ich meinen, heißt hier doch, den Bericht als Bericht erkennbar machen, andernfalls aber müßte die Medienkomponente deutlich gemacht werden.

KK: Sie, Fernsehdirektor beim BR, sagen in dem *Zoom*-Papier klipp und klar: Wer hier Sendungen machen will, der muß sie in „kritischer Distanz zu Versuchen friedlicher und demokratischer Veränderung der Gesellschaftsordnung“ machen. Das scheint uns eine politisch eindeutige Direktive zu sein.

Oeller: Aber das ist doch eine Frage der persönlichen politischen Haltung, keine Frage beim Machen des Programms oder einzelner Sendungen. Zu Initiative und Engagement sind zuzuordnen: Das wichtigste Kriterium für Kommunikation im öffentlichen Dienst ist die öffentlich-rechtliche Verfassung der Sender. Es gibt den Begriff der Informationsgerechtigkeit, das ist eine Voraussetzung für die Arbeit am öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Auf privatrechtliche Strukturen sind diese Sätze nicht anwendbar, da sieht das alles anders aus.

KK: Der Grundsatz „Kritische Distanz zu friedlicher und demokratischer Veränderung der Gesellschaftsordnung“ widerspricht unserer Auffassung nach der Verfassung. Allein die Erfüllung der Verfassungsaufträge und die Verfassungs-

vorschriften selbst — z. B. die soziale Verwendung des Eigentums — machen die Änderung gesellschaftlicher Strukturen notwendig.

Oeller: Ich sehe ein Problem hier: die Definition von Distanz ist nicht geklärt. Im Ganzen verlangt das Programm Distanz. Für einzelne Sendungen, etwa auch Gewerkschaftssendungen, gibt es verschiedene Distanzen. Ich benutze jetzt ein Wort, das ich ungern sage. Ich sage es behelfsweise. Neue Verhältnisse verlangen eigentlich auch neue Namen. Ebenso wenig wie die Bundeswehr Schule der Nation sein kann, ist das Fernsehen Schule der Nation. Im Ganzen gesehen hat das Fernsehen keine Erziehungsaufgabe, denn das würde ja ein gemeinsames Erziehungsziel voraussetzen. Das ist aber aufgrund der verschiedenen Erziehungsziele in der Gesellschaft nicht möglich. Sprache ist ein gesellschaftliches Phänomen. Das gleiche gilt für Kommunikation. Als solches kann es vom einzelnen nicht in Privatbesitz genommen werden. Die Verschiedenheit der Kommunizierenden fordert verschiedene Ziele der Erziehung. Gegen diese meine Vorstellung eines offenen Programms gibt es nur die Alternative der Parteiprogramme.

KK: Uns scheint noch eine andere Alternative zu existieren, nämlich die, die in den Grundsätzen der Rundfunkgesetze festgelegt ist. In den Grundsätzen sind den Sendern doch konkrete Arbeitsziele gegeben. Zum Beispiel zu wirken für soziale Gerechtigkeit, für Völkerfreundschaft. Von der Verwirklichung dieser Prinzipien in unserer Gesellschaft kann keine Rede sein. Also müssen gesellschaftliche Änderungen durchgeführt werden, also müssen die Sender in ihren Programmen sich dafür einsetzen.

Oeller: Sicher ist das Prinzip der sozialen Gerechtigkeit weitgehend noch nicht realisiert. Ich setze aber auf die Entwicklung. Ich trete für Evolution und nicht für Revolution ein. In dem Sinn bin ich ein Mann der Bewegung und nicht des Stillstands. Und diese Entwicklung ist nur möglich, wenn man sich offenhält.

KK: Noch einmal: Steht dieses Rundum-Offenhalten nicht im Gegensatz zu den Verpflichtungen der Rundfunk-Grundsätze?

Oeller: Eigentlich nein. Rundfunkgesetze sind interpretationsfähig. Die Engländer haben zum Beispiel gar keine solchen Grundsätze für Funk und Fernsehen. Sehen Sie mal die Entwicklung bei uns. Wir waren hier eine kleine Minderheit, als wir anfangen, unsere Konzeption zu entwickeln. Wir meinen, daß die Kommunikation von morgen nicht mehr auf den Journalismus — à jour — beschränkt werden kann, sondern erweitert werden muß — fürs Leben, eine *éducation permanente*. Das wird eine Kommunikation, deren Funktionen weit über die der Tageszeitungen hinausreichen.

KK: Welche Funktionen vor allem wird sie haben?

Oeller: Normen, wie etwa in den vorliegenden Gesetzen, schließen Entwicklung nicht aus. Für die Entwicklung selbst braucht man aber keine eigenen inhaltlichen Thesen: man muß entwickelnd tätig sein und mit dem Tätigsein entwickeln. Wir müssen Schritt für Schritt machen. Als ein Prinzip — und nicht reduziert sein auf einen statischen Kampf.

KK: Woher wissen Sie, daß Schritt für Schritt nicht Schritte nach rückwärts sind?

Oeller: Genau weiß man das nicht. Man nimmt aber an, wenn man Schritte macht, wenn man geht, dann geht man vorwärts. Man hat doch ein Orientierungsgefühl.

KK: Wenn Sie die bestehenden Grundsätze der Rundfunk-Verfassung weder ablehnen noch als Kriterien für Ihre Arbeit ansehen, sondern sich leiten lassen vom „Offenhalten“, vom „Schritt-für-Schritt-Machen“, vom „Entwickelnd-Tätig-Sein“ und „Mit-dem-Tätig-Sein-Entwickeln“, dann kommt letztlich doch ein tautologischer Maßstab für den Inhalt Ihrer Programme heraus: Sie sind offen für das, was offen ist.

Oeller: Lassen Sie mich das erläutern. Kommunikation ist öffentlicher Dienst für alle. Dabei ist folgendes zu beachten: Die Gewährleistung von Unterhaltung, Information, Lehrprogrammen. Das ist die Grundversorgung mit Kommunikation. Das verhält sich heute ähnlich wie bei der Versorgung mit Wasser, Strom und Gas. Das sind ganz elementare Bedürfnisse. Und das ist unsere gesellschaftliche Aufgabe, von der allein unser Mandat zu bestimmen ist. Wenn wir etwas herstellen, das nicht genossen wird, verfehlen wir diese Versorgungsaufgabe. Das erzeugt einen Mangel an Grundstoffen. Dabei kommt es auf die dauerhafte Versorgung mit unserem Grundstoff an. Wir brauchen weiterhin die Auseinandersetzung und Beteiligung der Kollegen in der Kommunikation und im Programm. Ich sage immer: „Habt Euch nicht so, wenn Konflikte auftreten!“ Die Konflikt-Situation ist doch unerlässlich. Ich sage auch: „Ihr müßt mitwirken.“ Nicht als Theaterbeteiligte, als Hersteller von Fiction — politisch sollten sie mitwirken.

Hinzukommt die Pflicht zur Initiative und zum Engagement im gesellschaftlichen und geistigen Leben. Es genügt nicht, nur als Reporter usw. zu wirken. Kommunikation ist unmöglich, wenn sie nur aus Reportage, nur aus dem Transport von Informationen besteht. Hier geht es um die schöpferische Anwendung.

KK: Sie haben vorhin gesagt, daß die fundamentalen Grundsätze der Arbeit an den öffentlich-rechtlichen Sendern — z. B. Informationsgerechtigkeit — bei privatrechtlich betriebenen Sendern nicht gelten würden. Im Urteil von 1961 hat das Bundesverfassungsgericht das gerade Gegenteil erklärt. Es werden dort ausdrücklich auch für eventuelle private Sender „inhaltliche Ausgewogenheit“ und „Sachlichkeit“ als Leitgrundsätze verlangt.

Oeller: Das ist ein Widerspruch, der noch nicht gelöst ist. Ich schließe eine Änderung dieser Gerichtsmeinung nicht aus. Es könnte ja beispielsweise ein gewerkschaftliches oder ein evangelisches Kommunikationssystem geben. Die würden entsprechend geprägte Programme haben und das gar nicht leisten können, was die öffentlich-rechtlichen Sender tun. 1961 war man ja noch nicht so weit wie heute. Man wird die damalige Definition nicht unbedingt anwenden müssen.

KK: Wenn es so ist wie Sie sagen, daß privatrechtlich organisierte Sender gar nicht dem verfassungsgerichtlich definierten öffentlichen Auftrag nachkommen

können, dann gibt es zwei alternative Konsequenzen: 1. Es darf keinen privaten Rundfunk geben. 2. Wir ändern unsere Verfassungsgrundsätze, damit auch die elektronischen Medien nach dem Profitinteresse der privaten Konzerne — denn die kommen in erster Linie als Konzessionäre in Frage — organisiert und eingesetzt werden können. Für welche Alternative plädieren Sie?

Oeller: Ich bin kein Prophet. Es wird, glaube ich, verschiedene Systeme der Kommunikation geben.

KK: Es geht nicht um Prophetie, sondern um Ihre Einschätzung der Entwicklung und Ihr Verhalten in dieser. Scholl-Latour vom WDR beispielsweise geht davon aus, daß wir in wenigen Jahren private Satelliten-Programme, Kassetten-Monopole usw. haben werden, und daß die öffentlich-rechtlichen Sender bei dieser gewaltigen Konkurrenz durch die privaten Konzerne nur eine Chance haben, wenn sie sich auch kommerzialisieren — mehr Werbung treiben, ins Kassettengeschäft einsteigen, wohl auch entsprechend die Programme ändern.

Oeller: Ich sehe das nicht. Nach der Weizsäckerschen Definition von Prognostik gibt es immer eine Reihe möglicher Entwicklungen. Zwischen den Extremen liegt doch einiges dazwischen.

KK: Die angesprochene Gefahr liegt darin, daß die privaten Monopole in wenigen Jahren alle elektronischen Produktionsmittel und auch die Journalisten, Künstler, Techniker kontrollieren, und damit auch den öffentlich-rechtlichen Sendern das Programm diktieren.

Oeller: Diese Gefahr sehe ich nicht. Ich würde sagen, daß die Vitalität unserer Redaktionen viel zu stark ist, um sich von diesen Operationen überrollen zu lassen. Andererseits stimmt es, daß die öffentlich-rechtlichen Anstalten unterkapitalisiert sind. Deshalb plädiere ich seit Jahr und Tag zur Erhaltung ihres Charakters einerseits für eine Gebührenerhöhung, andererseits für mehr Werbezeit. Wir haben 12 Prozent höhere Ausgaben, aber nur 3 Prozent höhere Einkünfte. Es ist also keine theoretische, sondern eine praktische Frage, daß wir mehr Zeit für Werbung brauchen. In Zukunft werden wir dann auch Kassetten verkaufen.

KK: Geht das nicht doch in Richtung Kommerzialisierung der öffentlich-rechtlichen Anstalten?

Oeller: Nein. Das ist nicht das Stichwort. Nehmen wir die Kasette. Das ist doch ein sozialer Dienst weiterer Verwertung unserer Produktion — die Grundversorgung, von der wir sprachen, wird verbessert. Es wäre doch eine Selbstverstümmelung, wenn wir diese Möglichkeit und auch die der Werbung nicht nutzten.

KK: Käme es auf dem Kassettensmarkt nicht zu einer Konkurrenz mit den privaten Kassettens-Firmen? Wären Sie dann nicht gezwungen, Ihre Kassettensproduktion unter Vermarktungs Gesichtspunkten durchzuführen und nicht unter denen der „Grundversorgung“?

Oeller: Es geht uns zunächst und vor allem um die Erhaltung der Selbständigkeit und um ihre Stärkung. Die Kasette dient der Stärkung.

KK: Die CSU schmiedet in letzter Zeit sehr vernehmliche Pläne, die Struktur des Rundfunkrates zu verändern. Der letzte Plan sieht vor, die Vertreter der „relevanten gesellschaftlichen Kräfte“ nicht mehr von diesen selbst, sondern vom Landtag zu benennen. Entsteht hier die Gefahr einer parteipolitischen Gängelung des Senders?

Oeller: Ich würde darin keine Gefahr sehen. Die Kollegen in Hamburg und Köln sehen darin doch auch keine Gefahr. Es handelt sich bei diesen Vorschlägen lediglich um Variationen demokratischer Strukturen.

KK: Keine Gefahr — auch wenn Strauß von „roter Reichsfernsehkammer“ und „Tropfen roten Giftes“ spricht, die angeblich im BR verspritzt werden?

Oeller: Die Tropfen gehören zu meiner Vorstellung.

KK: Ist die Gefahr einer direkten Einflußnahme auf den Sender durch Strauß und seine CSU nicht größer als die SPD sie bei NDR und WDR darstellt?

Oeller: Ich weiß: die CSU wird sich an Liberalität von der SPD nicht übertreffen lassen.

Zensurfibel des Bayrischen Rundfunks

Zensur findet statt. — Unter „Zensur“ ist hier verstanden: der unmittelbare oder auch mittelbare Eingriff in politische Aussagen, gleich, ob diese nun tatsächlich „politisch“ sind, im herkömmlich unkritischen Sinne, oder ob sie nur in diesem Sinne vermutet werden.

Es scheint notwendig, hier sehr prinzipiell einzugrenzen, weil sonst — wie es häufig geschieht — bei der herkömmlichen Vermutung von Zensur, nur ein kleiner Bruchteil aller verfassungswidrigen Eingriffe in Informationsrechte und Aussagefreiheiten erfaßt werden könnte. Schließlich ist ein Zensurender nur selten so unvorsichtig, sprich: dumm, daß er offen, sichtbar und dingfest zu machend unterdrückt, und das dann auch noch als politisch notwendigen Eingriff motiviert. (Diese „grobe“ Spielart widerspräche ganz schlicht den in der Branche gängigen Vorstellungen von Gesittung und Benimm — den Faktoren, die bei der Wertung der Zensur gar nicht hoch genug veranschlagt werden können.)

Selbstzensur

Die wohl häufigste Form der Zensur ist die, die scheinbar gar nicht stattfindet — die der Selbstzensur:

Der Journalist beschneidet seine Aussage selbst, weil er fürchtet, daß sonst ein anderer das täte. Diese widerwillige, gegen sich selbst gerichtete Beschränkung wird allgemein hoch geschätzt, vor allem von denen, die sich sonst gezwungen sähen, den anderen zu zensieren. Der sich selbst Zensierende möchte den netten Kollegen nicht zwingen, er möchte vielleicht eine schon politisch mißliebige Redaktion schützen, seine Karriere fördern, jedenfalls nicht aufs Spiel setzen. Die Selbstzensur erlaubt demjenigen, der sie praktiziert, bei aller Beschneidung, bei aller Verkehrung und Abschwächung politischer Aussagen, doch noch einen gewissen Spielraum für ein „kritisches“ Selbstverständnis, wenigstens so lange, als sie ihm als schmerzlich bewußt bleibt („ich kann nicht anders, obwohl ich anders will“). Der Selbstzensierende kann insofern auch seine Beschneidung noch als einen positiven, bahnschaffenden Vorgang zur besseren Verwirklichung seines politischen Willens überhöhen („nur dadurch kann ich mir die medialen Möglichkeiten erhalten, die ich haben muß, um dann einmal relevantere benützen zu können“). Er ist nicht gehindert, sein weitgehend ungefährliches Zugeständnis an reale oder auch nur vermutete Machtverhältnisse als „revolutionären Kraftakt“ zu verstehen.

Das Gefährliche daran ist: Da der sich selbst Zensierende einem Zensor die

Arbeit abnimmt, da er nur in der Vermutung handelt, „sonst täte es ja ein anderer“, ist er mit seiner Beurteilung seines politischen Willens ganz auf sich gestellt, das heißt: er kann seine politischen Vorstellungen nicht mehr voll an der realen politischen Situation überprüfen, er ist weitgehend seiner psychischen Struktur unterworfen, seinen Ängsten, seiner erlernten Anpassungsbereitschaft. Bald fordert er diese Anpassung auch von anderen, er internalisiert den politischen Druck und gibt ihn weiter. Ergebnis: er verursacht Selbstzensur.

Zensur von außen

Wer zensiert, begründet auch. Wer politisch zensiert, begründet seine Eingriffe jedoch nicht politisch. Das Typische an allen zensierenden Eingriffen scheint uns eben diese Tatsache zu sein, die sich gewöhnlich im *Spielen mit Argumentationsebenen* zeigt: der Zensor wählt die, gegen die ihm der Zensierte machtlos zu sein scheint.

Im folgenden sind zwei allgemeine, jederzeit übertragbare typisch wiederkehrende Fälle als Objekte der Zensur vorgestellt.

I Ein Moderator, Kommentator usw. sagt zuviel Mißliebigen.

Ebene 1: „Verrat gemeinsamer politischer Interessen.“

Zensor: „Mit dieser Stimme verschreckt er (der Moderator, Kommentator usw.) genau die Hörer, Zuschauer, Leser, die ich, — und doch sicher auch Sie — erreichen wollen, wenn wir unsere ‚progressiven‘ Anschauungen verbreiten wollen.“

Ebene 2: „Angst machen.“

Zensor: „Wenn dieser Moderator, Kommentator usw. bleibt, gefährdet er Sie (uns) alle. Ob diejenigen, die dann kommen, noch das gleiche ‚Progressive‘ wollen, wissen Sie (wir) nicht.“
(Dieser zweite Satz ist eine Kombination aus Ebene 1 und 2.)

Ebene 3: „Kollegialität“

Zensor: „Sie sind doch sicher alle mit einverstanden, daß auch der X (ein anderer) einmal moderieren, kommentieren usw. darf.“ (X sagt weniger.)

Falls das noch nicht genügt, falls bis dahin noch immer nicht die Solidarität zusammenbricht, falls immer noch keiner seinem Ehrgeiz die Zügel freigibt:

Ebene 4: „Äußerer Zwang.“

Zensor: „Ich bin *gezwungen*, einen anderen Moderator, Kommentator usw. einzusetzen. Ich muß diesem Zwang gehorchen, wenn ich nicht alles verspielen will.“

Fragen nach denjenigen, die den Zensor gezwungen haben, sind nicht statthaft, denn das hieße, ihn zu verdächtigen, daß er die beschworenen Ziele gar nicht vertritt, also: Selbstzensur der Kollegen.

II Ein Manuskript, ein Tonband, ein Film erscheint jemandem zu „kritisch“, zu „ideologisch“, gar als „links“ ohne den Zusatz ‚liberal‘.

Ebene 1: „Sauberer“ Journalismus.

Zensor: „Ich bin auch für klare Aussagen, möchte auch, daß das gebracht wird. Deshalb überprüfen Sie bitte auch noch, was der X dazu sagt: der Arbeitgeberverband, die CSU, das Ministerium — die Gegenseite. Machen Sie Ihr Manuskript hieb- und stichfest. Beweisen Sie, daß dieser geschilderte Vorfall kein Einzelfall ist, erhärten Sie Ihre Pauschalierungen.“

(Durch Zeitdruck schafft man das meist nicht mehr — also wird das „Pauschale“, das „Ideologische“ gestrichen. Oder: es gibt ein Patt, weil die gegnerische Stellungnahme den eigenen Angriff abblockt.)

Da der Einzelfall nur durch Systemkritik als Symptom erkennbar gemacht werden kann, und da in praxi Systemkritik nur am Einzelfall geübt werden kann, kann auf dieser Argumentationsebene alles durchgesetzt oder alles zensiert werden. Meist bleibt es bei der Schilderung des Einzelfalles; ist er gar zu auffällig, ernennt der Zensor ihn zum Skandal. Damit sind alle ähnlichen unaufgedeckten Fälle ungeschehen, sie scheinen unmöglich zu sein, das heißt: alles andere ist exkulpiert.

Ebene 2: „Umkehrung von Ebene 1.“

Zensor: „Formulieren Sie so, daß der Einzelfall als *Symptom* erkennbar wird.“

(Damit ist meist das Allgemeinerwerden gemeint. Mit diesem Argument läßt sich so ziemlich alles durchsetzen. Denn: Wenn das Symptomatische als Generelles wirklich voll zum Ausdruck kommt, ist der Text meist nicht mehr angreifbar, er wird aber auch nicht mehr von denen verstanden, die ihn verstehen sollten.)

Ebene 3: „Pluralismus, offene Gesellschaft.“

Zensor: Bestellt ein Gegenmanuskript. „Schließlich sind wir ja in einer offenen Gesellschaft, und das, was Sie angreifen, wird sich erst richtig zeigen, wenn die Gegensätze offengelegt werden.“

(Das ist das Diskussionsprinzip, bestens geeignet zum Einebnen, Verwischen und Glätten. Durch „Ausgewogenheit“ wird die Aussage „ausbalanciert“, sprich verhindert.)

Erfahrungen im Fernsehen

Auf das Ersuchen der Redaktion um ein Interview zur derzeitigen Situation am Bayrischen Rundfunk antwortete der Präsident der Hochschule für Film und Fernsehen, Dr. Clemens Münster, mit Datum vom 22. 4. 71 u. a.:

Sie werden verstehen, daß ich mich in meiner jetzigen Lage einer gewissen Discretion befleißigen muß. Daraus folgt, daß ich das, was Sie vor allem interessieren und was ich gerne sagen würde, nicht sagen kann und daß alles was ich schließlich sagen könnte, für Sie in sich uninteressant wäre. Aber ich nehme an, es gibt in München genug zuverlässige Leute, die Sie über das unterrichten können, was Sie wissen wollen. Ich bedauere sehr, daß ich Ihnen nicht helfen kann und bitte um Ihr Verständnis.

Mit freundlichen Grüßen Ihr Dr. Clemens Münster

Elke Baur

1. Welche Position hatten Sie beim SWF?

Redakteurin und Regisseurin (auf Zeit).

2. Sie sind entlassen worden. Was glauben Sie, waren die wirklichen Ursachen?

Dem Abteilungsleiter Roland Diehm paßte mein Programm nicht. Die Autoren und Regisseure, die ich zur Mitarbeit aufforderte, waren ihm — als zu progressiv — verdächtig. Daher nahm er eine Lappalie — eine Verletzung der Gehorsamspflicht — zum Anlaß, seinen Programmdirektor aufzufordern, das bestehende Vertragsangebot zurückzuziehen.

3. Sehen Sie sich als (vorläufiges) „Opfer“ einer systematischen Personalpolitik in den Sendeanstalten oder spielen in Ihrem Falle vor allem persönliche Faktoren eine Rolle?

Bei der hierarchischen Struktur der öffentlich-rechtlichen Anstalten ist die Personalpolitik von den persönlichen Faktoren nicht zu trennen. Die Macht, die diese Struktur den leitenden Herrn zuteilt, erlaubt es ihnen, Personalpolitik nach persönlichen Faktoren zu betreiben. Auf meinen Fall bezogen heißt das, hätte ich am SWF einen Abteilungsleiter gehabt, den persönlich eine weniger reaktionäre Gesinnung ausgezeichnet hätte, der persönlich etwas mehr von Programm-machen verstanden hätte, wäre ich in diesem Jahr bestimmt immer noch Redakteurin und Regisseurin (auf Zeit).

4. Halten Sie die Arbeitsbedingungen am SWF für besonders schlecht oder können Sie ähnliche Einschüchterungs- und Zensurpolitik auch an anderen Sendern beobachten?

Nehmen wir die Arbeitsbedingungen einmal wörtlich: Sie sind besser als anderswo: Die pittoreske Lage am Rande eines patinierten Kurortes (siehe auch: Herbert Krüger in: „Stadtpläne“, Rororo 1971, S. 19 ff), schwarzer Wald mit beruhigender Einwirkung von außen, für Magenkranke Schonkost in der Kantine erhältlich, bequemer Parkplatz durch die Kulanz der Abteilung Familienprogramm.

Allerdings sind die Arbeitsbedingungen in dieser Abteilung Familienprogramm schlechter als anderswo. Denn geht einem Abteilungsleiter der unbedingte Gehorsam seiner „Untergebenen“ über die Qualität der von ihnen gemachten Programme, dann kann sich ein „Untergebener“ keine annehmbaren Arbeitsbedingungen schaffen, schon gar nicht als Frau. Ist dazu noch der Abteilungsleiter lediglich der vorgeschobene Posten eines ebenfalls nicht progressiven Programmdirektors, so werden die Arbeitsbedingungen diktiert von der überlebensgroßen Projektion des „Vorgesetzten“ im Kopf des gutfunktionierenden „Untergebenen“. Hier fängt die Zensur mit einer freiwilligen Selbstkontrolle an.

Über die Situation an anderen Sendern kann ich aus eigener Erfahrung nichts sagen.

5. Welche Maßnahmen scheinen Ihnen zweckdienlich und durchsetzbar, um die Macher progressiver Sendungen vor dem Zugriff konservativ-reaktionärer Programmdirektoren zu schützen?

Änderung des Rundfunkgesetzes, um hierarchische Strukturen abzubauen, Ausarbeitung eines wirksamen Redakteursstatuts, Solidarisierungsmaßnahmen aller von der Betriebsleitung Abhängigen, Stärkung des Personalrates nach effektiven Mitbestimmungsrichtlinien.

Da alle diese Forderungen im Augenblick nicht realisierbar sind, kann ich weder ein Rezept noch eine Faustregel für zweckdienliche Maßnahmen geben. Vielleicht helfen zunächst: Fußangeln, Warnschilder, Stinkbomben, Platzpatronen und Knallfrösche.

6. Sehen Sie heute noch Möglichkeiten a) in der BRD einzelne progressive Sendungen zu machen und auszustrahlen, b) fortschrittliche Programme insgesamt gegen die Offensive der politischen Reaktion durchzusetzen?

Mit b) anzufangen, ja, denn es gibt „Gott sei Dank“ an einigen ARD-Sendeanstalten progressiv gesinnte Persönlichkeiten, die es auch heute noch ermöglichen, fortschrittliche Programme zu machen und zu senden. Um zwei Beispiele zu nennen: Zu a) Einzelne progressive Sendungen werden möglich sein, solange man in Kauf nimmt, „gefeuert“ zu werden, und einem der jeweilige zuständige Programmdirektor ins Zeugnis schreibt:

„Wir wünschen Herrn / Frau / Fräulein
(Nichtzutreffendes bitte streichen)
für seine (ihre) weitere Berufstätigkeit alles Gute.“

Wolfgang Drescher ZOOM oder von der Schwierigkeit, am Südwestfunk ein progressives Jugendprogramm zu machen

„Mit dieser Sendung haben Sie den Rubikon
überschritten, jetzt müssen Sie gehen.“

SWF-Fernsehdirektor H. J. Lange

„Es war meine persönliche Entscheidung,
ZOOM nicht zu senden.“

BR-Fernsehdirektor Helmut Oeller

Es gibt Sendungen, die werden auf seltsame Art bemerkenswert.

Als wir ZOOM III fertiggestellt hatten, waren wir der Überzeugung, eine im Rahmen der Möglichkeiten einer öffentlich-rechtlichen Anstalt gute, eine am Thema „Agitation“ gemessen liebe und eine von der Form her gesehen schöne Sendung produziert zu haben; vor allem aber glaubten wir, endlich auch am Südwestfunk die Basis für ein progressives Jugendmagazin gefunden zu haben, wie sie die Jugendredaktionen anderer ARD-Sender bereits erarbeitet hatten.

ZOOM wollte immer sein Thema sein; ZOOM I war Minderheit, II Schönheit, ZOOM IV wollte Mythos, V Leistung, VI Autorität werden und ZOOM III sollte Agitation sein. ZOOM war im Angebot des ARD-Jugendprogramms nicht bemerkenswerter als die übrigen Magazine *baff*, *Teleskop*, *in* oder *p*.

ZOOM III wurde bemerkenswert dadurch, wie die beiden Direktoren Lange und Oeller mit ihm verfahren.

Die Anfänge des Magazins fallen in die heute von uns Programm-Machern als goldenes Zeitalter empfundene Ära Gaus; als er vor zwei Jahren ging, dachten wir besorgt „Der *Spiegel* wird bestimmt nicht besser, aber der SWF sicherlich sehr viel schlechter.“

Diese düstere Prognose bestätigte der Gaus-Nachfolger H. J. Lange kürzlich mit einem *Hör zu* gegenüber gemachten Geständnis: „Ich bin seit zwei Jahren in diesem Haus und habe erst mal richtig negativ gewirkt.“

Diese zum Zynismus hinstilisierte Indifferenz kennzeichnet die Ära eines weniger liberalen als labilen Schöngeistes, dem einst im Reifezeugnis geschrieben stand: „... gibt an Germanistik studieren und im Rundfunk arbeiten zu wollen“ und den „die Vielfalt dessen gelockt“ hatte, „was nebeneinander im Programm des Rundfunks Raum hatte: Musik, Theater, Politik, Literatur, Unterhaltung und Wissenschaft.“

Sollte spätestens an dieser Stelle dem gebildeten und wohlherzogenen Leser der Verdacht kommen, hier werde eine persönliche Auseinandersetzung geführt und schmutzige Wäsche gewaschen, so sei ihm mit allem Respekt und Ernst erwidert, daß es im Geschäftsbereich der SWF-Fernsehdirektoren wirklich — so primitiv das klingen mag — um die Leibwäsche des Direktors geht: an Programm kann gemacht werden, was ihm paßt, und machen darf, wer ihm paßt.

Es wäre bestimmt nicht notwendig, sich ausführlich mit der Persönlichkeit eines Mannes auseinanderzusetzen, der den Tag, an dem ihn vor 18 Jahren Eberhard Beckmann zum Programmdirektor ernannte, immer für den „glücklichsten“ auf seinem beruflichen Wege gehalten hat, wenn nicht für einige Mitarbeiter diese Ernennung und die folgenden zum unglücklichsten Tag ihrer Laufbahn geführt hätten, wenn nicht sein Amt ein öffentliches wäre, dessen Aufgaben nicht genau definiert sind und von ihm selbst formuliert werden dürfen, wenn es nicht ausschließlich an ihm läge, ob am Südwestfunk ein progressives Jugendprogramm gemacht wird und wenn es letztlich nicht auf ihn zurückzuführen wäre, daß das Projekt ZOOM gescheitert ist.

Diese Konstellation von Macht und Ohnmacht zwingt einen Redakteur, noch bevor er die erste Sendung entwirft, sich vertraut zu machen mit der Person seines Direktors, mit seinen Launen und Neigungen, mit seiner Angst und seiner Zuversicht.

Jedem SWF-Redakteur wurde dieser Anpassungsprozeß erleichtert durch einen persönlichen Leitartikel, den H. J. Lange zu Beginn seiner Amtszeit über die Aufgaben des Programmdirektors schrieb; er liest sich wie eine Mischung aus einem Wort zum Sonntag und einem Besinnungsaufsatz: „Natürlich war ich, bevor ich zum Rundfunk kam und bevor ich Programmdirektor wurde, fest davon überzeugt, daß dieses Amt die absolute Chance sei, Mittler zu sein zwischen den Menschen und allem, was ihrer Erfahrung nützlich und ihnen selbst hilfreich sei, ein Angebot zu verantworten, in dem das Publikum finden könnte, was es wünschte und wünschen sollte. Diese Aufgabe, an die ich immer noch glaube: herauszufinden, was wichtig ist und jedem Inhalt die beste Interpretation zu sichern — dieses Angebot will sich in der Routine des Tages dem Blick immer wieder entziehen.“

Mit diesem Lösungswort war ZOOM aus der Verantwortung des politischen Journalisten Gaus in die Hände eines politisch nicht ganz uninteressierten Belletristen geraten, den ein Staatsvertrag aus dem Jahr 51 (in Worten: einundfünfzig) verpflichtete, für „die Aufstellung und Durchführung aller Programme zu sorgen (Art. 30)“; entsprechend formulierte er sein Selbstverständnis: „Solange noch immer das Programm als Ganzes die Aufgabe bleibt, an der wir unsere Kräfte messen, halte ich den für den besten Programmdirektor, der politischen, künstlerischen und Bildungsfragen gleichermaßen aufgeschlossen ist und dennoch etwas von Geld, Wirtschaftlichkeit und Technik, sagen wir: ahnt.“

Ahnung und Aufgeschlossenheit — ebenso verschwommen und unpräzise wie die Gesetzesforderung, daß Sendungen das sittliche und religiöse Empfinden nicht zu verletzen hätten — garantieren einen größtmöglichen Raum für persönliche Einflußnahme; sie sind die Basis für „negatives Wirken“, für unbedenkliches Dilettieren in allen Sparten, für das Vermengen von persönlichen und sachlichen Kriterien, für geschicktes Wechseln der Standorte, für cleveres Taktieren zwischen Brutalität und Jovialität (erst feuern, dann bedauern), — einer Sache

gegenüber aufgeschlossen sein, das ist die Attitüde des philiströsen Bildungsbürgers, der über den Dingen zu stehen trachtet, sich souverän in seinem Bewußtsein dünkt und objektive Entscheidungen kommen fast ausschließlich nach Lust und Laune zustande.

Ergab sich bei Günter Gaus die Basis der Zusammenarbeit durch das gemeinsame Programme-Machen, so erwies sich bei H. J. Lange die ihrem Wesen nach unverbindliche Aufgeschlossenheit als nicht sehr feste Grundlage für eine gedeihliche Kooperation.

Nicht umsonst grenzte er sich sofort von seinem Vorgänger ab: „Ich würde es bedauern, wenn der deutliche politische Druck, der auf unseren Programmen liegt, und den sie durch mehr oder weniger kühne Kritik provoziert haben, zu einer Bevorzugung des politischen Journalisten als des Berufsideals führte.“ Und er schließt sein schöngeistiges Traktat mit den Worten: „Alles in allem ein schöner und schwerer Beruf, der noch um so schöner sein könnte, wenn wir das tun dürften, was wir tun sollten: Programm machen.“

Hier wird man mit Recht fragen, wer oder was verbieten dem Direktor Lange, was dem Direktor Gaus erlaubt war. Lange schützt Arbeit vor: „Vier Fünftel der Arbeitskraft, wahrscheinlich mehr, dienen dem Wegräumen von Schwierigkeiten, dienen vor allem einer ins Aberwitzige angewachsenen Administration.“ Sicher ist ein Fünftel Arbeitskraft fürs Programme-Machen zu wenig, aber dieses Lamentieren über den Administrationsanfall, das sich zugleich auch etwas wie ein Renommieren anhört, klingt nicht überzeugend, wenn man bedenkt, daß Günter Gaus gleiches zu leisten hatte und zusätzlich noch den Posten des Hörfunk-Programmdirektors innehatte, daß Peter Scholl-Latour im weit größeren WDR mehr Verwaltungsarbeit zu bewältigen und mehr „Mitarbeitern den Rücken freizuhalten“ hat (das auch wirklich tut!) und dennoch das macht, was er machen will: nämlich Programm.

Bleibt die Frage, ob Direktor Lange kein Programm machen kann oder keins machen will.

Feststeht, daß die Sehnsucht nach der schöpferischen Tätigkeit weit weniger Risiken birgt; mit einer Sendung, die man selbst macht, müßte man Farbe bekennen und das Trugbild von der eigenen Omnipotenz zerstören. Auch müßte man einen festen Standpunkt beziehen.

Als H. J. Lange vom WDR zum SWF wechselte, ging ihm der Ruf des Liberalen voraus, der beispielsweise die progressive Jugendsendung *baff* toleriert hatte; eine Zeit lang rühmte er sie sogar auf Kritikertagungen und Podiumsdiskussionen. Doch eines Tages fiel *baff* plötzlich in Ungnade; die Zeit, da es opportun schien, der aufbegehrenden Jugend eine Spielwiese zur Befriedigung ihrer Ansprüche zur Verfügung zu stellen, und da es sich jede Rundfunkanstalt zur Ehre rechnete, mindestens einen Renommier-Rebellen in ihren Reihen mitlaufen zu lassen, war vorbei.

Auch ZOOM bekam diesen Kurswechsel zu spüren. Die erste Folge zum Thema

„Minderheit“ — längst nicht so aggressiv wie *baff* — quittierte Lange mit den Worten: „Wir werden uns fragen müssen, ob wir der Apo alle zwei Monate 30 Minuten Sendezeit zur Verfügung stellen sollen.“ Man muß ZOOM kennen, um die Absurdität eines solchen Satzes zu begreifen.

Aber die Aufgeschlossenheit hört da auf, wo das persönliche Interesse anfängt. Die Zeitschrift *Gong* brachte das Bonmot: „Ich habe schon Erziehungsschwierigkeiten genug mit meinen Kindern, das soll durch antiautoritäre Sendungen nicht noch schlimmer werden“, das Lange bestreitet. Wenn es vielleicht auch in der Formulierung nicht stimmt, so trifft es doch zu in der Sache. Wie ein Serenissimus übertrug er die Erfahrung familiärer Schwierigkeiten auf sein Amt und sah dort bestätigt, was ihn zu Hause nicht schlafen ließ: jugendliche Auflehnung gegen die Autorität. Einmal in Panik geraten, sah er in einer alptraumartigen Vision den Südwestfunk von einem Kollektiv junger Redakteure regiert, die ihn von seinem Direktorensessel stürzten. Um das zu verhindern, griff er — Notwehr vortäuschend — selbst zum Schießseisen und feuerte, wie er es nannte. Persönliche Verantwortung scheuend, gab er später an, ein Mechanismus, über den auch er keine Macht habe, sei schuld an den Leichen — so als seien die Redakteure in eine Art Selbstschußanlage hineingelaufen —, oder er sprach im Klischee des Romanciers von der „Notwendigkeit“, die hier gewaltet habe.

Schriftsteller („Die Mauer von Mallaré“, Landserroman, Stuttgart 1952) sind in solchen Fällen nicht zimperlich im Umgang mit der Wahrheit; oder bedeutet es nur „dem Inhalt die beste Interpretation zu sichern“, wenn man anstatt „Kündigung“ „Trennung im gegenseitigen Einvernehmen“ sagt?

Feuerte Lange Menschen, so feuerte Oeller nur ein Programm, aber sonst scheint es an der Isar ähnlich zuzugehen wie im Schwarzwald; wieder macht eine „persönliche Entscheidung“ Programmpolitik, zu der allerdings die zuständige Redaktion zustimmend nicken darf. Doch Herr Oeller macht sich etwas mehr Arbeit: er schaut sich die Sendung an und verfaßt eine 6 Seiten lange Denkschrift; ersteres hätte er sich sparen können, denn sein Imponier-Papier hätte er auch ohne ZOOM dichten können; nur ein einziges Mal nimmt er konkret auf eine Szene dieser Sendung Bezug, auf die Huhnschlachtung. Sie wird gedeutet als „Töten von Tieren zur Provokation“ und als Verstoß gegen den „guten Geschmack“ verdammt. Wer ZOOM III mit menschlichen und nicht mit direktorialen Augen angesehen hat, wird gemerkt haben, daß es in dieser Szene um mehr als um Geschmacksfragen ging. Oder sagen wir so: wo läßt Herr Oeller seinen guten Geschmack, wenn er sich in der *Tagesschau* Bilder von geschlachteten Menschen in Vietnam oder in Pakistan anschaut oder wenn er die Fotos des Arztes aus dem amerikanischen Lazarett sieht, die wir unmittelbar an die Schlachtung geschnitten hatten, um zu zeigen, daß wir uns an die tägliche Freihaus-Lieferung getöteter Menschen gewöhnt haben, aber durch die Schlachtung eines Huhnes zum Protest provoziert werden. Überspitzt formuliert, könnte man diese Szene auch als agitatorische Paraphrase des bekannten Satzes verste-

hen: „Hätte Hitler statt Juden Tauben vergast, hätte ihn die Volkswut hinweggefeht.“

Zur Rechtfertigung der Wahl der Mittel sei ein Zitat von Ernst Fischer (aus „Kunst und Koexistenz“) angeführt: „Die Fetische unseres Zeitalters sind die Dinge des äußeren Lebens, die Mechanismen, die Institutionen, die Alltagsklischees, die Fakten und die Phrasen. Defetischisieren heißt, diese Realitäten des Augenscheins und der Übereinkunft zu durchbrechen, die latente Wirklichkeit aufzudecken. Doch die Kruste der Fetische ist in der hochentwickelten Industriegesellschaft so dicht, so fest geworden, daß die Fantasie ohne den *Schock* kaum mehr imstande ist, zur Wirklichkeit durchzustoßen.“

Noch einen konkreten Vorwurf gegen ZOOM III könnte man aus dem Oeller-Papier herauslesen: „das aggressive Zurschaustellen menschlichen Elends“ — vielleicht sind damit die Vietnam-Bilder gemeint. Das Wort „Elend“ klingt sehr gottergeben und unabänderlich; der Krieg gehört nicht zu den Katastrophen, in die der Mensch sich zu schicken hat; Elendsbilder, für die der Mensch verantwortlich ist, sind nicht tabu, sondern müssen gezeigt werden, damit der Mensch dieses von ihm verursachte Elend ändert.

Leider ist in den sechs Seiten Oeller sonst keine konkrete Kritik an ZOOM III zu entdecken, auf die man erwidern könnte.

Nur zu deutlich wird die Tatsache, daß die Streichung von ZOOM III aus dem bayrischen Fernsehprogramm ein persönlicher und politischer Kraftakt eines Direktors war, der sich in seinem neuen Amt profilieren wollte.

Peinlich wirkt der Versuch, Menschen vor Agitation zu schützen und sie gleichzeitig zu manipulieren: Siegfried (Oeller) hat in einem fernen Wald eine liebliche Eidechse (ZOOM III) erlegt und erzählt den Leuten in der Stadt, er habe einen wilden menschenfressenden Drachen umgebracht und sie damit vor großem Unheil bewahrt.

Entlarvend ist das Schlagwort-Vokabularium, mit dessen Wiederholung Oeller sich ständig selbst Mut zuspricht: Agitation, Manipulation, Indoktrination.

Autoritär, dirigistisch, zynisch, geringschätzig sei ZOOM III gegenüber dem Zuschauer, unfair und stillos im demokratischen Umgang mit Andersdenkenden — sämtliche Vorwürfe werden ohne Beispiele vorgebracht und zeugen damit nur von dem autoritären, dirigistischen, zynischen, geringschätzigen und unfairen Stil des Schreibers gegenüber seinen Lesern und Hörern (das Merkblatt wurde auch im Bayrischen Rundfunk verlesen); sie sollen etwas glauben, be- und verurteilen, von dem sie absolut nichts wissen. Das ist keine Agitation, das ist Demagogie.

Aber die beiden Fernsehdirektoren von Oos und Isar sind nicht mit fachlichen Maßstäben zu messen; man müßte sie vielleicht persönlich kennen, dann würde man ihnen sicher gerechter. Aber wenn man nur das Programm-Machen im Kopf hat, vertut man mehr als vier Fünftel seiner Arbeitskraft damit und knapp ein Fünftel ist zum persönlichen Kennenlernen zu wenig. Hätte man beispielsweise

gewußt, daß Lange Konvertit ist und damit ein besonders enges Verhältnis zur Religion hat, wäre man nicht überrascht gewesen, als er eine ZOOM-Szene feuerte mit den Worten: „Mein persönliches religiöses Empfinden ist verletzt.“ Es wird auch in Zukunft so sein, daß die Persönlichkeit das Programm bestimmt, aber es sollten möglichst mehrere sein; und wenn das nicht durchzuführen ist, sollte das „Berufsideal“ des Programmdirektors an Leuten wie Gaus und Scholl-Latour orientiert werden, Leuten, die selbst Programme machen und nicht nur ständig davon träumen.

ZOOM ist tot und mit ihm der Versuch, auch am SWF ein progressives, politisch engagiertes Jugendprogramm zu machen. Solange dort der Freiraum für Kreativität durch politische und persönliche Opportunität so eng begrenzt ist, solange ein Rundfunkgesetz aus den 50er Jahren die Richtlinien für die 70er bestimmt, solange die dortige Anstalt des öffentlichen Rechts sich nur in ihren Sendungen als Lehrmeisterin in Demokratie und Mitbestimmung aufspielt und selbst weder das eine noch das andere praktiziert, solange der Direktor dort mit dem Schießisen Personal- und Programmpolitik betreibt und sein Hauptinteresse auf die Erhaltung der hierarchischen Struktur und damit seiner persönlichen Machtfülle richtet, solange er die Auseinandersetzungen mit seinen Redakteuren ausschließlich auf autoritärer Basis — „Gehorsamspflicht“, „Unbotmäßigkeit“ — führt und ihr Programm über seinen persönlichen Leisten schert, wird ein Neuanfang sehr schwierig sein.

Es sei denn H. J. Lange fängt doch noch an, selbst Programm zu machen ...

Günter Guben

Einige Bemerkungen en bloc, betreffend Blocksendungen, Programmstrukturen, tatsächliche und andere Veränderungen in Fernsehen und Hörfunk, und die Blockade gegen die, die an Wurzeln etwas zu ändern trachten

es ist üblich geworden sich so zu geben wie man ist an bundesrepublikanischen sendern: kriminell.

/

gängig geworden sind ausredeschablonen, die nichts anderes darstellen als systematisch aufgebaute zensurschemata von rechter seite, der liberalen mitte, vom lager der reaktionären opa-kultur(ell)en, eine verbrüderung nach mafia-vorbild unter dem deckmantel des schlagwortringes ,programmneuorientierung-struktur-

veränderung - blockprogramm - programmblock - blocksendung - sendungsbewußtsein'.

/

gewöhnliche und andere, leicht durchschau-, schnell durchleuchtbare lügen wurden von seiten der westdeutschen fernseh- und rundfunkstationen aufgebaut zu buhmännern der abschreckung für alle diejenigen, die deren papier(ver)kleidung als nicht (ver)brennbar betrachten.

/

man trachtet nach steril gereinigten wellen als vermittler zwischen schmutzigen gehirnen und unsauberen ohren, respektive nicht mehr klaren oder nie klar gewordenen augen.

/

nach langen bemühungen ist es in unserem land endlich wieder möglich geworden unter der fahne allgemein gewordener forderung nach koordination der programme bei abwägung von zumutbarkeit und/oder öffentlicher nachfrage nach nachzufragendem, zensur auszuüben, deren praktiken den im dritten reich legalisierten nur noch in puncto datum nachstehen.

/

es ist normal geworden politisch oder anderweitig unbequeme sendungen (als manuskript oder fertig-produktion, für fernsehen oder hörfunk, in auftrag gegebene, angeforderte oder frei zugesandte) mit hinweise auf die veränderungen in der programmstruktur der fernseh- und rundfunkanstalten von den entscheidenden tischen zu schieben in sicherem wissen, daß kaum einer derer, die unabhängig zu sein behaupten, es, wenn es erforderlich werden sollte, darauf ankommen lassen würde, unter beweis zu stellen wie seine unabhängigkeit manifestiert ist, von den tatsächlich abhängigen ganz zu schweigen.

/

es ist nicht richtig, daß namen betroffener, umstände und orte verschwiegen werden müssen, weil die existenz einzelner oder wiederum von diesen abhängiger gefährdet werden würde.

/

es ist falsch zu glauben, das fernsehen oder der rundfunk leisteten nicht genügend öffentlichkeitsarbeit; es ist vielmehr so, daß sie es bereits in solch erschreckendem maße haben tun können, daß jedermann blind und/oder taub werden mußte!

/

richtig ist, daß annahme oder ablehnung eines manuskripts, unabhängig einmal von politischen, kulturpolitischen oder persönlichen gründen, von lächerlichkeiten abhängig sind, beispielsweise davon, ob einer ein 'richtiger' autor ist, also etwa im 'kürschner' aufgeführt ist oder nicht.

wichtig ist, darauf hinzuweisen, daß in den rundfunk- und fernsehanstalten der bundesrepublik, wie in anderen, entsprechend wichtigen institutionen auch, ver-

trauensleute vom verfassungsschutz sitzen, die u. a. für alle nur irgendwie verdächtigen mitarbeiter akten anlegen und ständig komplettieren, in denen politische meinungen, äusserungen, tätigkeiten, allgemein: aktivitäten und publikationen der betreffenden gesammelt werden. — dies mit wissen nicht nur leitender personenlichkeiten.

nichtig ist die überlegung, daß ich mir mit veröffentlichung dieser notizen weitere chancen, meine produkte abzusetzen, verbaue und einige leute verärgere.

tatsache ist, daß der zug zur programm-neuorientierung und -neustrukturierung, indem man beispielsweise sog. blocksendungen anvisiert, nicht eine folge notwendig werdender rationalisierung ist, sondern als versuch neuerlicher nationalisierung der öffentlichkeit und des staates betrachtet werden muß, ein trick, der sich auch darin bloßstellt, daß dramaturgen u. ä. künftighin leitende redakteure genannt werden, leute also, die man, wie es aus dem pressewesen bekannt ist, nach den gesetzen leichter als andere für das, was sie verantworten müssen, zur rechenschaft ziehen kann, ein weiterer schritt nach rechts somit, im zuge des schreies nach unterhaltung. — folge: zum beispiel die tatsache, daß die reinen kulturprogramme in ihren sendezeiten pauschal reduziert worden sind oder in kürze werden. — daß es kultur und kultur-politik mit unterhaltendem charakter geben kann, wird dabei von vornherein schlichtweg geleugnet.

tatsache ist, daß die politische unterwanderung der bundesrepublikanischen sender zu spät eingesetzt hat!

ich wage die prognose: da ist nichts mehr zu machen.

Luigi Nono

Ein Gespenst geht um in der Welt

Am 11. Februar 1971 wurde das gleichnamige Musikstück für Sopransolo, Chor und Orchester — ein Kompositionsauftrag des WDR — im Großen Sendesaal des Funkhauses in Köln uraufgeführt. Luigi Nono schreibt der Redaktion kürbiskern zu seinen Erfahrungen beim WDR sowie zu seinem neuen Stück: Die Widmung für dieses Stück — für Angela Davis, Bobby Seale, Erica Hug-gins — wurde von der Direktion des WDR verboten. Auch deswegen, bekommt diese Widmung noch einen stärkeren Sinn.

Luigi Nono

Ich verstehe Musik als Funktion des historischen Klassenkampfes.
Mein neues Werk ist auf internationale Klassensignale komponiert.

4 Gesänge, 4 Klassensignale: a) Internationale, b) rote Fahne (Italien), c) 26. Juli (Cuba), d) der Osten ist rot (China).

Das ganze akustische Material entsteht aus diesen Gesängen.

Titel: Die heutige Verbreitung der ersten Worte des kommunistischen Manifests.

Text: (Solosopran) zweimal der Titel und 7 Sätze von Celia Sanchez und Haydée Santamaria, beispielhaften Frauen der cubanischen Revolution, über den Angriff der jungen von Fidel Castro geführten Revolutionäre vom 26. Juli 1953 auf die Elite-Kaserne Moncada in Santiago de Cuba. (Das tollkühne Unternehmen mißlang, fast die Hälfte der Revolutionäre fiel):

Die Tat von Moncada war so hart für alle, weil niemand vorbereitet war auf die Grausamkeit, mit der sie geschah

Moncada war der Funke, der Anfang dieses Kampfes

Moncada war die Mutter der Revolution

Für mich wird Moncada sein wie eine Mutter, die einen Sohn haben wird

Vor Schmerzen wird sie schreien

Aber diese Schmerzen sind keine Schmerzen

Dann, wenn einer erkennt, was Kampf ist

Mein Werk: im Dienst der internationalen Arbeiterbewegung, in der offenen Problematik und Notwendigkeit (auch wenn voll von Widersprüchen) ihrer kulturellen Hegemonie, wie Antonio Gramsci uns alle lehrt.

Erika Runge

Parteilichkeit und Zensur im Fernsehen

Am 26. April 1970 bekam ich von Franz Barsig, Intendant des Senders Freies Berlin, einen Brief, in dem er mir über drei Seiten zu beweisen versucht, daß es trotz der Eingriffe in die „Literarische Illustrierte“ des III. Fernsehprogramms, trotz der Schnitte an Lilienthals Film „Malatesta“ („Ich verstehe nicht ganz, weshalb man mir diese Kürzung, die sinnvoll war, in so gravierender Weise anlastet, obwohl es zur täglichen Praxis jeder Rundfunk- und Fernsehanstalt gehört, daß Kürzungen vorgenommen werden.“), trotz der Strafversetzung von zwei Redakteuren des Jugendfunks wegen ihrer kritisch-engagierten Arbeit („Die Versetzungen erfolgten zurecht, denn der Jugendfunk gab in einem nicht zu vertretenden Übermaß nur einer politischen Grundrichtung die Möglichkeit, sich über den Sender zu artikulieren.“), trotz der Kündigung des Redakteurs Hanspeter Krüger aus politischen Gründen („Wenn ein Programm über Jahre

hinaus in krasser Einseitigkeit gestaltet wird und alle Bemühungen vergeblich bleiben, den Redakteur zur Änderung seiner Haltung zu bewegen, dann enge ich nicht die Meinungsfreiheit ein, sondern dann tue ich das, wozu ich verpflichtet bin, nämlich die Meinungsvielfalt wiederherzustellen.“) — also: daß es trotz all dieser und noch anderer Maßnahmen im SFB keine Zensur gebe. Die Ehre des Briefes wurde mir zuteil, nachdem ich die Teilnahme an einer Fernsehdiskussion im SFB abgelehnt hatte, „um damit gegen die Beeinträchtigung der Meinungsfreiheit durch den Intendanten Barsig“ zu protestieren. Mit mir verweigerten sich, in anderen Zusammenhängen, aber aus gleichen Gründen, 100 Publizisten, Wissenschaftler und Schriftsteller, und 47 SFB-Redakteure mißbilligten das Vorgehen ihres Intendanten. Inzwischen ist ein Arbeitsgerichtsprozeß zugunsten von Hanspeter Krüger entschieden worden, er mußte vom SFB wieder als Leiter des III. Hörfunkprogramms eingestellt werden. Es erübrigt sich fast festzustellen, daß man die „krasse Einseitigkeit“ eines Programms im Gesamtvolumen des Senders sehen muß. Im Gemeinschaftsprogramm von NDR, RB und SFB für das III. Hörfunkprogramm beträgt der Anteil des SFB rund 25 Prozent. Die Sendungen von Hanspeter Krüger wurden damit sogar im Sinne des Intendanten und der durch ihn vertretenen politischen Auffassungen relativiert. Wenn man aber nach ähnlich engagierten Sendungen wie denen Krügers innerhalb des SFB-Gesamtprogramms fragt, fürchte ich, sucht man vergeblich. Es wäre also im Sinne des von Intendant Barsig zitierten Pluralismus-Begriffes, entsprechenden Strömungen durch Einstellung entsprechender Redakteure zu ihrem Recht zu verhelfen. Aber diese Frage ist wohl nicht als Rechenspiel zu lösen. Hier geht es um handfeste Interessen und die Macht, diese Interessen durchzusetzen. Für den einzelnen Rundfunk- und Fernsehmitarbeiter können sie zu Geldproblemen werden. Nicht jedem fällt es leicht, auf die 500 Mark zu verzichten, die eine Fernsehdiskussion einbringen kann. Und so ist zu erklären, daß eine Fülle von Zensurmaßnahmen erst gar nicht manifest werden muß: mit der Sorge um das tägliche Brot ist eine fast automatisch wirkende Selbstzensur im Denken vieler Autoren entstanden.

Es werden immer wieder Positionen verschenkt, die man nicht opfern mußte. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Chefredakteur von Radio Bremen, der eine meiner Rundfunksendungen über die DDR („Recht und Gesetz in der DDR“) von rund 60 auf 30 Minuten kürzen wollte, um Zeit für negative Kommentierungen zu gewinnen. Daß ich mich nicht herunterhandeln ließ (weder auf 15 noch auf 5 Minuten Kürzung), sondern darauf bestand, daß der Sender den Beitrag entweder vollständig oder gar nicht bringt, führte dazu: daß die Sendung in voller Länge ausgestrahlt wurde. Ich hatte den Eindruck, der Redakteur wunderte sich während unserer Streits weniger darüber, daß ich mich so engagiere als darüber, daß ich ernsthaft bereit war, auf einiges mehr als 1000 Mark zu verzichten. Aber die Auseinandersetzungen mit den Redakteuren um Zensur oder freie Mei-

nungsäußerung können nicht in einer Art luftleeren Raums gedacht werden. Manipulation wirkt auf vielfältigere Weise, und Abhängigkeiten werden nur selten deutlich. Beim Auftrag zu einer dokumentarischen Fernsehserie mit dem Titel „Deutsche“ ging es darum, sozial repräsentative Figuren aus der Bundesrepublik in der Art von Porträts zu zeigen: Einen Bauern, einen Kaufmann, einen Soldaten, einen Betriebsrat u. a. Ich hatte mir vorgestellt, daß es interessant wäre, in der Person des Betriebsrats einen alten Kommunisten zu zeigen, der schon die 20er und die 30er Jahre miterlebt hat, so daß historische die persönlichen Elemente durchdringen. Das Projekt war vom Sender genehmigt. Mein Problem entstand, als ich bei den verschiedensten Firmen keinen Zugang fand. Man verwehrte mir die Drehgenehmigung nicht etwa aus politischen Gründen. In den Absagen finden sich Formulierungen der Art: „Wie Ihnen bekannt ist, bereitet unser Unternehmen zur Zeit eine grundlegende Umorganisation vor, bei welcher der Entwicklung von einem lokalbezogenen Ludwigshafener Unternehmen zu einer weltweiten Unternehmensgruppe Rechnung getragen wird ... Wir glauben, daß aus diesen Gründen die BASF zur Zeit nicht repräsentativ sein kann für die Darstellung der Zusammenarbeit zwischen Betriebsrat und Unternehmensleitung, und wir hoffen, daß Sie damit Verständnis für unseren ... ablehnenden Bescheid haben.“ (BASF, Ludwigshafen.) Oder: „Wie die Presse bereits berichtete, läuft auf der Hütte Bremen ein umfangreiches Neubauprogramm an, das erhebliche Bauarbeiten auslöst. Aus verständlichen Gründen liegt uns nichts daran, die Hütte als Baustelle einer breiten Öffentlichkeit zu repräsentieren. Ich bedaure daher, Ihnen mitteilen zu müssen, daß aus diesen technischen Gründen Filmaufnahmen in der Hütte Bremen z. Zt. nicht möglich sind.“ (Klöckner-Werke AG.)

Abgesehen von solchen Erlebnissen, können Schwierigkeiten verschieden aussehen, je nachdem ob ein Autor fest angestellt oder freiberuflich für das Fernsehen arbeitet wie ich. Das ist z. T. sogar eine Frage der zeitlichen Kontakte. Ich habe mit kleineren Filmberichten für den damaligen Sozialpolitischen Bericht im Bayerischen III. Programm angefangen. III. Programme genießen eine gewisse Narrenfreiheit, nicht zufällig spricht man vom „Blinden-Programm“, d. h. mit den Zuschauer-Millionen der ARD und des ZDF kann der Filmemacher hier nicht rechnen, er darf deshalb ruhig ein bißchen radikal sein und sich austoben. Ich habe nie ein statistisch relevantes Echo auf meine damaligen Sendungen wie „Arbeitslosigkeit im Bayerischen Wald“, „Stillelegung der bayerischen Kohlengruben“ oder „Tarifstreit in der Metallindustrie“ bekommen — befürchte aber, daß im wesentlichen nur die sie angeschaut haben, die meine Meinung teilten, die womöglich sogar die Informationen schon aus der Zeitung kannten.

Nachdem ich meine Möglichkeiten hinreichend trainiert hatte, drehte ich — ebenfalls für ein III. Programm, die Abteilung Spiele und Unterhaltung beim WDR — meinen ersten größeren Film „Warum ist Frau B. glücklich?“. Im Zusammenhang mit diesem Auftrag ist mir klar geworden, welche handfeste

politische Bedeutung der Kampf um bessere Autoren- und Regie-Vorträge haben kann. Mein Film wurde mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet, wurde deshalb wiederholt und schließlich auch ins 1. Programm übernommen. Aber der Vertrag sah *kein* Wiederholungshonorar vor. Zu der Zeit war ich froh, überhaupt so einen Film machen zu dürfen, war mir allerdings gleichzeitig klar, daß ich als Einzelner gegenüber der Fernsehanstalt überhaupt keine Chance gehabt hätte, einen anderen Vertrag auszuhandeln. Die bereits zitierten Auseinandersetzungen mit dem SFB und bei Radio Bremen scheinen mir zu beweisen, wie wichtig finanzielle Reserven sein können, wenn es darum geht, aus politischen Gründen einen Auftrag zu verweigern. Inzwischen bemühen sich besonders die Arbeitsgemeinschaft Freier Mitarbeiter, in der die verschiedenen, für Mitarbeiter von Rundfunk und Fernsehen zuständigen Gewerkschaften und der Schriftstellerverband vertreten sind, das Syndikat der Film- und Fernsehregisseure und der Verlag der Autoren um bessere Verträge. Die Solidarität der im Verlag der Autoren zusammengeschlossenen Drehbuchschreiber und die geschickte Verhandlungstaktik der von uns gewählten Delegierten führte dazu, daß ich beim Vertrag zu meinem Film „Ich heiße Erwin und bin 17 Jahre“ die stereotype Vertragsklausel nicht mehr unterschreiben mußte, die der Anstalt das Recht überträgt, mein Werk „selbst und/oder durch Dritte ganz oder teilweise ... zu bearbeiten oder umzugestalten“, und damit hatte ich beim Weiterverkauf des Films durch den Produzenten, die Bavaria-Atelier GmbH., das Vetorecht und die alleinige Entscheidung über die Form der zu kürzenden und zu vervielfältigenden Fassung.

Wichtig ist bei allen Auseinandersetzungen die Selbstbehauptung des Filmemachers. Viele Projekte sind schon vor ihrem eigentlichen Entstehen durch den Filter „Gratis-Angst“ im Kopf des Autors entschärft, entstellt und zerstört worden. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt in diesem Zusammenhang allerdings die Tatsache, ob man einen Redakteur gefunden hat, mit dem man sich auf etwa einer Linie befindet oder der zumindest so viel Toleranz aufbringt, daß er auch die von seinen oder dem Proporzsystem abweichenden Vorstellungen mitvertritt.

Daß beim Fernsehen durch das Proporzsystem der politischen Parteien noch immer die verschiedensten politischen Schattierungen zu finden sind, vom politisch relativ aufgeschlossenen, progressiven bis zum reaktionären Redakteur, Abteilungsleiter oder Programmdirektor, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Ich versuche, Filmemachen als politische Arbeit zu sehen. Natürlich verdiene ich mein Geld obendrein lieber mit Filmen als mit irgendeiner anderen Tätigkeit. Aus politischen Motiven habe ich mit Dokumentarfilmen angefangen. Ich wollte keine Stoffe aus dem bürgerlichen Milieu mehr, aus dem ich selber stamme. Über die Hälfte der Bevölkerung gehört zur Arbeiterschaft. Um aber Filme über sie und für sie drehen zu können, brauchte ich deren Hilfe, mußte ich ihnen Erfahrungen abfragen. Durch Dokumentarfilme und Dokumentar-

literatur habe ich gelernt. So entstanden u. a. die „Bottroper Protokolle“ und der Film „Warum ist Frau B. glücklich?“ Für mich vermittelt auch die beste Dokumentation keine objektive Wahrheit, denn jede Auswahl und jede Montage sind Stellungnahme.

Dokumentarisches allein ist z. B. noch kein Beweis für Wirklichkeitsnähe (besonders deutlich wird das wohl bei Renate Harpprechts Film über Axel Springer als Mensch). Die Tendenz zum Authentischen kann rein formaler Aspekt und modisches Attribut werden, mit denen etliche Filmemacher dann ihr Gewissen beruhigen, indem sie meinen: „Ich habe doch die soziale Wirklichkeit, die kleinen Leute, die Benachteiligten gezeigt . . .“

Die Wirklichkeit zum Fetisch aufzubauen kann eine verschleiernde, ja reaktionäre Wirkung haben. Eine Ordnung des authentischen Materials vom parteiichen Standpunkt aus, das Deutlichmachen der Ursachen und Zusammenhänge, ist nach meiner Auffassung die Voraussetzung, wenn man mit Filmen Denkanstöße, Alternativen und Perspektiven vermitteln will. Insofern ist es wichtig, sich mit der unbewußten Zensur in den Köpfen auseinanderzusetzen.

Das ZDF produzierte den mit einem Adolf-Grimme-Preis ausgezeichneten Film „Nur leichte Kämpfe im Raum Da Nang“, einen Bericht über die Tätigkeit deutscher Ärzte auf dem Sanitätsschiff Helgoland, bei dem man eigentlich bloß weinen kann. Nur für einen kleinen Teil all der Verstümmelten und hoffnungslos Kranken ist so etwas wie Hilfe möglich. Aber die Ärzte tun ihr Bestes. Ein sogenannter menschlicher Film, ein Film voller Mitleid. Die Ursachen der dort gezeigten Barbarei werden weder erwähnt noch vorgeführt. Und so kommt ein politisch unbedarfter Zuschauer nicht auf den Gedanken, daß diese ganzen Schrecklichkeiten völlig überflüssig sind, daß sie vermieden werden können, wenn der Krieg in Vietnam beendet würde, wenn die Amerikaner endlich das Land verlassen.

Dieter Waldmann fragt in der Dankrede für den Preis der DAG, mit dem er in diesem Jahr für sein Fernsehspiel „Eine große Familie“ ausgezeichnet wurde, das die Hierarchie, die Probleme und Auseinandersetzungen in einem großen Betrieb behandelt: „Schläft etwa einer von uns Vietnams wegen nicht?“ und behauptet, daß „der Versuch der Bewältigung von aktuellen gesellschaftspolitischen Problemen durch den Schriftsteller nicht nur vergeblich, sondern gar verlogen“ sei. Ich kann mit Waldmann nicht übereinstimmen. Er zeigt — besonders im 1. Teil seines Fernsehspiels —, daß doch alle ihre Sorgen haben, der einfache Arbeiter genauso wie der Herr Direktor. Wenn man es rein menschlich sieht, erübrigt sich also die Frage nach der Gerechtigkeit oder gar eine Analyse der Klassenherrschaft, denn: glücklich ist von all denen keiner. Nicht zufällig spricht Waldmann von der „Ohnmacht“ seines Gewerbes und davon, daß er nicht anders könne als „die Zeit . . . beschreiben“. Ich zitiere Waldmann so ausführlich, weil ich ihn für einen gutwilligen, anständigen Autor halte, der dennoch ein Beispiel für die erwähnte indirekte Zensur abgibt. Aufgrund seiner persönlichen

Entwicklung, aber zweifellos auch durch die noch geringe Effektivität der progressiven Kräfte und ihrer Organisationen gelingt ihm weder echtes Engagement noch die Solidarisierung mit denen, die für eine Änderung der von ihm beschriebenen Zustände kämpfen. Er ist nicht imstande, realistische Lösungen überhaupt zu *denken* (womit eine wie auch immer geartete, manifeste Zensur überflüssig wird) und schließt seine Dankrede resignierend: „Allen denen von Ihnen aber, die die Mittel und die Macht haben, wirklich Veränderungen einzuleiten, . . . möchte ich die Frage, die ich aufgeworfen habe, in Ihre Verantwortung zurückgeben: Was ist zu *machen*?“ Ich fürchte, selbst wenn sich die fortschrittlichsten, aktivsten und erfolgreichsten Gewerkschafter bemühen würden, Waldmann zu antworten, hätten sie keine Chance: Er hört ihre Antwort nicht. Das aber, meine ich, ist die Voraussetzung, um der — im Zusammenhang mit den sich zuspitzenden Widersprüchen und politischen Auseinandersetzungen in unserer Gesellschaft — stärker werdenden Zensur innerlich gewachsen zu sein, um nicht aufzugeben, sondern weiterzukämpfen, wo immer es geht. Die Erhaltung und der Ausbau der Demokratie auch in den Fernsehanstalten spielt dabei eine wichtige Rolle. Aber: Warum hat Waldmanns Film überhaupt einen Gewerkschaftspreis bekommen? Mancher wird vielleicht vermuten, daß bestimmte Kreise in der DAG auf gesellschaftskritische Analyse und sozialistisches Engagement keinen Wert legen. Dieses Argument reicht nicht aus. Hier wird noch ein anderer Gesichtspunkt wichtig. Waldmann hat mit seiner, von der Untersuchung der Realität ausgehenden Bestandsaufnahme immerhin so viel Material geliefert, daß ein politisch bewußter Zuschauer es für die eigene Argumentation nutzen kann. Das soll angesichts der Fülle von Sendungen, die überhaupt keinen Bezug mehr zur gesellschaftlichen Wirklichkeit haben, nicht unterschätzt werden. Wieweit kann nun das Bewußtsein des Zuschauers überhaupt beeinflusst bzw. verändert werden, wenn man ihm eine so oder so ausgewählte, dokumentarisch begründete Realität zur Kenntnis bringt? Verfügt nicht jeder über eine Art Raster von Lebenserfahrungen, von Urteilen und Vorurteilen, die seiner Erziehung, seiner Entwicklung und seiner Interessenlage entstammen, und trifft er nicht durch diesen Raster von vornherein eine Auswahl? Ich behaupte: bestimmte Informationen erreichen ganze Gruppen der Bevölkerung nicht, vor allem, wenn sie *zu selten* angeboten werden. Mein Film „Warum ist Frau B. glücklich?“ — er beginnt mit der Arbeitslosigkeit ihres Mannes und endet mit ihrer eigenen; dazwischen liegt das Auf und Ab von Hoffnungen und Enttäuschungen: Faschismus, scheinbarer Wohlstand, Krieg, Invalidität, Kriegsende, Wirtschaftswunder, Krise. Ich versuchte, am Beispiel von 40 Jahren im Leben einer Bergmannswitwe gesellschaftliche Strukturen deutlich zu machen — dieser Film lief sicherlich nicht ganz zufällig auch in der Wiederholung erst nach 22 Uhr, also zu einer Zeit, in der die Berufstätigen, die Arbeiter und ihre Familien, für die er eine Funktion haben sollte und damals auch haben konnte, schlafen gehen müssen. Mit der Manipulation durch die Sendezeit werden Zensurmaßnahmen ver-

schleiert. Und die Rückbestätigung kommt dann über die Index-Zahlen: „Solche“ Filme wollen offensichtlich nur ganz wenige Leute sehen.

Ich folgerte daraus, daß es wichtig ist, auch außerhalb des Fernsehens mit Filmen politisch zu arbeiten.

Ich habe z. B. diesen Film mit Lehrlingen und jungen Arbeitern diskutiert und dabei die Erfahrung gemacht, daß sie ihn als Beispiel für die Notwendigkeit von Klassenkampf ansahen und von diesem Film ausgehend ihre eigene Situation diskutierten. Das hatte ich beabsichtigt. Aber nicht überall war es so einfach. Bei einer Diskussion mit Diplomaten und ähnlichen Kreisen in Bonn gipfelte die Auseinandersetzung in der Bemerkung einer Dame: „Ja, diese Bergmannsfrau hat doch ihre Kinder ganz gewiß nicht geliebt, die redet ja ständig nur von Essen und von Geld.“ Also im Sinne von Marie-Antoniette, die sich mokierte: „Warum schreit das Volk nach Brot, sollen sie doch Kuchen essen!“ Ein und derselbe Film, so kritisch und engagiert er auch gemeint ist, bewirkt bei einem solchen Publikum nichts als Unverständnis oder Bestätigung von reaktionären Vorurteilen, daß das Volk „kulturlos“ sei. Aus dieser Problematik ergibt sich die inzwischen bekannte Frage nach der Zielgruppe, also wiederum nach der Parteilichkeit. So wenig wie Dokumentarisches ein Beleg für objektive Wahrheit ist, kann man in einer Klassengesellschaft Filme machen, die allen Gruppierungen der Bevölkerung nützen oder gar angenehm sind. Wer das erträumt oder anstrebt, muß immer wieder enttäuscht werden.

Inzwischen bin ich zu der Auffassung gekommen, daß ein dokumentarisches Abschildern der Wirklichkeit nicht mehr ausreicht, selbst wenn man dabei eine parteiliche Auswahl trifft. Natürlich könnte die Abbildung revolutionärer Massen eine Funktion haben, um die Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch eben diese Massen zu unterstützen. Doch haben wir im Augenblick wohl keine solche Situation. Ich meine, es genügt nicht, einem Arbeiter, der 8 bis 10 Stunden am Fließband oder bei sonst einer entfremdeten Tätigkeit verbracht hat, der in unerträglich überfüllten Straßenbahnen nach Hause fahren muß, der dann vielleicht von seiner Frau hört, daß die Miete wieder mal erhöht worden ist, diesem Arbeiter Filme vorzusetzen, in denen nichts als entfremdete Arbeit, die überfüllte Straßenbahn und das Problem der nicht mehr zu zahlenden Miete vorkommen. So etwas hat wohl eine Bestätigungsfunktion, aber die reicht nicht zur politischen Aktivierung aus. Es ist kein Zufall, wenn Sendungen wie „XY — ungelöst“, „Der goldene Schuß“ oder die Veranstaltungen mit Vivi Bach und Dietmar Schönherr sehr hohe Indexzahlen bringen. Derselbe Arbeiter schaut sie sich an. Ich halte das Bedürfnis nach Entspannung und Vergnügen, das sich dort äußert, für völlig legitim, bin aber der Ansicht, daß der Erfolg gerade solcher Sendungen, die zur Verschleierung des Bewußtseins eben dieser Zuschauer über ihre Situation beitragen, ein Alarmzeichen ist. Andererseits ist im Zusammenhang mit den neu aufgebrochenen Widersprüchen des kapitalistischen Systems — wirtschaftliche Krisenerscheinungen, Bildungskatastrophe, die Streiks

vom letzten September und andere Aktivitäten — das Bedürfnis auch nach Orientierung gewachsen.

In dem Film „Ich heiße Erwin und bin 17 Jahre“ habe ich versucht, das Dokumentarische mit den Elementen des Spielfilms zu verknüpfen (alle Darsteller sind Laien, sie spielen selber und in ihrer alltäglichen Umgebung die Lehrlinge und Freundinnen, die Arbeiter, die Mütter), ich wollte das Element des Vergnügens, den Spaß und das Gefühl noch stärker in den politisch engagierten Film einbringen und zur sachbezogenen, gesellschaftlichen Analyse hinzufügen. Ich finde es selbstgerecht, wenn politisch engagierte Filmemacher eine mäßig bebilderte wissenschaftliche Theorie abliefern mit der Meinung: „Der Inhalt ist ja aufklärerisch, also müssen die Leute das Produkt schlucken.“ Vergnügen im Brechtschen Sinne und die Vermittlung der Probleme mithilfe von persönlichen Schicksalen sind notwendig, um manche der Betroffenen erst einmal dazu zu bringen, sich für ihre eigene Lage zu interessieren. Ich versuche gerade, für eine neue politische Fernsehserie die Figuren einer jungen Arbeiterfamilie zu entwerfen. Das sollen aktive Menschen sein, die Selbstgefühl und Optimismus ausstrahlen, die imstande sind, sich mit anderen zusammenzutun, wenn sie ihre Probleme anpacken, und die auch nicht aufgeben, wenn mal etwas schief geht. Es soll Spaß machen, sie zu kennen und der Zuschauer soll sich wünschen können: So möchte ich auch gern sein! Ich halte es für wichtig, Vorbilder zu entwickeln.

Doch dieses Projekt ist mit Schwierigkeiten verbunden, die eine Zensur im „vor-manifesten“ Zustand zeigen. Um realistisch sein zu können, um nicht irgendeinen Superman auszudenken, dessen Beziehung zur Realität aus nichts anderem als dem guten Willen der Filmemacher besteht, gingen meine Kollegen und ich erst einmal auf die Suche nach Vorbildern. Wir stellten mehr als einen Fall fest, in dem der Versuch einer Betriebsratsgründung mit Entlassung geahndet wurde, in dem der Kampf um menschenwürdige Arbeitsbedingungen mit Lohn-einbußen bezahlt werden mußte oder in dem das Eintreten für die Rechte der Mieter letztlich erfolglos war. Dabei wurde klar, daß es mit den strahlenden, lustigen Helden nicht so ganz einfach ist, wenn man auch etliche Ansätze und Vorbilder finden kann. Soweit es sich um Arbeiter handelt (und nicht um Studenten, die durch ihre besonderen Lebensbedingungen anders auftreten können und relativ unabhängiger sind), stellte sich heraus, daß sie alle etwas gemeinsam haben: eine sozialistische Weltanschauung, aus der heraus sie imstande sind, alltägliche Mißerfolge in die Perspektive eines historisch bedingten Optimismus einzuordnen, daß sie sich fast durchweg auf die Stärke einer Organisation beziehen konnten, in den meisten Fällen war das die DKP, es waren aber auch die Gewerkschaften oder die SPD. Wenn man das Problem der Weltanschauung und der Organisation jedoch ausklammert — wie das in den wesentlich vom Proporz der CDU und SPD beherrschten Sendeanstalten der Fall sein muß (die Frage „In wessen Interesse?“ oder „Wem nützt das?“ erübrigt sich da wohl) —

kann diese Serie entweder gar nicht oder nicht realistisch gemacht werden: wer versuchen würde, sich an Figuren zu orientieren, die als einzelne und ohne Perspektive handeln, müßte scheitern.

Wir haben einen anderen Plan entworfen, einen „Fall des Monats“. Wir wollten alle vier Wochen den Fall einer gelungenen Selbsthilfeaktion vorführen, ein Spiel, das sich an realen Vorbildern orientiert. Zum Beispiel die Geschichte der Glashütte in Hessen, die von den Arbeitern selbst übernommen wird, nachdem sie in roten Zahlen steckte und der Besitzer sie aufgeben wollte. Aber ein solcher Fall heißt im Proporzdenken zwangsläufig: den nächsten „Fall des Monats“ beansprucht die CDU, um den darauffolgenden bemühen sich vielleicht die Heimatvertriebenen — der pädagogische Anspruch, der mit dem Prinzip der Wiederholung, mit dem der Serie, verknüpft ist, wäre zerstört. Das Proporzsystem entwickelt eine Zensur-Automatik.

Aber die Auseinandersetzungen um den Einfluß im Fernsehen, wie es bei uns als öffentlich-rechtliche Anstalt existiert, relativieren sogar sich noch angesichts des bevorstehenden Kassetten-Booms (in diesem Geschäft sind die Springers, Bertelmanns und Holtzbrincks bereits fest verankert) und angesichts der Perspektive, daß in absehbarer Zeit über Satelliten internationale Programme ausgestrahlt werden können, wobei der nationale Ton passend über einen besonderen Kanal hinzugeliefert wird. Auf diese Entwicklungen und die Fragen, die sich dann im Zusammenhang mit der Manipulation des Zuschauers und dem Abbau der Demokratie ergeben, müssen wir uns noch einstellen.

Jürgen Harder Zu Enzensbergers Medien-Theorie

I

1962 brachte Hans Magnus Enzensberger seine scharfsichtigen Beobachtungen neuer ideologischer Herrschaftsmechanismen im staatsmonopolistischen Kapitalismus auf den Begriff der „Bewußtseins-Industrie“ und pointierte: „... einer Masse von politischen Habenichtsen, über deren Köpfe hinweg sogar der kollektive Selbstmord beschlossen werden kann, steht eine immer kleinere Anzahl von politisch Allmächtigen gegenüber. Daß dieser Zustand von der Majorität hingenommen und freiwillig ertragen wird, ist heute die wichtigste Leistung der Bewußtseins-Industrie.“¹

Bei aller intendierten Kritik teilte Enzensberger hier einen Grundmangel mit der einschlägigen bürgerlichen Manipulationsliteratur: Die Beschwörung des Schreckbildes einer „totalen Manipulation“. Um aber die resignierende Konsequenz zu vermeiden, relativierte er: „Überhaupt bleibt zwischen Unbestechlichkeit und Defaitismus zu unterscheiden. Es handelt sich nicht darum, die Bewußtseins-Industrie ohnmächtig zu verwerfen, sondern darum, sich auf ihr gefährliches Spiel einzulassen.“² In der Tat ein gefährliches Spiel, denn Enzensberger delegiert alle Hoffnung an eine abstrakt-moralische „Unbestechlichkeit“ von Intellektuellen, die in der modernen Schlüsselindustrie (wie er die Bewußtseins-Industrie auch bezeichnet) ihren Dienst tun. Mehr noch: Er erhebt die Intellektuellen in den Rang der einzigen revolutionären Potenz.

Weil die entscheidenden politischen und sozialen Gegenkräfte verfehlt werden, reproduziert Enzensberger hier letztlich nur die Ohnmacht, die er beschreibt, und seine Illusion ist der vage ins „Positive“ gewendete subjektive Ausdruck dieser Ohnmacht.

II

1970 — in seinem „Baukasten zu einer Theorie der Medien“³ — nimmt er den Faden zu dieser Problematik wieder auf, um neue Erfahrungen und weiterreichende Einsichten mitzuteilen.

Sein Ausgangspunkt ist jetzt der allgemeine Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. „Der Kapitalismus der Monopole entfaltet die Bewußtseins-Industrie rascher und weitgehender als andere Sektoren

¹ H. M. Enzensberger: Einzelheiten I Bewußtseins-Industrie Frankfurt a. M. 1962, S. 14 f.

² ebd. S. 17.

³ H. M. Enzensberger: Baukasten zu einer Theorie der Medien, in: Kursbuch, Frankfurt a. M., 20/1970, S. 159 ff.

der Produktion; er muß sie zugleich fesseln. Eine sozialistische Theorie der Medien hat an diesem Widerspruch zu arbeiten.“⁴ Von hier aus seien sowohl die rapide wachsenden Diskrepanzen als auch die potentiellen Sprengkräfte zu zeigen.

Vom damaligen hilflosen Appell an die subjektive „Unbestechlichkeit“ der Intelligenz innerhalb der Bewußtseins-Industrie bis zu dieser Fundierung und Orientierung auf die objektive Widersprüchlichkeit ist eine bemerkenswerte Entwicklung Enzensbergers bezeichnet. Hiermit ist ihm methodisch der Durchbruch zur Alternativ-Position gelungen. Von hier aus kann dem falschen Eindruck von perfekter Herrschaft und totaler Ohnmacht in der staatsmonopolistischen Bewußtseins-Industrie überzeugend entgegengetreten werden; kann mit der Auffassung aufgeräumt werden, nach welcher — wie Enzensberger formuliert — „der Kapitalismus mit jedem Widerspruch fertig zu werden vermöchte, eine Überzeugung, die historisch leicht zu widerlegen und theoretisch unhaltbar ist.“⁵ Zur speziellen Problematik argumentiert er weiter: „In ihrer heutigen Gestalt dienen Apparate wie das Fernsehen oder der Film nämlich nicht der Kommunikation sondern ihrer Verhinderung. Die technische Differenzierung von Sender und Empfänger spiegelt die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen Produzenten und Konsumenten wider, die in der Bewußtseins-Industrie eine besondere politische Zuspitzung erfährt. Sie beruht letzten Endes auf dem Grundwiderspruch zwischen herrschenden und beherrschten Klassen (das heißt, zwischen Monopolkapital oder Monopolbürokratie auf der einen und abhängigen Massen auf der anderen Seite).“⁶

Enzensberger weiß, daß dieser Widerspruch in den gegebenen kapitalistischen Produktionsverhältnissen „unauflösbar“ ist.

Doch Enzensberger verschenkt seinen methodisch treffsicheren Ansatz sofort wieder, indem seine Theorie gerade vom Entscheidenden absieht: Von den Medien-Inhalten. Daher gerät ihm die Ableitung der Alternative völlig formal und abstrakt.

Enzensberger formuliert sie als Gegensatz von repressivem und emanzipatorischem Mediengebrauch. Und die erste Bestimmung, die er dem Gegensatzpaar jeweils zuordnet, ist: Zentralgesteuertes Programm (repressiv); dezentralisierte Programme (emanzipatorisch). Seine konsequente inhaltliche Abstinenz ist aber nicht eine simple theoretische Unsicherheit. Sie bezeichnet vielmehr genau den Punkt, wo Enzensberger an die bürgerliche Ideologie gebunden bleibt. Weil er die spätbürgerliche Konzeption von der „Industriegesellschaft“ kritiklos zur Voraussetzung seiner Medientheorie erhebt, bleibt er im Grundsätzlichen in der bürgerlichen Ideologie befangen. Und dieser Ideologie folgend, erfüllt er vorab eines ihrer „modernen“ Gebote; nämlich den realen Sozialismus in der Welt

⁴ ebd. 159.
⁵ ebd. 165.
⁶ ebd. 160 f.

konvergenztheoretisch als Entartungsvariante des Kapitalismus zu „verramschen“ und damit als welthistorisch reale Alternative zu negieren. Der einseitig oberflächliche Blick auf Entwicklungen von Produktivkräften und technologischen Prozessen im Verein mit unmarxistischen Gesellschaftsmodellen verfehlt zwangsläufig das Wesen des Sozialismus in seinem ökonomischen, politischen, sozialen und ideologischen Zusammenhang, mithin in allen seinen inhaltlichen Qualitätsmerkmalen. Entideologisierungen und Formalismus in der Methode sind der hohe Preis, mit dem Enzensberger seine ideologische Bindung an diese falsche Voraussetzung bezahlt. So stehen für Inhalte immer wieder Strukturen, wertfreie Abstrakta, mystifizierende Metaphern und schlicht: Unwahrheiten. Beispiele: „Die neuen Medien sind ihrer Struktur nach egalitär . . . Damit stehen die elektronischen im Gegensatz zu älteren Medien wie dem Buch oder der Tafelmalerei, deren exklusiver Klassencharakter offensichtlich ist. Fernsehprogramme für privilegierte Gruppen sind zwar technisch denkbar (closed-circuit TV), aber strukturell widersinnig.“⁷

Die Struktur des Mediums soll demnach den exklusiven Klassencharakter aufheben. Doch der Klassencharakter eines Mediums besteht nicht in erster Linie in der Exklusivität, sondern in seinem ideologischen Inhalt; so hebt natürlich die Struktur des Mediums seinen Klassencharakter nicht auf. Im Gegenteil: Die „egalitäre Struktur“ der modernen Massenmedien kann der klassischen Struktur bürgerlicher Ideologiefunktion sogar besser entsprechen, nämlich dem Prinzip, borniertes Klasseninteresse in der Form eines allgemeinen Interesses zu vermitteln. Und weil schichtenspezifische Ideologie-Distribution primär ebenfalls eine inhaltliche und keine technische Frage ist, liegt auch hier die Lösung nicht in der Struktur.

An anderer Stelle verweist Enzensberger auf den geistigen Bankrott der modernen Bourgeoisie. Er zieht daraus aber einen verblüffend falschen Schluß: „Sie (die Bourgeoisie) wünscht sich Medien *als solche* und *für nichts*.“⁸

Die Manipulation: Der von der Monopolbourgeoisie und ihren Dienern systematisch geführte Verdummungsfeldzug großen Stils, bewußt und gezielt gegen die echten Lebensinteressen der Massen ausgerichtet; geistiger Terror, psychologischer Krieg und ideologische Diversion gegen den Sozialismus — unleugbarer und sichtbarer Ausdruck des historischen Bankrotts und des geistigen Ausverkaufs der Bourgeoisie und genauso unleugbarer und sichtbarer erbitterter Kampf dieser Klasse um die Erhaltung ihrer Herrschaft. Enzensberger läßt diese Klassenkampfwirklichkeit — die letztlich entscheidende Wirklichkeit für eine sozialistische Medientheorie — verschwinden in einer Unwirklichkeit harmlosester Selbstaufgabe und freiwilliger ideologischer Abdankung der bürgerlichen Klasse. Es fehlt in Enzensbergers Medien-Theorie auch die wirkliche internationale

⁷ ebd. 167.
⁸ ebd. 178.

Dimension des Klassenkampfes. Wo er die Systemauseinandersetzung berührt, verfehlt er ihr Wesen. „Die Ätherkriege der fünfziger Jahre“ sind ihm nur interessant als Zwang zur Aufhebung von „Informations-Quarantänen“, was in der Konsequenz Aufhebung der Ideologien durch wertfreie Informationen meint. Für Enzensberger ist das Geheimnis und entscheidende politische Moment der Medien ihre mobilisierende Kraft: „Wenn ich *mobilisieren* sage, so meine ich *mobilisieren* ... das heißt ... die Menschen beweglicher machen als sie sind. Frei wie Tänzer, geistesgegenwärtig wie Fußballspieler, überraschend wie Guerilleros.“⁹

Aber alle rhetorische Gewandtheit und pointierte Metaphorik vermögen auch hier nicht die fehlenden inhaltlichen Bestimmungen zu ersetzen. Selbst sein Formalismus kommt hier nicht zu vollem Recht, denn rein formal-logisch wäre „mobilisieren“ mindestens als mehrstellige Relation aufzufassen: Wer mobilisiert Wen, Wodurch und Wofür. Dann allerdings wäre der Zwang zum Inhaltlichen wohl unausweichlich. Da diese Frage gar nicht gestellt wird, bleibt Enzensbergers Bestimmung des für ihn „entscheidenden politischen Moments“ der Massenmedien eine brillante Tautologie.

III

Enzensberger polemisiert gegen den heutigen Begriff der Manipulation. Dieser Begriff sei in den 60er Jahren zwar von großem heuristischem Nutzen gewesen, drohe jetzt aber zu einem bloßen Schlagwort herunterzukommen, „das mehr verbirgt als es aufklären kann und deshalb seinerseits einer Analyse bedarf“.¹⁰ Die Gefahr einer Inflation dieses Begriffes ist in der Tat gegeben. Aber reicht zu ihrer Abwendung der Griff nach einem Wörterbuch? Doch da setzt Enzensberger seine Analyse an: „Manipulation, zu deutsch Hand- oder Kunstgriff heißt soviel wie zielbewußtes technisches Eingreifen in ein gegebenes Material.“¹¹ Weil er von der Wort- nicht zur Begriffserklärung weitergeht, folgt dann (bei seinen inhaltlichen Unterlassungssünden sogar logisch) diese Bestimmung: „Jeder Gebrauch der Medien setzt also Manipulation voraus. Die elementarsten Verfahren medialen Produzierens von der Wahl des Mediums selbst über Aufnahme, Schnitt, Synchronisation, Mischung bis hin zur Distribution sind allesamt Eingriffe in das vorhandene Material. Ein unmanipuliertes Schreiben, Filmen und Senden gibt es nicht. Die Frage ist daher nicht, ob die Medien manipuliert werden oder nicht, sondern wer sie manipuliert. Ein revolutionärer Entwurf muß nicht die Manipulateure zum Verschwinden bringen: Er hat im Gegenteil einen jeden zum Manipulateur zu machen.“¹²

Lassen wir uns hier auf ein Wortspiel ein, können wir uns mit Enzensberger in

⁹ ebd. 160.

¹⁰ ebd. 163.

¹¹ ebd. 166.

¹² ebd.

der Grundfrage schnell einigen. Da das Wort Manipulation über das lateinische Manus mit dem Wort Hand verwandt ist, ist wirklich die entscheidende Frage: In wessen Hand sich die Medien befinden — in der Hand der Bourgeoisie oder in der Hand der Arbeiterklasse, des Volkes. Aber Enzensberger meint nicht dasselbe, denn er sagt weiter, es sei falsch, von der Voraussetzung auszugehen, „als gäbe es in politischen und gesellschaftlichen Fragen eine reine, unmanipulierte Wahrheit“.¹³ Wahrheit wäre demnach soweit relativiert, daß sie am Ende mit Manipulation vereinbar würde. Spätestens hier wird deutlich, daß es nicht das Wort Manipulation ist, „das mehr verbirgt als es aufklären kann“, sondern Enzensberger selbst.

Der Begriff Manipulation ist primär von seinem gesellschaftlichen Inhalt bestimmt. Kurt Hager charakterisierte auf der 10. Tagung des ZK der SED die staatsmonopolistische Manipulierung als „planmäßigen, mit wissenschaftlichen Methoden geführten psychologischen Krieg gegen das Denken, die Vernunft und die Gefühle, kurz gegen jegliche auf den gesellschaftlichen Fortschritt gerichtete Entwicklung der Werktätigen“.¹⁴

Manipulation und gesellschaftliche Wahrheit schließen einander also absolut aus. Selbstverständlich können alle von Enzensberger genannten Techniken (Schreiben, Filmen, Senden usw.) in den Dienst der Manipulation gestellt werden. In dem „revolutionären“ Entwurf, der jeden zum Manipulateur macht, ist zugleich Enzensberger These vom emanzipatorischen Mediengebrauch enthalten. Hier enthüllt sich die Ideologie seiner Alternativkonzeption von der Dezentralisierung der Medienprogramme. Beim Übergang zum Sozialismus erhöht sich die aktive Rolle des Überbaus in allen seinen Erscheinungsformen, mithin auch die der Medien. Eine Aktivierung kann Enzensberger sich aber nur als Dezentralisierung und Spontaneität vorstellen. Damit erhält seine „sozialistische“ Alternative kleinbürgerlich-utopische Züge.

IV

Produktiv sind Enzensbergers Gedanken zur Dialektik der Bedürfnisse im staatsmonopolistischen Kapitalismus.

„Konsumterror“ und „Marktgängigkeit“ sind immer wiederkehrende Stichworte in der bürgerlichen Manipulations-Literatur. Die imperialistischen Apologeten und Herrschaftstechniker operieren pragmatisch-affirmativ mit ihnen; die bürgerlich-humanistischen Kulturkritiker und große Teile der „Neuen Linken“ bringen damit ihre bloße Klage über einen fatalen Zustand auf den Begriff. Trotz unterschiedlicher moralischer Haltung zu diesem „Phänomen“ schreiben letztlich alle die Volksmassen als manipuliert bzw. manipulierbar ab. Mit solcher Optik läßt sich zum Beispiel der Zusammenhang von kapitalistischer Bewußtseins-

¹³ ebd. 163.

¹⁴ K. Hager: Grundfragen des geistigen Lebens im Sozialismus, Berlin 1969, S. 19.

Industrie und Volksmassen nicht adäquat erfassen. Der Manipulationsmechanismus von gezielter Plünderung und systematischer Verfälschung *echter* Wünsche und Bedürfnisse breiter Volksschichten durch die staatsmonopolistische Bewußtseins- und Unterhaltungs-Industrie wird nicht enthüllt. Die mit dieser Manipulationspraxis verbundene permanente Reproduktion degenerierter ästhetischer und geistiger Interessen der Massen wird zum Wunschkatalog selbstverschuldeter Anspruchslosigkeit verkehrt. Die Folge des Konsumterrors: das erschreckende Faktum der Marktgängigkeit kapitalistischer Produkte (materieller wie immaterieller) wird zum willkommenen Alibi der herrschenden Klasse ideologisiert. Oder wie Enzensberger sagt: „Die Hypothese vom ‚Konsumterror‘ kommt den Vorurteilen der Bourgeoisie, die sich für politisch aufgeklärt hält, über das angeblich integrierte, kleinbürgerlich gewordene und korrumpierte Proletariat entgegen.“¹⁵ Deshalb führt Enzensberger seine Auseinandersetzung mit der stark verbreiteten These, „der heutige Kapitalismus lebe von der Ausbeutung falscher Bedürfnisse“.¹⁶ Er relativiert diese These sofort zur Teilwahrheit und sprengt mit seinem dialektischen Verständnis der Bedürfnisproblematik die metaphysische Starre und Borniertheit „linker“ Kritik, deren subjektive Forderung nach Veränderung immer wieder in fatalen Zweifel an der Veränderbarkeit umkippt. Die Dialektik der Bedürfnisse sieht Enzensberger so: „Die Anziehungskraft des Massenkonsums beruht ... nicht auf dem Oktroi falscher, sondern auf der Verfälschung und Ausbeutung ganz realer und legitimer Bedürfnisse, ohne die der parasitäre Prozeß der Reklame hinfällig wäre ... Die elektronischen Medien verdanken ihre Unwiderstehlichkeit nicht irgendeinem abgefeimten Trick, sondern der elementaren Kraft tiefer gesellschaftlicher Bedürfnisse, die selbst in der heutigen depravierten Verfassung dieser Medien durchschlagen.“¹⁷

Er zeigt unter anderem solche Bedürfnisse auf, wie das Verlangen nach einer Ästhetik, die sich nicht auf die Sphäre des „Kunstschönen“ beschränkt, das massenhafte Bedürfnis nach immaterieller Vielfalt und Mobilität, nach Teilnahme am gesellschaftlichen Prozeß, das Bedürfnis nach Befreiung von Ignoranz und Unmündigkeit. Enzensberger zeigt zugleich, wie das Kapital diese Wünsche erkundet, um sie einzufangen, zu neutralisieren, vor allem eben ihrer sozialen Sprengkraft zu berauben. So habe sich zum Beispiel „Überall dabei sein“ zu einem der erfolgreichsten Slogans der staatsmonopolistischen Bewußtseins-Industrie entwickelt und das Leser-Parlament der Bild-Zeitung „Demokratie“ gegen die Interessen des demos wenden können. Staatsmonopolistischer Massenbetrug wird also nicht gelehrt. Enzensberger will aber zeigen, daß „ein Betrug von solchen Dimensionen nur denkbar ist, wenn er sich auf ein massenhaftes Bedürfnis einläßt“.¹⁸

¹⁵ H. M. Enzensberger: a. a. O., S. 171.

¹⁶ ebd.

¹⁷ ebd.

¹⁸ ebd. 172.

Es ist ein Verdienst Enzensbergers innerhalb des antiimperialistischen Kampfes in der BRD, den ideologischen Erscheinungen entgegenzutreten, die sich — angesichts des weiteren Ausbaus staatsmonopolistischer Herrschaft — in den verschiedensten Formen als idealistische Verzweiflung an der Wirklichkeit äußern. Dieses Nichtbegreifen der gesellschaftlichen Wirklichkeit erklärt den heutigen Zerfall vieler linker Gruppen in der BRD. Dem Unverständnis der Lage der Massen entspricht die Isolierung solcher Gruppen von den Massen. In Begriff und Realität des „Untergrunds“ offenbart sich dieses Mißverhältnis aus Mißverständnis am deutlichsten. Sehr zum Erstaunen der Betreffenden, aber ganz folgerichtig bleibt als einzige Verbindung zur Gesellschaft das kapitalistische Band der Kommerzialisierung dieser politischen und „kulturrevolutionären“ Enklaven. Der Kapitalismus hat auch hier die „Bedürfnis-Frage“ prompt in seinem Sinn entschieden. Bleibt zusammenzufassen: Enzensbergers dialektische Sicht der Bedürfnisse arbeitet zwei wichtige Aspekte antiimperialistischen Kampfes heraus. Einmal den Nachweis, daß sich Bourgeoisie und Kapital — historisch gesehen — auf der ganzen Linie in der Defensive befinden, was den Versuch der „Flucht nach vorn“ keinesfalls ausschließt; zum anderen die volle Orientierung der Opposition auf die gesellschaftliche Realität — so wie sie ist, d. h. in ihrer objektiven Widersprüchlichkeit —, verbunden mit der richtigen Forderung, „Bedürfnisse nicht zu denunzieren, sondern ernst zu nehmen, zu erforschen und politisch produktiv zu machen“.¹⁹

Allerdings vertraut Enzensberger auf eine spontane Herausbildung antiimperialistischer Bedürfnisse, die der wirklichen widersprüchlichen Entwicklung nicht gerecht werden kann.

V

Das Beispiel Enzensbergers scheint eine Gesetzmäßigkeit in der gegenwärtigen bürgerlichen Ideologie zu veranschaulichen. Immer wenn in der Situation verstärkten antiimperialistischen Kampfes Vertreter der bürgerlichen Intelligenz nicht direkt über die Arbeiterklasse und ihre revolutionäre Partei, sondern auf vorwiegend theoretischem Wege sich dem Sozialismus annähern, werden mit Vorliebe Spontanitätsauffassungen und utopische Konzeptionen reaktiviert.

Weil die Bourgeoisie für sie geistig impotent geworden ist (oder wie Enzensberger meint, „daß sie ... nichts mehr zu sagen hat. Sie ist ideologisch steril“²⁰), belesen sie sich immer mehr bei Marx, Engels und Lenin. Die eindrucksvolle inhaltliche Konsequenz der revolutionären Lehren unserer Klassiker und die persönlichen Erfahrungen, daß Reformen und Symptombdoktorei nicht weiterhelfen, treiben sie zum Entwurf von radikalen Alternativen zum staatsmonopolistischen System.

¹⁹ ebd. 171.

²⁰ ebd. 178.

Ihre Radikalität hat aber nichts mit marxistischer Konsequenz gemein, denn ihre Alternative, die sich um radikale Abhebung vom spätkapitalistischen System bemüht, hebt sich genauso radikal von den realen gesellschaftlichen Kräften und konkreten Bedingungen für eine konsequente Veränderung ab. Diese Position ermöglicht zum Teil eine weitgehende Kritik am Kapitalismus und gewisse Orientierungen innerhalb des antiimperialistischen Kampfes. Sie versagt aber in der Einschätzung des existierenden Sozialismus, der als reale Alternative nicht begriffen wird. Dabei sollten sich diese Ideologen angesichts ihrer Ressentiments und Vorbehalte gegen die sozialistischen Länder einmal fragen, warum die Bourgeoisie in ihrem Haß dem realen Sozialismus immer wieder den „Vorzug“ gibt vor allen noch so radikalen Alternativen in den Köpfen und Schriften dieser Linken. Mehr noch: Warum ihr romantisch-idealistischer Verbal-Sozialismus zunehmend als Bestandteil dieses imperialistischen Hasses fungiert. Außerdem übersehen wir nicht, daß die in Frage stehenden utopischen Modelle und spontanen Gebilde unverkennbare Züge des bürgerlichen Individualismus tragen und der Sozialismus letztlich als bloße Verwirklichung bürgerlicher Ideale mißverstanden wird. Herbert Marcuse spricht dies so aus: Freiheit ist nur denkbar als Realisierung dessen, was man heute noch Utopie nennt. Die letzte und entscheidende Klarheit können diese bürgerlichen Intellektuellen, wenn sie sich den Positionen des Sozialismus annähern, nur aus dessen Wirklichkeit selbst und aus dem Klassenkampf gewinnen, der mit dem Ziel seiner Verwirklichung geführt wird.

Götz Dahlmüller 6 Thesen zum Fernsehen

Vorbemerkung:

Fernsehen als solches gibt es genausowenig wie Sein an sich. Demzufolge beziehen sich die folgenden Thesen auf ein Fernsehen, wie es heute und hierzulande betrieben und rezipiert wird.

Die Perspektive eines sozialistischen Fernsehens, in dem jeder Empfänger ein potentieller Sender wäre und umgekehrt, bleibt dabei unberücksichtigt, ebenso die Tatsache, daß ein wirklich emanzipatorisches Fernsehen nur von sozialistischen Produzenten gemacht werden könnte.

Der Argumentationshorizont ist infolgedessen ein ästhetisch-formaler. Solange an der Basis kapitalistische Verhältnisse herrschen, ist das Fernsehen ein Klassen-Fernsehen, und was eine Fernsehtheorie heute primär leisten kann, ist zum einen die Entwicklung medialer Kategorien und Verfahrensweisen, mit denen sozialistische Produzenten einmal arbeiten können, zum andern die Aufklärung der dem Fernsehen Ausgelieferten über das Spiel, das mit ihnen getrieben wird, durch Transparentmachen seiner Mechanismen und Regeln.

1 Die medial vermittelte Wirklichkeit als falsche Unmittelbarkeit

1.1 Indem das Fernsehen seine Vermittlung von Wirklichkeit als diese selbst ausgibt, dichtet es sich ab gegen Kritik. Durch mitgelieferte Begleitmusik, Kommentare, Dialoge usw., die ihre Identität mit dem im Bild Gezeigten niemals infrage stellen, wird eine Wirklichkeit vorgetäuscht, die, obwohl schon längst gesellschaftlich vermittelt und determiniert, ungebrochen das sein soll, als was sie erscheint.

1.11 Wirklichkeit ist vermittelt auch durch Medium ihrer jeweiligen Artikulation: Sprache, Bild, Geste, Handlung usw. Das Bewußtsein dieser Vermittlung und damit die Möglichkeit, Wirklichkeit durchschaubar zu machen, kann vom Fernsehen nur gefördert werden, wenn es seine Vermittlerrolle reflektiert und in seine Praxis hineinnimmt.

1.12 Minimalprogramm für ein emanzipatorisches Fernsehen: Bewußtes Auseinanderreißen der verschiedenen Artikulationsebenen (Musik, Geste, Wort, Aktion usw.), Aufzeigen von Brüchen und Widersprüchen zwischen den Bildern und dem ihnen Aufgeklachten oder Unterlegten, was allererst Transparenz und Überprüfbarkeit der medial vermittelten Wirklichkeit ermöglicht.

2 Fernsehen als Verordnung von Information

2.1 Ansager, Nachrichtensprecher, Moderatoren, Kommentatoren, Showmaster, Quizmaster usw. verordnen Unterhaltung und Belehrung wie der Arzt Pillen. Die Verordnung einer Information, sei sie politisch-gesellschaftlichen oder unter-

haltenden Charakters, verhüllt diese mit der Aura der Autorität und Authentizität des sie Verordnenden und läßt Fragen nach ihrem Wahrheitsgehalt oder ihrer Relevanz gar nicht erst aufkommen.

2.11 Gegenstrategie: Abbau überflüssiger Autoritäten, Abbau der Star-Aura der personalen Übermittler, Entwicklung einer dialektischen Zeichen- und Bildersprache, die die zu übermittelnden Informationen so präsentiert, daß der Zuschauer bei deren Rezeption aktiv werden (mitdenken, kombinieren, assoziieren, Vergleiche anstellen usw.) muß.

3 Fernsehen als Instrument der pluralistischen Ideologie

3.1 Vermeintliche Kapazitäten, vermeintliche Betroffene, Verbandsfunktionäre, Interessenvertreter und beliebige Dialog- oder Interviewpartner agieren in politischen Magazinen, Dokumentationen, Reporten und Diskussionen als Agenten der pluralistischen Ideologie, der es nicht um Wahrheitsfindung geht, sondern um deren Verhinderung durch einen Schlagabtausch von Meinungen und Gegenmeinungen, nach dem die traktierten Probleme nicht durchsichtiger geworden sind, sondern zerstückelt und verschleiert durch deren jeweilige Interpretationen.

3.11 Erst wenn die Interessen derer, die sich zu den jeweils behandelten Problemen äußern, unmißverständlich dargelegt werden, kann von Information sinnvoll gesprochen werden.

3.12 Erst die mediale Konfrontation dessen, was verschiedene Leute zu einem Problem sagen, mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit (Beispiel: Dregger preist westliche Demokratie, Freiheit usw. und macht auf antikommunistisch — Filmeinblende, wie die Polizei eine Rote-Punkt-Demonstration niederknüpelt) wirkt informierend insofern, als die interpretierte Realität überprüfbar wird.

4 Fernsehen als Instrument der Verbiederung von Wirklichkeit

4.1 Das kleine Format verniedlicht das im Fernsehen Ablaufende zu putzigen Spielfiguren, wofern ihm filmische oder theatralische Dramaturgien unreflektiert aufgesetzt werden.

4.2 Präsentation und Rezeption des Fernsehprogramms treiben die Verbiederung weiter: Vietnam-Krieg, Krimi, Show, Wohnungsbau, Quiz, Western, „Problemstück“ usw. schnurren ab im Nonstopp-Programm und werden in diesem Kontext reduziert zur unverbindlichen Einfühlungs- und Seelenmassage: ach wie traurig, ach wie nett, ach wie spannend, usw.

4.3 Vollendet wird die Verbiederung durch die wohnliche Konsumhaltung des dauerberieselten Zuschauers, innerhalb derer die verkleinerte Welt vollends zusammenschrumpft zur Bierseligkeit von ein paar schönen Stunden.

4.4 Fazit: Da die Welt zu mir ins Zimmer kommt, brauche ich mich nicht mehr zu ihr hinaus zu begeben, da ich mit Wirklichkeit frei Haus beliefert werde, brauche ich nicht mehr in sie einzugreifen.

4.9 Entwicklung einer spezifischen Fernseh-Dramaturgie (u. a. weniger Totale,

mehr Großaufnahmen, Ausschnitte und Zooms, kürzere Sequenzen, diskontinuierlichere Einstellungen, damit der Zuschauer, zu ständigem Kombinieren provoziert, das minimale bildliche Format intellektuell vergrößert), thematische Bindung größerer Programmblöcke, Einschaltung von Pausen, Aktivierung des Zuschauers durch Forderungen, Handlungsanweisungen und -vorschläge: das sind einige Möglichkeiten, der Verbiederung von Wirklichkeit gegenzusteuern.

5 Information als Potpourri des Gefälligen

5.1 Versteht sich Fernsehen heute als Teil der Unterhaltungsbranche, so bringt es deren Mechanismen auch da zur Geltung, wo es Bildung und Belehrung intendiert: Bunt durcheinandergewürfelt werden Kulturfilmsequenzen, Industriefilmeinstellungen, Kommentare, Interviews, Experten-Statements usw., aus denen sich jeder, wie bei der Show, das Seinige herausuchen kann. Der eine sieht gern den Flieder in Washington blühen, der andere Franz Josef Strauß auf den Tisch hauen. Die Grundthematik von Information wird dadurch per Ästhetisierung zum Verschwinden gebracht.

5.2 Integriert die Unterhaltungsbranche partiell Information (Beispiele: „Wünsch dir was“, „Jumbo — ein Elefantenleben“, „Männer, wir kommen“, „Groschenpiel“), hat das zur Folge, daß ein ohnehin schlecht informiertes Publikum meint, auf analytische Informationen verzichten zu können, weil es vermeintlich bereits durch die Unterhaltungsbranche informiert wird. Ist die showintegrierte Information aufgrund des Potpourri-Charakters indessen schon reduziert genug, so löst sie sich völlig auf, wenn z. B. nach ein paar beherzigenswerten emanzipatorischen Äußerungen einer dollen Minna Schlagerstars oder leichtgeschürzte Balletteusen den Unterleib verrenken und sich zwischen die Beine greifen, was beim Zuschauer genau jene Atmosphäre dumpfer Geilheit bewirkt, von der die Verdinglichung der Frau unabtrennbar ist. Vorwändig intendierte Emanzipation schlägt um in Gegenaufklärung.

5.3 Das allabendliche Programm-Potpourri von Unterhaltung, Belehrung und Verklärung befördert eine Zuschauer-Mentalität, die sich klein und midrig vornehmen muß angesichts der bunten Fülle des Angebotenen. Indem das Fernsehen ein Tischlein-deck-dich ins Heim bringt, das real für kaum einen erschwinglich ist, wird es vollends Vehikel von Gegenaufklärung: Während das unbegriffene Ganze der gesellschaftlichen Wirklichkeit, sei es in der Form von Unterhaltungssacharin oder Informations-Hachée, dem Zuschauer pausenlos untergejubelt wird, muß er sich wohl oder übel darin einrichten.

5.9 Hieß Aufklärung seit eh und je: Rationalisierung des unbegriffenen Ganzen, so heißt das für ein emanzipatorisches Fernsehen: das Allgemeine am Besonderen dingfest zu machen.

6 Fernseh-Harmonie als Verhinderung gesamtwirtschaftlicher Eudaimonie

6.1 Die Lässigkeit oder Seriosität der Show- und Quizmaster hält die dissonante

und inhumane Realität ebenso zusammen wie die Glaubwürdigkeit der Moderatoren und Kommentatoren. Hüftenwackelnde Schlagerstars, die Glück und Liebe anjaulen wie der Wolf den Mond (Die müssen es ja wissen, weil sie es in dieser Welt so weit gebracht haben.), verklären das Bestehende ebenso wie die Nachrichtensprecher und Ansagerinnen mit ihrer Star-Aura. Der gelackte und stereotypisierte Stil, mit dem das Fernsehen seine Kost unter Volk bringt, prägt die Rezeption mehr als die transportierten Inhalte. Würde Köpcke einmal Scheiße statt Oder-Neiße sagen, wäre das schlimmer als der Einsatz von Atom-bomben in Indochina.

6.2 Obwohl Fernsehstars in den seltensten Fällen normale Berufe darstellen, sondern fast ausschließlich die Branche repräsentieren, die sie groß gemacht hat, sind sie Angelpunkte der Einfühlung und Identifikation. Die ausgelaugte Hausfrau kann selten so charmant sein wie Marianne Koch und der abgearbeitete Familienvater so alert wie Peter Alexander. Und selbst da, wo das Publikum, wie in den beliebten Familienserien, auf eine vermeintlich harmonische familiäre Normalität festgenagelt wird, ist die Diskrepanz zwischen der eigenen rotnasigen Tochter und der spritzigen der Fernsehfamilie so groß, daß aufgrund der durch die Star-Aura maßlos hochgeschraubten Erwartungshaltungen die eigene Normalität als so unbefriedigend und frustrierend empfunden wird, daß statt intendierter Harmonie Aggressivität die Folge ist. Kindern, die brüllen, wenn Heintje singt, gehört der Hintern versohlt.

6.9 Die legitimen Glücksbedürfnisse der Bevölkerung sind keine, die nur stellvertretend und im schönen Schein des Mediums erfüllt werden könnten, sondern in der Wirklichkeit. Dazu braucht es keine Stars und keine realitätsverdrängende Harmonie auf dem Bildschirm, sondern eine Harmonie, die Anweisungen auf ihre Realisierung enthält.

Gebrauchsanweisung:

Die vorliegenden Thesen wurden gemacht zum Diskutieren und nicht zum Konsumieren. Sie beruhen auf einer intensiven halbjährigen Beschäftigung mit dem Medium und sind der Versuch einer ersten, knappen theoretischen Systematisierung, wobei zum Teil bereits existierende Fernsehtheorien und andere theoretische Erörterungen Berücksichtigung fanden.

Die Liebe zum Medium, zu seinen progressiven und emanzipatorischen Möglichkeiten, mag den Haß gegen die bestehende Fernsehpraxis erklären, der sich partiell in den Thesen niedergeschlagen hat.

Die ziemlich totale Denunziation des bestehenden Fernsehens, die die Thesen beinhalten, wird auch nicht relativiert durch die paar kritischen Sendungen, deren verschwindende Effizienz (programmpolitisch paralysiert entweder durch einen Reißer im anderen Kanal oder durch späte Terminierung [Nachprogramm]) Ausdruck ihrer Alibi-Funktion ist: als mediale Beweisstücke pluralistischer Toleranz dienen sie nur der Verschleierung der tatsächlichen Repression.

Günther Rager Politische Information im Fernsehen

Ihrem öffentlichen Auftrag gemäß sind die Rundfunkanstalten verpflichtet, ihren Beitrag zur politischen Meinungsbildung zu leisten. Sie glauben, der ebenfalls in den Rundfunkverträgen enthaltenen Verpflichtung zur Neutralität am besten nachkommen zu können, indem sie einerseits streng zwischen Politik und Unterhaltung unterscheiden, und andererseits zwischen Nachricht und Meinung trennen wollen.

Die Trennung von Unterhaltung und Politik hat sich in der Massenkommunikationswissenschaft längst als unhaltbar erwiesen.¹ Trotzdem ist das, sicher nicht zuletzt wegen der illusionären Trennung in den Massenmedien, noch nicht ins Bewußtsein der Öffentlichkeit gedrungen. Als Beispiel sei auf die Reaktion der österreichischen Öffentlichkeit hingewiesen, als sich Dietmar Schönherr eine angeblich rote Nelke ins Knopfloch steckte: Nun wurde allenthalben Wahlpropaganda gesehen. Vorher war es nur wenigen aufgegangen, daß Schönherrs Quiz einiges mit der Sozialistischen Partei Österreichs zu tun hat.

Doch soll dem Thema gemäß hier nicht weiter die politische Wirkung von Unterhaltungssendungen behandelt werden, vielmehr soll zunächst einmal auf die Folgen eingegangen werden, die aus der Trennung von Kommentar und Nachricht resultieren.

Nachdem zumindest jeder Gymnasiast einmal während seiner Schulzeit sein Bekenntnis zu der Form der demokratischen Zeitung abgelegt hat, die schön säuberlich zwischen der „reinen“ Nachricht und der Meinung der Redaktion trennt, ist es nicht verwunderlich, daß der tägliche Versuch des Fernsehens, zwischen Information und Meinung zu unterscheiden, auf das Wohlwollen der Nation rechnen kann. 50 Prozent Zuschauer danken dafür. Es ist eher erstaunlich, daß schon jetzt, nach jahrelanger bewußtloser Praxis, danach gefragt wird, wie denn eigentlich eine Nachricht zustande kommt.²

Die Mutter dieser unbefleckten Nachricht ist die wertfreie Wissenschaft, der Vater das Kapital. Ähnlich der positivistischen Wissenschaft, die sich wertfrei wähnte, während sie mit Exaktheit das Bestehende katalogisierte und sich dem Herrschaftsinteresse, ja sogar dem eigenen vorgängigen Erkenntnisinteresse entziehen zu können glaubte, verzichtet die „reine“ Information darauf, Entstehung und Ursache von Ereignissen darzustellen und glaubt sich auf diesem Weg von jeglichem Herrschaftsinteresse befreien zu können. Einmal durch die Nachrichtenagentur verbreitet, erhält sie den Segen der offiziellen Anerkennung. Unter der Hand wird das Ereignis mit der Meldung darüber vertauscht, aber

¹ Vgl. dazu Horst Holzer, Massenkommunikation und Demokratie in der BRD, Opladen 1969.

² Vgl. Film und Fernsehen, 9. Jahrgang, 1971, Märznummer.

nicht nur das, die Information erhält, nachdem sie vorher von ihrer Entstehung abgetrennt wurde, eine andere Qualität. Die „Tatsache“ des Streiks in Polen, das bloße Ereignis steht im Zentrum, nicht aber die realen Gründe, die dazu führten, denn die sind ja nur Meinungen, bestenfalls Analysen, jedenfalls scharf zu trennen von der Nachricht. Das, was an der Oberfläche schwimmt, gezählt und fotografiert werden kann, kommt allein als Nachricht in Betracht. Die Nachricht ist damit ihrer historischen Genese entkleidet und für denjenigen, der nicht ohnehin Bescheid weiß, bestenfalls wertlos, wenn nicht sogar Fehlinformation. So wird Nachricht wie positivistische Wissenschaft zur bloßen Verdoppelung des Bestehenden und versperrt durch die ständige Hervorhebung dessen, was bereits ist, mit der Begründung, daß es jetzt eben schon so und nicht anders sei, die Sicht auf die sozialen Bedingungen des Werdens und der Veränderung. Sie wird durch die Herauslesung aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang zum gefügigen Diener bestehender Herrschaftsverhältnisse.

Die politische Information erfüllt, quantitativ sich ins Unübersehbare ausweitend, fürs Individuum kognitive und normative Funktionen.³ Mit zunehmender gesellschaftlicher Arbeitsteiligkeit wird das Individuum abhängiger von der stets anwachsenden Information, die über seine und der Primärgruppe sinnliche Erfahrung der Wirklichkeit hinausragt. Die Massenmedien sind zwar nicht die einzige Quelle solcher Information, reichen aber mit ihren vielfältigen Auswirkungen weit in die sogenannte personale Kommunikation hinein, wie die amerikanische Diffusionsforschung zeigt.⁴

Die Kenntnisse und Erfahrungen des einzelnen reichen immer weniger hin, um die auf ihn einströmende Flut zusammenhangloser Daten zu verarbeiten, so daß einmal mit ständig sich ausweitender Informationsdichte die Wahrscheinlichkeit geringer wird, daß der einzelne die für ihn wichtige Information erreicht. Und weiterhin wird durch die zunehmend der Öffentlichkeit entzogenen Vermittlungsinstanzen die Einsichtsmöglichkeit in den Zweck, das erkenntnisleitende Interesse dieser Information mehr und mehr verdunkelt, so daß die Information nicht mehr als Grundlage rationaler Entscheidung, bzw. Handlung dienen kann. Aber gerade im Verlust ihres Wesens liegt ihre systemerhaltende Bedeutung. Losgelöst, als reine Information erscheinend, strukturieren die in den Massenmedien enthaltenen Informationen einen Teil der Wirklichkeit für das Individuum. In vorgegaukelter Sachlichkeit, ihres eigenen sozialen Hintergrunds enthoben, bilden sie fürs Individuum wiederum die Grundlage zur Interpretation aller weiteren Ereignisse und Informationen, die außerhalb des Bereichs der persönlichen Erfahrung liegen. Die Massenmedien schaffen damit eine Art Pseudoumgebung⁵, vielleicht besser Pseudowirklichkeit, die der Realität nicht stand-

³ Vgl. Peter Müller, *Die soziale Gruppe im Prozeß der Massenkommunikation*, Stuttgart 1970, S. 60 ff.

⁴ a. a. O., S. 45 ff.

⁵ Vgl. dazu Festinger, Peterson, Jensen und Rivers, zit. in A. Silbermann, *Die Konzentration der Massenmedien und ihre Wirkung*, Düsseldorf 1970, S. 386.

hält. So verstanden, scheint die Feststellung Benesch's⁶ aus anderem Zusammenhang glaubhaft, daß speziell für Kinder das Fernsehprogramm isolierte Wissensinseln ohne Bezug und Hintergrund schaffe und somit eine positivistische Haltung quasi schon ansozialisiert wird, die durch die Art ihrer Vermittlung wohl kaum je nach der Totalität fragen läßt.

Die einzige Art der Übermittlung politischer Information, die solch positivistische Vereinzelung in Grenzen halten, Entstehung, Schein und Wesen von Ereignissen analysieren könnte, der Kommentar, wird als bloße Meinungsäußerung desavouiert und nach Möglichkeit in andere Sendezeiten und Sendungen verbannt. Zulässig ist in der Tagesschau allenfalls noch ein Korrespondentenbericht, der aber nach ähnlichen Prinzipien wie eine Meldung zurechtgeschnitten ist und häufig durch die Art seiner Aufmachung der Augenzeugenideologie, dem Glauben, das Ereignis selbst mitzerleben, Vorschub leistet. Die ganze Widersinnigkeit dieser Trennung zwischen Meinung und reiner Nachricht wird etwa deutlich, wenn die Lüge Nixons, die Laos-Invasion sei ein großer Erfolg gewesen, und trage zum beschleunigten Rückzug der amerikanischen Truppen bei, (was allerdings ungewollt wahr sein könnte) als Nachricht gemeldet wird und dann in einem Korrespondentenbericht dieser unwidersprochenen Nachricht ein Film vom überstürzten Rückzug der Südvietnamesen eingefügt wird, der im Text die Situation mit Stalingrad vergleicht.⁷ Das zeigt zwar auch die Grenze solcher Manipulation, es sollte aber bedacht werden, daß die Nachricht besonders im Rundfunk ständig wiederholt wird, der Bericht aber nur dem zu Ohren kommt, der zufällig zur rechten Zeit zuhört. Und wenn es Nixon beliebt sollte, ähnliche Äußerungen öfters zu wiederholen, so werden sie auch treu und brav einige Tage später nochmals gesendet.

Die Diskrepanz zwischen Nachricht, Kommentar und Korrespondentenbericht liegt in ihren verschiedenen Produktionsbedingungen begründet. Über den Kommentar und, wenn auch mit Einschränkungen, über den Korrespondentenbericht, kann nicht im gleichen Maße verfügt werden wie über die Agenturnachrichten. Der Kommentator, in seinem Status oft noch dem eines Kleinproduzenten ähnlich, aber zumindest aufgrund seiner Stellung innerhalb der Betriebshierarchie, ist noch relativ wenig in den Produktionsprozeß eingegliedert. Nicht zuletzt deshalb, weil es gerade seine Aufgabe ist, bereits angelieferte Informationen selbständig zu interpretieren, erfreut er sich relativer Freiheit in seiner Arbeit, die er allerdings mit dem Preis der geringeren Verbreitung, — denn was ist schon der Kommentator Huber gegen dpa — bezahlt oder wie meist beim TV mit dem freiwilligen Verzicht darauf, sie zu exponieren. Der Korrespondentenbericht⁸, vielleicht eine Mischung zwischen dem, was unter Kommentar und

⁶ H. Benesch, *Experimentelle Psychologie des Fernsehens*, München 1968, S. 56.

⁷ In der Tagesschau am 22. 3. 71.

⁸ Hiermit sind nur die Korrespondenten gemeint, die für eine Zeitung, bzw. Rundfunkanstalt arbeiten, im Gegensatz zu den Journalisten, die bei den Agenturen angestellt sind.

Nachricht verstanden wird, ist wegen seiner größeren Abhängigkeit bereits der Verfügung des Auftraggebers unterworfen und durch seine Konkurrenz zur Agentur geprägt. Mit dem Arbeitsprodukt des Korrespondenten wird von den Redaktionen frei verfahren. Seine Berichte können gekürzt oder bearbeitet werden und, wie empirische Untersuchungen ergaben, ist über personelle Auswahl und den Druck der jeweiligen publizistischen Institution, für die er arbeitet, bereits ein hoher Grad von Anpassung zu erwarten.⁹ Der Konkurrenz der Agenturen wird häufig durch Ausweichen auf Gebiete der weniger aktuellen Berichterstattung zu entgehen versucht.

Erst bei der Agenturmeldung ist das amerikanische Motto „facts are sacred, but comments are free“ vollends auf den Begriff gebracht. Heilig ist die zum Markenartikel gesalbte Nachricht. Für die getreue und kritiklose Unterwürfigkeit, die sie den bestehenden Verhältnissen zollt, erfährt sie selbst wieder kritiklose Anerkennung und das, obwohl gerade die Agenturmeldungen im Verhältnis zu dem oben beschriebenen Entstehungsprozeß von Kommentar und Korrespondentenbericht einige Bearbeitungsstationen mehr durchmachen. Nicht selten steht am Ende eine Nachricht, die mit der des Journalisten nur noch wenig zu tun hat, denn das Nachrichtenmaterial — z. B. bei dpa —, das von rund 3000 Mitarbeitern im In- und Ausland zur Zentrale nach Hamburg fließt, „wird für die deutschen Empfänger (Zeitungen und Rundfunkanstalten) in der Redaktion des Basisdienstes zusammengefaßt, redigiert und „ausgegeben“.“¹⁰ Die von den Redakteuren bis zu den Rechercheuren reichende arbeitsteilige Spezialisierung, die vorherrschende Schichtarbeit, die Größe des Produktionsapparates, lassen den Vergleich mit industrieller Produktion zu, die unter dem kapitalistischen Zwang der Verwertung den Gebrauchswert zum bloßen Appendix der Profitmaximierung werden läßt. Der Hinweis darauf, daß dpa wegen seiner Verluste von der Bundesregierung mit Millionenbeträgen subventioniert wird,¹¹ ändert daran nichts. Er sagt höchstens, daß die Zeitungsverleger und Rundfunkanstalten, in deren Besitz dpa ist, indirekt von der Regierung unterstützt werden und deutet auf die Zusammenarbeit zwischen offiziellen Stellen und Nachrichtenagenturen hin.

Daß diese veränderte Situation im Produktionsprozeß nicht ohne Auswirkungen auf die Produzierenden bleibt, ist nicht nur durch den Zwang zur Spezialisierung angezeigt, sondern auch durch die Tatsache, daß zumindest in Bonn die Agenturjournalisten im Gehaltsniveau weit unter den übrigen zu stehen scheinen.¹² Dies läßt in unserem Wirtschaftssystem sicher auch auf die Qualität der Arbeit schließen. Daß es über diesen ganzen Vorgang der Nachrichtenverarbei-

⁹ Vgl. C. P. Gerber, M. Stosberg, Massenmedien und die Organisation politischer Interessen, Bielefeld 1969, S. 78 Anm.

¹⁰ Wörterbuch zur Publizistik, herausgegeben von K. Koszyk und K. H. Pruys, München 1970, S. 249.

¹¹ Liselotte Hinz, Meinungsmarkt und Publikationsorgane, in: Der CDU-Staat, Bd. II, ed. Suhrkamp 1969, S. 275.

¹² C. P. Gerber, M. Stosberg, a. a. O., S. 86.

tung bisher noch keine Analyse gibt, spricht ebenso für sich wie die Tatsache, daß ausgerechnet bei dpa die Zahl der CDU-nahen Journalisten fast doppelt so hoch ist wie der Gesamtdurchschnitt.¹³

Aus dem oben angedeuteten Zusammenhang von Arbeitsteilung und Informationsverarbeitung, zusammen mit den Produktionszwängen und der finanziellen Verfilzung läßt sich vielleicht auch die Vorliebe erklären, mit der die Agenturjournalisten das für sie von den offiziellen Propagandastellen, von Regierungsverbänden und Parteien vorbereitete Material verarbeiten. Der Prozeß der „positiven Regulierung“¹⁴ der öffentlichen Meinung durch die permanente Verbreitung von Selbstdarstellung, wie er in der Wirtschaft unter dem Begriff der Public Relations zusammengefaßt wird, wäre ohne die Mitwirkung der Agenturen undenkbar. Gerade sie nehmen die ihnen von Presse- und Informationsämtern angebotenen „Halbfertigprodukte“ dankbar an und stellen zu ihrer Verbreitung ihren monopolistischen Verteilerapparat zur Verfügung. Sie sorgen dafür, daß das Angebotene offizielle Anerkennung erhält und werden so selbst offiziell. In diesem Prozeß tritt die Agentur gleichzeitig als „Filter und Vielfältiger“¹⁵ auf. Von den einlaufenden Informationen werden täglich nur 25 Prozent weitergeleitet, was im Systemzusammenhang die Folge hat, daß der Journalist einerseits von den bereits offiziell anerkannten Propagandastellen möglichst viel Material verarbeitet, da es die Wahrscheinlichkeit erhöht, daß zumindest einige seiner Meldungen „ankommen“. Es wird im Ernst ja niemand behaupten wollen, daß es auf die Stelle des Journalisten ohne Einfluß sei, ob seine Meldungen zur Veröffentlichung gelangen oder nicht. Andererseits ist es für jede Meldung eine schwer zu überwindende Hürde, nicht offiziell zu sein, der anschließend immer noch die Nachrichtenredaktion als weiterer Filter folgt. Allein schon die Tatsache, allgemein veröffentlicht zu sein, erhöht damit die Bedeutung der einzelnen Nachricht gegenüber nicht oder nur partiell verteilten. In diesem stark differenzierten System der Nachrichtenproduktion fällt dem Journalisten die Aufgabe zu, die Interessen des Kapitals und die gesellschaftlichen Bedürfnisse scheinhaft zur Deckung zu bringen, und somit den Apparat in Gang zu halten als auch die Legitimation des scheinbar demokratischen Systems zu liefern.

Seine Stellung im Produktionsprozeß läßt sich im allgemeinen dahingehend bestimmen, daß seine Arbeitskraft zunehmend unter Kapital subsumiert wird (Arbeitsteilung, Großraumbüro, zunehmend festgelegte Arbeitszeit, wachsende Abhängigkeit aufgrund der Verlagskonzentration), er jedoch je nach Stellung in der Hierarchie ein noch relativ persönliches Verhältnis zu seinem Arbeitsprodukt hat, über dessen Verfügung er zumindest teilweise in der Redaktionskon-

¹³ a. a. O., S. 100. Die Befragung ist allerdings nur für Bonner Journalisten repräsentativ.

¹⁴ F. Knipping, Monopole und Massenmedien, Berlin 1969, S. 129. Auch der Begriff „Halbfertigprodukt“ stammt aus seiner Analyse, auf die im folgenden Abschnitt eng Bezug genommen wird.

¹⁵ a. a. O., S. 116.

ferenz mitentscheiden kann. Andererseits verspürt er als Lohnarbeiter täglich seine Abhängigkeit vom Kapital auf verschiedenste Weise. Nicht nur, daß er eine „vibrierende Antenne für die Machtverhältnisse innerhalb und oberhalb der Anstalt besitzen muß“¹⁶, um seinen Redakteursplatz zu behalten. Auch den direkten Einfluß der Wirtschaft auf die Meldungen kann er täglich erfahren. Immerhin 57 Prozent der befragten Journalisten gaben an, daß mehr oder weniger häufig über die Werbevorgabe der Versuch gemacht wird, Einfluß auf den redaktionellen Teil einer Zeitung zu nehmen. Nur 7 Prozent der Befragten glauben, daß auf die Wünsche der Anzeigenkunden keine Rücksicht genommen werde.¹⁷ Hinzu kommt, daß durch die zumindest in der Ideologie häufige Identität der Interessen von Einzel- und Gesamtkapital zumindest in Zeitungen der Unternehmerstandpunkt nach Auffassung von 38 Prozent der befragten Journalisten bevorzugt wird. Im Rundfunk dagegen werden nach Meinung von über 70 Prozent der Journalisten Problemkreise, bei denen Konflikte der verschiedenen Interessenvertretungen zu erwarten sind, wie z. B. bei der Mitbestimmung, eher tabuisiert¹⁸, wovon natürlich besonders wirtschafts- und sozialpolitische Themen betroffen sind. Mit dem Hinweis auf die extrem hohen Streitwerte und damit Prozeßkosten und ihre mangelnde Ausbildung begründen die Journalisten ihre im Hinblick auf eine veränderte Praxis resignative Haltung. „Das Bewußtsein, selbst nicht Fachmann zu sein, schafft Unsicherheit. Man möchte auch nicht immer kämpfen,“ scheint eine stereotype Antwort zu sein.¹⁹ Ihre Unsicherheit im sozialen Status (ein unverhältnismäßig hoher Prozentsatz der Journalisten sind Intellektuelle mit abgebrochenem Studium)²⁰, der zur Verinnerlichung bürgerlicher Werte und Normen geführt haben dürfte, die relativ mittelbare Form des Leistungsdrucks, die durch den ständigen Umgang mit Agenten des Kapitals geförderte gesellschaftliche Integration, lassen der Entfaltung des Glaubens an eine unabhängige, intellektuelle und individuelle Berufsausübung, einer ausgeprägten Berufsideologie, genügend Spielraum und machen die Journalisten besonders ideologiefähig. Andererseits steht dieser idealistischen Interpretation die Realität gegenüber, faßbar als Redaktionsleitlinien, Wünsche der Auftraggeber, Personalpolitik, die sehr wohl bewußt ist. Nicht nur, daß nach Meinung von rund 52 Prozent der befragten Journalisten die Anpassung an die Linie des Hauses mit der Stellung in der Hierarchie zunimmt, sondern auch die Anpassung der Nachricht an den Wunsch des Auftraggebers, sowohl in der Auswahl wie in der Darstellung. Dies wurde in einer amerikanischen Untersuchung von 60 Prozent der Befragten bejaht.²¹ Die Autoren sprechen deshalb von einem Dauerkonflikt, der nur zum Teil kognitiv gelöst wird:

¹⁶ a. a. O., S. 168.

¹⁷ Gerber/Stosberg, a. a. O., S. 64 f.

¹⁸ a. a. O., S. 70 f.

¹⁹ a. a. O., S. 66.

²⁰ a. a. O., S. 110.

²¹ a. a. O., S. 78.

die Entschärfung einer Information ist bewußte Anpassung. Die Anpassung dürfte aber vor allem schon vorher nach der Theorie der kognitiven Dissonanz unbewußt vor sich gehen: der Journalist „ändert durch Verdrängen und selektive Informationsaufnahme diejenigen Vorstellungen von Parteien oder Verbänden, die seiner Anpassung an die Werte und Normen seiner publizistischen Institution entgegenstehen.“²²

Die im Unbewußten abgelagerte Erfahrung eigener Maßregelung und der von Kollegen ist sicher nur ein Hinweis auf den sich andeutenden Umschlag von Ideologie in sozialpsychologisch erklärbare Phänomene. Die Auswirkung dieses Vorgangs auf den Wert der Information ist im einzelnen nur schwer sichtbar zu machen, aber die psychischen Prädispositionen der Journalisten lassen den Inhalt der Nachricht nicht unberührt. Die Scheu vor brisanten Themen, die Vorsicht in den Formulierungen, die punktuelle Verstümmelung der Nachricht, sind nicht nur aus ihrem direkten Produktionsprozeß zu erklären. Die allgemeinen Produktionsbedingungen haben sich bereits bis in die Psyche hinein verlängert.

Wer nun glaubt, die Rundfunkanstalten seien wegen ihres rechtlichen Sonderstatus' von diesen ökonomischen Zwängen weitgehend frei, sieht sich gründlich getäuscht. Es ist nicht möglich, mit rechtlichen Verordnungen einen gesellschaftlichen Freiraum zu schaffen. Wer von der Oase der öffentlich-rechtlichen Anstalt spricht, sollte nicht vergessen, daß ihr Wesen durch die umgebende Wüste bestimmt und häufig gar nur eine Fata Morgana ist. Viel zu sehr reichen die ökonomischen Bedingungen, über den Staat als ideellen Gesamtkapitalisten, die Parteien als Ausdruck bürgerlicher Fraktionen bis in die Redaktionen, ja direkt bis in die einzelnen Sendungen hinein. Nicht nur darin, ob eine Sendung angesetzt oder verschoben wird, sondern bis in die Nachrichten hinein hat der Parteienproporz Vorrang. So hat die CDU/CSU öffentlich ankündigen lassen, daß sie stoppen läßt, wie lange wer in welcher Sendung auftritt, und versucht damit, für eine „objektive“ Berichterstattung zu sorgen. Dies offenbart nicht so sehr die seltsamen Vorstellungen von Objektivität, als die Tatsache, inwieweit wohl jede Regierung aufgrund des erwähnten Zusammenhangs auch längerfristig über die Personalpolitik besonderen Einfluß auf die Rundfunkanstalten nimmt. So ist die Schätzung in der *Süddeutschen Zeitung* wohl nicht unrealistisch, „daß ein an verantwortlicher Stelle arbeitender Fernsehjournalist bis zu 3/4 seiner Arbeitszeit der Abwehr von Protesten und Pressionen widmet.“²³ Der Versuch der bayrischen Regierung, einen Staatsrundfunk und privates Fernsehen einzuführen, sowie der Kampf einzelner Rundfunkanstalten, aus den roten Zahlen zu kommen, läßt vermuten, daß besonders in politischen Sendungen und speziell in den Nachrichten sogar noch vorsichtiger agiert wird als in Zeitungen.

Es besteht also kein Grund zur Annahme, daß die mit den allgemeinen Produk-

²² a. a. O., S. 81.

²³ Zit. nach F. Knipping, a. a. O., S. 169.

tionsbedingungen bis hin zur psychischen Situation der Journalisten aufgezeigten qualitativen Veränderungen der Nachrichten beim Rundfunk ausbleiben. Es wäre nur konsequent, wenn die am Beispiel der Agenturen aufgezeigte zunehmende Abstraktion der Nachricht auf jeder weiteren Stufe der Bearbeitung und regionaler Verbreitung in den Nachrichten des Fernsehens, also mit der absolut weitesten Verbreitung, ihren Höhepunkt erreichte. Gleichzeitig mit dieser qualitativen Veränderung scheint ein Punkt zu kommen, an dem die Information von den Massen nicht mehr adäquat rezipiert werden kann und somit nicht nur fürs Individuum, sondern für die ganze Arbeiterklasse die Funktion ändert.

Das läßt sich am Beispiel einer Meldung über die Dollarkrise aufzeigen. Während am Freitag, den 2. 4. in der ARD-Tagesschau überhaupt keine Meldung über diese Entwicklung kam, wurde in *Heute* (ZDF) die Nachricht verlesen, daß der Dollarkurs aufgrund internationaler Vereinbarungen durch Stützungskäufe in Höhe von 600 bis 700 Mill. \$ von der Deutschen Bundesbank „stabilisiert“ werden mußte. In den nächsten Sätzen war nur noch von Interventionspunkt, Termindollar, Parität und Devisen die Rede, lauter wichtige Wörter, wie jeder zugeben wird, nur, was bedeuten sie? Hinter dieser Meldung, die unter vielen anderen gebracht wurde, verbirgt sich nach dem Kommentar von R. D. Schwartz²⁴ in der Frankfurter Rundschau, folgender Inhalt:

„Es ist kein Ausdruck von Anti-Amerikanismus, wenn europäische Währungsexperten ihren amerikanischen Kollegen Ausbeutungsmanieren vorwerfen. Nixons Ankurbelungsstrategie, mit Hilfe der Notenpresse auf inflationärem Wege die Arbeitslosenheere zu dezimieren, um seine Wiederwahl im nächsten Jahr zu sichern, muß von Europas Arbeitern mit steigenden Preisen finanziert werden, solange auf dem alten Kontinent der Dollar als internationales Geld die eigene Währung unterminiert.“

Zu behaupten, die im TV gesendeten Nachrichten seien für alle da und für alle gleich, entspricht, wie in diesem Fall leicht einsichtig, ungefähr der Argumentation der Lehrer, die früher in der Schule behaupteten: Nach der Währungsreform 1948 waren alle gleich arm und jeder bekam nur 40 DM — ohne hinzuzufügen, daß die einen noch eine Fabrik bzw. Grund und Boden besaßen, die anderen nichts als ihre Arbeitskraft. Die Nachricht über die Dollarkrise wie sie im vorliegenden Fall die Pressestelle der Bundesbank abgab und wie sie völlig „wertfrei“ von den Agenturen verbreitet wurde, ist bereits so ihres Erklärungszusammenhanges beraubt, daß sie der Masse der Lohnarbeiter vom Inhalt her uninteressant erscheinen muß. Es fehlt jeder Hinweis darauf, daß der Vorgang irgendetwas mit ihrer eigenen Lage zu tun haben könnte. Die Dollarkrise wird ähnlich dargestellt wie der Tod eines altersschwachen Greises: es geht ihm schlecht, die besten Ärzte bemühen sich um ihn nach Kräften, aber für dieses Naturereignis kann man schließlich niemanden verantwortlich machen. Der Zu-

²⁴ Frankfurter Rundschau, 3. 4. 71.

sammenhang zwischen Dollarkrise und europäischer Preisentwicklung ist nur noch Spezialisten einsichtig und für sie hat die Meldung einen Informationswert. Nachrichten, die sprachlich und inhaltlich so aufbereitet sind, daß sie vielleicht den Unternehmern und Börsenspekulanten, Berufspolitikern und Intellektuellen, jedenfalls nur für diejenigen mit genügender Vorinformation verständlich sind, lassen sich täglich finden. Die Arbeit der Journalisten ist dabei, ob bewußt oder unbewußt, dadurch bestimmt, daß sie zu denselben Aufgaben und Lösungen getrieben werden, wohin „jenen das materielle Interesse und die gesellschaftliche Lage praktisch treiben können. Dies ist überhaupt das Verhältnis der politischen und literarischen Vertreter einer Klasse zu der Klasse, die sie vertreten.“²⁵

Es ist im allgemeinen nicht möglich und gar nicht nötig, wichtige Ereignisse völlig totzuschweigen. Die Art und Weise, wie sie von den einzelnen Übermittlungsinstanzen dargestellt werden und wie sie dann in der Tagesschau angeboten werden, lassen wohl zu Recht vermuten, daß ihr politischer Inhalt von den Massen nicht adäquat aufgefaßt werden kann. Wobei gerade die stark formalisierte Darbietung der Tagesschau das übrige dazu tun dürfte, einerseits das Verständnis zusätzlich zu erschweren, andererseits die Nachricht als Unterhaltung konsumierbar zu machen und damit vollends zu entpolitisieren. Zunächst sticht die akademische Sendesituation und die von der Forderung nach Objektivität abgeleitete völlige Teilnahmslosigkeit des Sprechers ins Auge. Ob eine Nachricht aus dem Krieg in Vietnam, ob die neuesten Zahlen der Arbeitslosen verlesen werden oder ob die Frühjahrskollektion aus Paris angekündigt wird, alles hat gleich korrekt gesprochen zu werden. „Nur kein Engagement zeigen, nicht betroffen sein! Sich nichts anmerken lassen, (wo, an welcher Stelle des Zugeteilten präparierten Nachrichtenkontingents tatsächliche Informationen versteckt sind, die die Massen betreffen).“²⁶ Die zwar kurzen, aber relativ abstrakten Sätze, (s. Nachricht) mit den vielen Konjunktiven und abhängigen Reden (v. a. in Zitaten), der relativ ausgeprägte Gebrauch von Fremdwörtern bzw. Fachbezeichnungen lassen vermuten, daß der Verständlichkeit sehr enge Grenzen gesetzt sind. (Immerhin wußten z. B. 75 Prozent der Frauen nicht, was Opposition und Regierungskoalition bedeutet. Die Bedeutung des Wortes „Bundesrat“ ist ähnlich unbekannt).²⁷ Außerdem ist anzunehmen, daß „die optische Wahrnehmung gelegentlich sogar die akustische Wahrnehmung unterdrückt. Der Fernsehzuschauer überhört das Gesprochene um so mehr, je bewegter das Bild ist; deshalb geschieht die optische Auflockerung mancher Interviews regelmäßig auf Kosten des sprachlichen Verständnisses.“²⁸ Durch das Bilderlebnis wird dem Zuschauer glaubhaft zu machen versucht, selbst dabei zu sein, am Fenster der Welt zu sitzen, um zu ver-

²⁵ K. Marx, Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte, in: Marx/Engels Studienausgabe, Bd. 4, Ffm. 66, S. 59.

²⁶ M. Scheler, Wie Nachrichten im Fernsehen präsentiert werden, in: Film und Fernsehen, a. a. O., S. 11.

²⁷ Hermann Meyn, Massenmedien in der BRD, Berlin 1968. Zoll/Hennig, Massenmedien und Meinungsbildung, München 1970, S. 118.

²⁸ H. Benesch, a. a. O., S. 34.

gessen, daß er in „Wirklichkeit doch nur in ihr Schaufenster“²⁹ blickt. Die Tagesschau bietet eine „mit Formen und Inhalten überfrachtete, hektische Viertelstunde“³⁰, in der pausenlos Nachricht an Nachricht gereiht wird und damit der gedankliche Nachvollzug nahezu völlig ausgeschaltet wird.

Ihr wesentlicher Inhalt ist die Personalisierung politischer Ereignisse. Dabei wäre das Phänomen des Sprechers, der nach der Regie als der inkarnierte Positivismus aufzutreten hat, vermutlich aber doch anders rezipiert wird. Wenn Bildzeitungsartikel wie „Fernsehwelt wieder in Ordnung, denn Starnachrichtensprecher Karl-Heinz Köpke ist wieder da“³¹ überhaupt etwas besagen, so dies, daß seine zentrale Stellung innerhalb der Sendung als beruhigende Vaterfigur und menschlicher Vermittler zwischen den einzelnen Meldungen ein eigener Beitrag zur Personalisierung ist.

Die starke Personalisierung der Nachrichten selbst führt eher zu einer Werbung für die Personen, die genannt werden und zu einer Hierarchie zwischen Politikern, die in der Tagesschau auftreten dürfen und solchen, die es noch nicht geschafft haben, als zu einer politischen Information. Die vielen, eigens fürs TV gestellten Berichte von Ereignissen, deren einzige Bedeutung eben nur gerade darin liegt, daß sie vom TV verbreitet werden und das Auftreten schon altbekannter Personen in ebenso bekannten Posen lassen die Welt wieder überschaubar werden und vermitteln offenbar den Eindruck, nichts versäumt zu haben, ausreichend informiert zu sein. Die geschickte Mischung mit Unterhaltung und Sport, meist am Ende als Bonbon für geduldiges Ausharren, macht die eingestreuten politischen Meldungen, die sich nicht fernsehgerecht zubereiten ließen, auch noch erträglich.

Auch die Ergebnisse der Soziolinguistik lassen die Überlegung berechtigt erscheinen, daß die so dargebotene politische Information gerade von denjenigen, die die Sprache der Unterschicht^{32a} sprechen, nicht adäquat aufgenommen werden kann. In ihnen wird auf den engen Zusammenhang zwischen den Bedingungen am Arbeitsplatz, dem Grad der Selbstständigkeit und dem allgemeinen kommunikativen Verhalten verwiesen. Der sogenannte restringierte Code³² bedeutet nicht nur eine sprachliche Beschränkung für die Angehörigen der Unterschicht, sondern beschränkt auch Erfahrungshorizont und Vorstellungsvermögen und hemmt Lernprozesse, was sich vor allem in der behinderten Ausbildung von Differenzierungs- und Abstraktionsvermögen äußert. Oevermann vermutet, daß diese Behinderung besonders in formalen Gesprächssituationen wirksam würde.

²⁹ F. Knilli, Kritik der Augenzeugenideologie, in: Film und Fernsehen, a. a. O., S. 14.

³⁰ Egon Netenjakob, Wie Nachrichten im Fernsehen aussehen, in: Film und Fernsehen, a. a. O., S. 9.

³¹ Bildzeitung vom 31. 3. 71.

³² U. Oevermann, Sprache und soziale Herkunft, diss. Ffm. 1967, Raubdruck.

^{32a} Der Begriff „Unterschicht“ wird in diesem Zusammenhang aus den empirischen Arbeiten übernommen, weil dem Autor noch nicht hinreichend geklärt scheint, auf welche Teile der Arbeiterklasse die empirischen Ergebnisse anwendbar sind. (Vgl. „Sprachbarrieren“, verfaßt und hg. von Mitgliedern des Seminars „Soziolinguistik“, Bochum 1970, S. 11 ff.)

Wenn wir davon ausgehen, daß die Stellung im Produktionsprozeß zusammen mit den allgemeinen Bedingungen in der Sozialisationssphäre das Bewußtsein wesentlich prägen, so darf in unserem Zusammenhang wohl auch für die Rezeption auf die Soziolinguistik zurückgegriffen werden, obwohl ihre Ergebnisse meist nur das Sprechvermögen betreffen. Denn „die im Begriff der sozialen Topik zusammengefaßten, sprachlich gefestigten ... Gebilde, die weder bloße Vorurteile, und zufällige Meinungen, noch wissenschaftliche Einsichten sind, besitzen für den im Medium der öffentlichen Sprache Denkenden eine zentrale Bedeutung für die rationale Bewältigung der komplizierten ökonomischen und politischen Vorgänge,“³³ und stellen für einen großen Teil der eingehenden Information den Interpretationsrahmen dar.

Wenn nun trotzdem weit mehr Volksschüler in empirischen Untersuchungen³⁴ angeben, sich hauptsächlich im Fernsehen politisch zu informieren, weil dies die beste und schnellste Art der Information für sie sei, gleichzeitig aber nur ein verschwindend kleiner Teil (6 Prozent) auch die kommentierenden politischen Sendungen damit einschließt, so widerspricht das nur scheinbar dem Gesagten. Es deutet zunächst einmal darauf hin, daß die Bindung an das Medium Fernsehen den Wunsch nach Information überlagert, und daß mit dem Fernsehen die Hoffnung verbunden wird, politisch informiert zu werden, sicherlich nicht zuletzt wegen des offiziellen Images, das dem Fernsehen anhaftet.

Daß dieser Befund mit den objektiven Möglichkeiten der Rezeption kollidiert, deutet in der Untersuchung von A. Silbermann³⁵ der sehr geringe Behaltensgrad speziell für Nachrichtensendungen an. Leider werden zwar gerade diese Daten bei ihm nicht nach Schulbildung aufgeschlüsselt, aber der allgemein geringe Erinnerungsgrad spricht für sich.

	Sendungen zum Tagesgeschehen (Tagesschau und Heute)		Unterhaltungssendungen	
	als eine der beliebtesten Sendungen angegeben in %	Zahl der Personen, die sich an Berichte erinnerten in %	als eine der beliebtesten Sendungen angegeben in %	Zahl der Personen, die sich an den Inhalt einer dieser Sendungen erinnerten in %
Männer	82	25	34	34
Frauen	76	10	37	42

Die Tabelle zeigt, daß die *Tagesschau* und *Heute* zwar zu den beliebtesten Sen-

³³ O. Negt, Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen, Ffm. 1968, S. 48. Mit öffentlicher Sprache ist nach Bernstein v. a. „der funktional vollständige, aber strukturell unvollständige, grammatikalische Satz“ gemeint (Negt, S. 63).

³⁴ V. a. G. Maletzke, Fernsehen im Leben der Erwachsenen, Hamburg 1968, S. 136. Die Untersuchung ist allerdings nicht repräsentativ, es gibt jedoch in anderen Untersuchungen ähnliche Ergebnisse, vgl. Anm. 35. Wenn hier einmal von Arbeitern, dann von Unterschicht und jetzt von Volksschülern gesprochen wird, so soll hier nicht alles gleichgesetzt werden, sondern es wird nur der jeweilige Begriff, der in den zitierten Untersuchungen gebraucht wurde, übernommen.

³⁵ A. Silbermann, a. a. O., S. 424 ff.

dungen gehören, aber keinesfalls zu denen, deren Inhalte im Gedächtnis bleiben. Zu einem ähnlichen Ergebnis kam auch das Allensbacher Institut. Nur an 17 bis 18 Prozent der Nachrichten vom gleichen Abend konnten sich die Testpersonen erinnern.³⁶

Unter Berücksichtigung dieser Ergebnisse wäre auch zu prüfen, was hinter der empirischen Aussage steht, daß die Schulbildung wohl die Variable sei, die am weitesten die Freizeitgewohnheiten und den Mediumgebrauch unterscheidet, wobei der zentrale Unterschied sich im Lesen bzw. Nichtlesen ausdrückt.³⁷ Mit zunehmendem sozialen Status nimmt Lesen auf Kosten von Radio und Fernsehen zu. Es ist zu vermuten, daß die Verschiebung von Lesen und Fernsehen mehr als nur der Ausdruck der bequemer und leichter Zugänglichkeit zur politischen Information ist. Die Untersuchung von Maletzke deutet das an. Nach ihren Ergebnissen ändert sich mit der vermehrten Nutzung des Fernsehens auch die Einstellung dazu. Sie ist bei der Unterschicht, die am häufigsten fernsieht, positiver und unkritischer. Das Medium Fernsehen ist für sie geprägt durch das Unterhaltungsangebot, das nach Arbeitsende zur Erholung und Entspannung genutzt wird, wobei hier in Anlehnung an die Überlegungen von Habermas³⁸ zur Freizeitsoziologie die konkrete Situation am Arbeitsplatz bis in die Selektion des Programms und die allgemeine Rezeption hineinreichen könnte. Hinter diesem ausgeprägten Unterschied in Erwartung und Nutzung des Fernsehens dürfte sich eine generell verschiedene Funktion dieses Mediums für verschiedene Bevölkerungsschichten verbergen. Während die Herrschenden und Teile der Arbeiterklasse aufgrund ihrer Erziehung, Ausbildung und des spezifisch für sie zubereiteten Angebots in der Lage sein dürften, das Fernsehprogramm sowohl als Unterhaltung als auch als Information zu benützen, deutet vieles darauf hin, daß dies den Massen nicht möglich ist. Für sie scheint Fernsehen, vielleicht mangels anderer Mittel zur Freizeitgestaltung, die zentrale Unterhaltungsmöglichkeit zu sein. Die aus der gesellschaftlich bedingten sozialen und sprachlichen Restriktion resultierende Unterhaltungserwartung gegenüber dem Fernsehprogramm läßt wahrscheinlich selbst politische Informationssendungen noch zur Unterhaltung werden. Die Ausrichtung des Gesamtprogramms auf Unterhaltung verstärkt diese Entpolitisierung noch. Politische Information, die nicht als unterhaltende Zugabe mißverstanden werden soll, hat deshalb zunächst im Bereich der sinnlichen Erfahrung, das heißt konkret am Arbeitsplatz, und in der Sozialisationssphäre, also bei den individuellen Interessen anzusetzen, mit der Aufgabe, ihren gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang zu vermitteln.

³⁶ Zoll/Hennig, Massenmedien und Meinungsbildung, München 1970, S. 159.

³⁷ a. a. O., S. 105 ff.

³⁸ J. Habermas, Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit, in: Konkrete Vernunft, Festschrift für E. Rothacker, Bonn 1958, S. 219–231.

Zur Funktion und Dialektik trivialer Fernsehunterhaltung

„Man weiß zu gut, die Menschen wollen betrogen werden. Doch dieses nicht nur, weil die Dummen in der Mehrzahl sind. Sondern weil die Menschen, zur Freude geboren, keine haben, weil sie schreien nach Freude . . . Wo die Arbeit gar keine Freude mehr macht, muß die Kunst dazu herhalten, Spaß zu sein, fröhlicher Schwindel, aufgesetztes happy-end . . . Die Betrügbarekeit des happy-end-Triebs besagt nur etwas gegen den Stand seiner Vernunft; dieser aber ist so belehrbar wie verbesserbar. Der Betrug stellt das gute Ende dar, als sei es in einem unveränderten Heute der Gesellschaft erreichbar oder gar schon das Heute selbst. Doch indem Erkenntnis den faulen Optimismus zuschanden macht, macht sie nicht auch die dringende Hoffnung aufs gute Ende zuschanden. Denn diese Hoffnung ist zu schwer zerstörbar im menschlichen Glückstrieb begründet, und zu deutlich war sie allemal ein Motor der Geschichte.“

(Ernst Bloch, „Das Prinzip Hoffnung“, Dritter Teil)

„Der Schein, auf den man hereinfällt, ist wie ein Spiegel, in dem die Sehnsucht sich erblickt und für objektiv hält. Wo den Menschen, wie in der monopolkapitalistischen Gesellschaft, aus der Warenwelt eine Totalität von werbendem und unterhaltendem Schein entgegenkommt, geschieht, bei allem abscheulichen Betrug, etwas Merkwürdiges, in seiner Dynamik viel zu wenig Beachtetes. Es drängen sich nämlich an die Menschen unabsehbare Reihen von Bildern heran, die wie Spiegel sein wollen, einfühlsam, auf den Grund blickend, Geheimnisse an die Oberfläche holend und dort ausbreitend. In diesen Bildern werden den Menschen fortwährend unbefriedigte Seiten ihres Wesens aufgeschlagen. Der Schein dient sich an, als kündete er die Befriedigung an, er errät einen, liest einem die Wünsche von den Augen ab, bringt sie ans Licht auf der Oberfläche der Ware . . . Indem die Warenästhetik den Menschen nach dieser Richtung ihr Wesen auslegt, scheint die progressive Tendenz des Treibenden in den Menschen, ihres Verlangens nach Befriedigung, Lust, Glück, umgebogen. Das Treibende scheint eingespannt und zu einem Antrieb zur Anpassung geworden zu sein.“

(Wolfgang Fritz Haug, „Zur Kritik der Warenästhetik“, Kursbuch 20)

„Eine allzu verbreitete These behauptet, der heutige Kapitalismus lebe von der Ausbeutung falscher Bedürfnisse. Das ist bestenfalls eine Halbwahrheit . . . Die Hypothese vom ‚Konsumterror‘ kommt den Vorurteilen der Bourgeoisie, die sich für politisch aufgeklärt hält, über das angeblich integrierte, kleinbürgerlich gewordene und korrumpierte Proletariat entgegen. Die Anziehungskraft des Massenkonsums beruht aber nicht auf dem Oktroi falscher, sondern: auf der Verfälschung und Ausbeutung ganz realer und legitimer Bedürfnisse, ohne die der

parasitäre Prozeß der Reklame hinfällig wäre. Eine sozialistische Bewegung hat diese Bedürfnisse nicht zu denunzieren, sondern ernst zu nehmen, zu erforschen und politisch produktiv zu machen. Das gilt auch im Hinblick auf die Bewußtseins-Industrie. Die elektronischen Medien verdanken ihre Unwiderstehlichkeit nicht irgendeinem abgefeimten Trick, sondern der elementaren Kraft tiefer gesellschaftlicher Bedürfnisse, die selbst in der heutigen depravierten Verfassung dieser Medien durchschlagen.“

(Hans Magnus Enzensberger, „Baukasten zu einer Theorie der Medien“, Kursbuch 20)

1. Show: Peter Alexander — Rolf Harris — Rudi Carrell

Die Liste der Tele-Favoriten ändert sich von Woche zu Woche kaum. Den Unterhaltungssendungen „Aktenzeichen XY“ (Sehbeteiligung 76 Prozent; Urteilsindex + 7), „Der Kommissar“ (77 Prozent; + 6), „Was bin ich?“ (74 Prozent; + 5), „Drei mal neun“ (73 Prozent; + 5) ist offensichtlich nur einer gewachsen, der ihre reaktionären Tendenzen zusammenfassend übertrifft, indem er sie auf das Niveau der Wiener Operette bringt.

Zweimal pro Jahr präsentiert Peter Alexander im ZDF seine „Spezialitäten“, die jeweils eine Million Mark kosten. Vor Weihnachten war er rechtzeitig da, um für seine neue LP zu werben, und im Februar 1971 durfte er Selbstreklame für seine Deutschland-Tournee (im März) machen. Während das ZDF dem Alexander so zu Riesenprofiten verhilft, garantiert er umgekehrt dem Sender die höchste Einschaltquote (80 Prozent) und die Traumnote + 8.¹

Sein Publikum beherrscht der Tele-König auf beiläufig-raffinierte Weise, ein Publikum übrigens, das sich aus allen Klassen der Gesellschaft rekrutiert, auch und gerade aus der Bildungsbourgeoisie, was u. a. 13 Leserbriefe auf eine negative Alexanderkritik in der *Zeit* (11/1971) belegen. Eine riesige Gemeinde materiell und ideell Enttäuschter findet im Alexander ihr konservatives Idol, das vorspiegelt, „ein Mensch wie jeder andere“ zu sein. Die schweigende Mehrheit fühlt sich in ihren Illusionen bestätigt und geschmeichelt durch alles, was „der Peter“ ihr vorschwindelt, der sich so „natürlich“, „herzlich“ und „bescheiden“ gibt, der gleich beim ersten Auftritt den „Erstaunten“ mimt, „verlegen“ lächelnd ob der vielen „netten Menschen“, die ihm zuschauen, ihn folglich „lieben“ und dadurch „glücklich machen“. „Das Publikum soll an diesem Abend nur dasitzen und sich unterhalten und um Gottes willen nicht mitarbeiten“, fordert Alexander, und da ihm keiner seiner „Freunde“ jemals widersprechen dürfte, kann er

¹ Sehbeteiligung und Urteilsindex jeder einzelnen Sendung werden vom privaten Marktforschungsinstitut „infratest — infratam“ monopolistisch im Auftrag der Fernsehanstalten ermittelt. Zur wissenschaftlichen Fragwürdigkeit seiner Methoden und Ergebnisse, die großen Einfluß auf die Programmgestaltung und das Bewußtsein der Öffentlichkeit haben, vgl. E. Netenjakobs bedingt kritischen Aufsatz in „Fernsehen + Film“ (4/1971), S. 20 ff. Wichtiger bleibt: O. Gmelin, „Philosophie des Fernsehens I“, Pfullingen 1967, S. 23 ff. Gmelins Buch stellt trotz seiner partiellen Esoterik und idealistischen Beschränktheit eine bedeutende Pionierleistung der ideologiekritischen Untersuchung des Fernsehens dar und wird deshalb von der bürgerlichen Kritik totgeschwiegen.

bereits im voraus konstatieren: „Ich habe das beste und netteste Publikum, das es gibt.“ (*Bild und Funk* 8/1971.)

Mit solchen Umarmungen, die langfristig darauf gezielt sind, die eindimensionale Kommunikation zwischen aktiven Produzenten und passiven Rezipienten aufrecht zu erhalten, streut Alexander dem Publikum zu Beginn jedes Abends „spontan“ Sand in die Augen. Die daraus folgende Blindheit zahlt sich aus: Gerade haben die „Bild und Funk“-Leser Peter Alexander zum beliebtesten männlichen Showstar gewählt, mit riesigem Abstand vor Roy Black, Heintje, Udo Jürgens und Karel Gott. Damit wurde Alexander, wie bereits 1970, Bambi-Sieger 1971: „Peter Alexander ist nicht zu schlagen“ (*Bild und Funk* 7/1971).

Sein immenser Erfolg erweist sich als Resultat einer propagandistischen Wechselwirkung zwischen Massenpresse, TV-Unterhaltung, Plattenfirmen und Filmindustrie. Persönlichkeitswerbung solchen Ausmaßes ist langfristig nur möglich, weil der Showmaster sich ein wertbeständiges Image zugelegt hat, das es ihm erlaubt, unter Mißachtung neuer Schlagermoden das alte Schmalz weiterhin zu offerieren. Dieses Image ist aus Elementen der „niederen“ und der „hohen“ Operettenkultur komponiert, beide in ziemlich heruntergekommenen Form. So zeigt die Kunstfigur, die sich Alexander nennt, einerseits rudimentäre Grimassen des Wiener Kasperl, den Dialekt und partiell auch die Gestik einer lustigen Figur, trägt aber andererseits Pseudoseriosität zur Schau, die Feierlichkeit eines Zeremonienmeisters beim Opernball, die falsche Aura eines befrachteten Baritons. Am rechten Bühnenrand ist ein vornehmes Wohnzimmer mit Hausbar aufgebaut, in welches sich der Hausherr nach jeder Shownummer zurückbegibt; von hier aus zelebriert er reaktionäre Statements wie mancher Germanistik-Professor Goetheworte, präsentiert „seelische Werte“, deren Warencharakter ihm selbst trotz einer teils echten, teils gespielten Einfalt bewußt sein dürfte. Was da rührselig „zum Herzen“ zu sprechen vorgibt, meint doch nur das Geld. Sätze wie „Vergessen wir bei aller Wirklichkeit nicht die Romantik; echte Romantik ist noch in den Schlagertexten“ offenbaren die Unverfrorenheit, mit welcher Alexander seine Anhänger um Erkenntnis betrügt.

Im Vergleich zur Alexander-Show, die an Obszönität einzig von den Mainzer Karnevalsendungen übertroffen wird (Die „Mainzer Hofsänger“ z. B. sehen aus wie NPD-Ordner und singen auch so: „Zimmermanns Jagd schießt auch mal vorbei / doch er räumt auf mit der Gaunerei“), nimmt sich die Rolf Harris-Show, eine Co-Produktion von BBC London und ZDF, die ab Januar 1971 an jedem zweiten Freitagabend ausgestrahlt wird, fast erfreulich aus, zumindest auf den ersten Blick.

Grundsätzlich ist das hiesige Show-Business gegenüber dem des angelsächsischen Auslands weit zurück. Im Unterschied zur Bundesrepublik gibt es in England und den USA eine Showtradition, also auch Spezialisten, die rasch produzieren, während ein Alexander sich acht Monate Zeit läßt. Anstelle des emotionalen Kontakts zu „seinem Publikum“, den Alexander sucht und braucht, tritt in

angelsächsischen Shows artistische Perfektion, die auch da über das Publikum hinwegredet, wo sie es anzusprechen scheint. Publikumsreaktionen werden zu meist per Tonband eingespielt.

Zu Anfang wirkt Rolf Harris wie ein Dilettant: er gibt sich „privat“, lässig, improvisierend, öffnet seine Mitspieler nach, verspricht und korrigiert sich bewußt, zeigt also „Blößen“ und erweckt dadurch den Anschein: Jeder kann Showmaster sein! Hierin liegt das für die BRD Neuartige und bedingt Fortschrittliche von Rolf Harris (auch gegenüber den Topstars der hiesigen Unterhaltungsbranche: Kulenkampff, Frankenfeld, Thoeke), dessen Image freilich genau kalkuliert ist: Ein Australier, der in England Karriere gemacht hat und nun in der Rolle des radebrechenden Tolpatschs dasselbe in Westdeutschland versucht, ausgestattet mit einprägsamen Attributen: Vollbart, Lockenkopf, Hornbrille, hasenhaftes Lächeln, nach jeder Nummer äffisches Händeklatschen; ein Spaßmacher, der mit Werten wie „Kindlichkeit“ jongliert; ein Entertainer, der sämtliche Sparten des Showgeschäfts beherrscht: er singt, komponiert, zeichnet, tanzt, schreibt Texte, plaudert usw. Was wegfällt, ist die „Männlichkeit“ eines Kulenkampff, die falsche Innerlichkeit Alexanders. Bleibt übrig: Albernheit als Masche, als gleichsam „zweites Wesen“. Dergleichen kommt hier noch nicht an.

Das heißt nicht, daß es immer so bleiben muß. Die Harris-Show ist eine Pilot-sendung; sie testet den Markt für internationale Co-Produktionen. Rolf Harris hat ihr eine feste Struktur gegeben: Eröffnet wird jeweils mit dem Auftritt der Sänger- und Tanzgruppe „The Young Generation“, an welcher sich die Domestizierung und Kommerzialisierung des Underground zeigt. Dann treten in schneller Folge Harris plus Assistentin (Bibi Johns), die Gaststars einer nach dem andern auf, auch malt Rolf jedesmal ein Bild und singt dazu. Den Mittelpunkt bildet ein Zehn-Minuten-Block, der jeweils in einem bestimmten Milieu spielt, im Moulin Rouge, im Chicago der 20er Jahre, in einem Haren, in Rothenburg.

Dieses Modell müßte sich, zumal es von den besonderen Zwängen der Serie unterstützt wird, im Lauf der Zeit auch beim hiesigen Publikum durchsetzen lassen. Einer der Gründe für den bisherigen Mißerfolg der Show dürfte in der Problematik zweisprachiger Co-Produktionen (hier unter englischer Regie, auch in den deutschen Fassungen) zu finden sein, also darin, daß die Zuschauer des ZDF englische Texte und mehr noch Spielformen nicht verstehen, für deren Dominanz teils Rücksichten auf die englischen Zuschauer, teils aber rein kommerzielle Interessen bestimmend sind: die Produzenten wollen die Harris-Show nach den USA weiterverkaufen.

Rolf Harris bringt die erfolgreiche Show der 70er Jahre in die Bundesrepublik, reine Unterhaltung in Form der additiven Gesamtshow, vom Harems-Sex bis zur Gymnastik der „Young Generation“, Schlager, Wiegenlieder, komische Sketche, Folklore, Beat usw., das alles in schicken Dekorationen und routinierter Regie, ein Non-stop-Programm, das viel virtuoser gemacht ist als vergleichbare

deutsche Unterhaltungsserien. In ihrer totalen Anspruchslosigkeit bietet die Harris-Show für jeden etwas und stellt ein einziges Ablenkungsmanöver dar; im Gegensatz zu den Quizsendungen verzichtet sie selbst auf das Alibi punktueller Denkanstrengung (an fast immer blödsinnigen Gegenständen).

Einige Aufgaben wären zu skizzieren, die dem Fernsehen im Rahmen der monopolkapitalistischen Gesellschaft zufallen. Die von der Industrie geforderte zunehmende Qualifizierung der Arbeitskräfte verlangt sowohl spezialisiertes Fachwissen als auch berufliche Mobilität: hier hat das didaktische Bildungsfernsehen seine Funktion. Damit aber die besser ausgebildeten und beruflich stärker engagierten Lohnabhängigen angesichts der privaten Aneignung des gesellschaftlich Produzierten nicht zum Bewußtsein ihrer Ausbeutung gelangen, werden sie in ihrer Freizeit durch Unterhaltungssendungen abgelenkt und entmündigt, durch Werbefernsehen an sinnlosen Konsum gekettet. Zählt man noch Zimmermanns Plan eines weltumspannenden Denunziantentums und einer universalen Menschenjagd hinzu, so wäre damit für die „geschlossene Gesellschaft“ perfekt: „Der Geburtstag einer Fernseh-Interpol, die sich mit Hilfe von Nachrichtensatelliten über Kontinente hinweg in den Dienst der Verbrechensbekämpfung stellt, scheint in greifbare Nähe gerückt.“² In einer technologisch bestimmten Gesellschaft mit automatischer Fließbandproduktion können pure Unterhaltungssendungen wie die Harris-Show³ Ablenkungsfunktionen weit besser erfüllen als dürre Quize und Operettenprogramme mit Einlagen, die doch primär ältere Menschen begeistern.

Der einzige deutschsprachige Showmaster und Entertainer, der, was den lässigen Stil und die Effektsicherheit betrifft, in etwa an Rolf Harris erinnert, ist Rudi Carrell. Der Holländer, der seine Texte selber schreibt und manchmal auch improvisiert, läßt sich für seine Shows (Sehbeteiligung etwa 60 Prozent; Index + 3 bis + 5) im Studio Dekorationen aufbauen, die das Publikum an die eigene triviale Umwelt erinnern sollen, eine Baustelle etwa oder ein Warenhaus. Was sich in diesen Kulissen dann abspielt, ist ein Potpourri aus albernem Witzen, derben Zoten und verbrauchten Gags, mit denen die Leute gerade über die eigene Misere hinweggetäuscht und in fast sämtlichen Vorurteilen bestätigt werden. Unterdrückung wird hier lustig und akzeptabel gemacht, Kaufzwang nirgendwo verunsichert. Der Vorzug der Rudi Carrell-Show mag allenfalls darin liegen, daß sie einen zwingt, die Grenze zwischen „niederer Kultur“ und der „Kultur der Niederen“ genauer zu fixieren. Wenn die Einfälle, die Rudi Carrell serviert, „volkstümlich“ und „realistisch“ zu nennen sind, so nur in gänzlich pervertierter Form. Denn:

„Volkstümlich“ heißt: den breiten Massen verständlich, ihre Ausdrucksform aufnehmend und bereichernd / ihren Standpunkt einnehmend, befestigend und

² Vgl. E. Zimmermann, „Das unsichtbare Netz“, München 1969.

³ Dieselbe Funktion erfüllen auch ästhetisch ehrgeizige Shows wie die von Pfléghar, Rooyens, Zadek, Liesendahl.

korrigierend / den fortschrittlichsten Teil des Volkes so vertretend, daß er die Führung übernehmen kann, also auch den andern Teilen des Volkes verständlich / anknüpfend an die Traditionen, sie weiterführend / dem zur Führung strebenden Teil des Volkes Errungenschaften des jetzt führenden Teils übermittelnd.

Realistisch heißt: den gesellschaftlichen Kausalkomplex aufdeckend / die herrschenden Gesichtspunkte als die Gesichtspunkte der Herrschenden entlarvend / vom Standpunkt der Klasse aus schreibend, welche für die dringendsten Schwierigkeiten, in denen die menschliche Gesellschaft steckt, die breitesten Lösungen bereit hält / das Moment der Entwicklung betonend / konkret und das Abstrahieren ermöglichend.“⁴

2. Jugendshow: „ZDF-Hitparade“

„Wählen Sie die beste Sendung für junge Leute!“, forderte das TV-Bilderblatt *Hör zu* seine jungen Leser auf. Das Rennen machte die „ZDF-Hitparade“ und erhielt eine ‚Goldene Kamera‘. Bei jeder „Hitparade“ sitzen rund 20 Millionen Zuschauer vor dem Bildschirm, durchschnittlich 40 Prozent der Fernsehapparate sind zu dieser Zeit eingeschaltet, der Wertungsindex liegt bei + 4.

Allerdings — und das muß auch *Hör zu* eingestehen — wird sich das Publikum der seit dem 18. 1. 1969 allmonatlich, deutsch und aus Berlin, abgespulten Schnulzen vom Fließband kaum nur aus Jugendlichen zusammensetzen. Das jugendliche Publikum läßt sich wenig an Orten begeistern, an denen Fernsehempfänger stehen. Die „ZDF-Hitparade“ zumal dürfte auch bei den Jahrgängen Zustimmung finden, die sich durch den Schein der Jugendlichkeit selber noch einmal jung fühlen dürfen, und bei dem Publikum, dem alles „Ausländische“ ein Graus ist und das auch beim Schlager das deutsche Gütesiegel verlangt; denn: „Der deutsche Schlager ist besser als sein Ruf!“ („Hitparade“-Regisseur Truck Branns.)

Das heißt aber nicht, daß junge Leute dem „Hitparade“-Rummel überhaupt nicht verfallen. Es sind gerade die Jugendlichen der unterprivilegierten Klasse, deren berechtigtes Glücksverlangen damit ausgebeutet wird. „Progressivere“ Jugendshows, wie der „Beatclub“ zum Beispiel, schüchtern diese mit ihren formalistisch genutzten elektronischen Effekten eher ein; die dort eingefügten Wirklichkeitszitate machen sie in ihrer positivistischen, die Dinge für sich selbst sprechen lassenden Präsentationsweise ratlos.

Unter der Fuchtel des AFN-geschulten Dieter Thomas Heck werden sie mit Surrogaten des Glücks genudelt, daß ihnen die Luft wegbleibt. Zum Atemholen und Nachdenken vor allem läßt man ihnen keine Zeit. Der Marktschreier der Plattenindustrie — Heck ist nebenbei Sänger und „Berater“ der hauseigenen

Schallplattenproduktion des Industriekonzerns BASF — spuckt seine Satzstummel zwischen den einzelnen Auftritten aus; er überdreht seine Gesten, um Vitalität zu suggerieren. Heck macht auf Tempo, ein Rennen gegen die Uhr läuft ab, die Zeit wird ständig eingeblendet. Die Show peitscht brutal durch, auf sein Stichwort müssen die Schlagerstarmarionetten zappeln, nach vollbrachter Leistung werden sie abserviert. Als Showmaster des brutalen „Millionenspiels“ war Heck die ideale Besetzung.

Die vorgeführten Stars sind bloße Vervielfältigungen eines genormten, identitätslosen Typs. Die Knaben sind bis zur Gürtellinie romantisch glotzende Märchenprinzen, unterhalb des obligaten, überbreiten Hüftgürtels offerieren sie mechanisch zuckend Trivialsex. Die Texte vertuschen mit ihrer falschen Innerlichkeit die Obszönität der ausgestellten verdinglichen Sexualität.

Das unablässig ablaufende Ritual der Menschenschau wird als Identifikationspantomime zwischen den Zuschauern und ihren Vorbildern inszeniert: Vor ihrem Auftritt sitzen diese im Publikum, sie sind scheinbar ein Teil davon. Sie lösen sich aus der Menge, steigen in die Schlagerarena hinab und hinauf aufs Podest. In einer Art Boxring werden sie zum Bestaunen freigegeben und zum unkritischen Einsfühlen mit ihnen feilgeboten. Nach ihrem Auftritt treten sie von der Rampe ab und nehmen wieder ihren Platz im Publikum ein: Jeder kann demnach ein Star werden; es muß an ihm liegen, wenn er's nicht schafft. Moral: Wer sich den Leistungsnormen der Kulturindustrie und am Arbeitsplatz fügt und sie willig erfüllt, der bringt es schließlich zu etwas; die jetzt oben sind, haben alle auch einmal unten anfangen müssen. Die ständig neu aufgespürten Talente dienen dieser Ideologie als Beweisstücke. Es ist zynisch und ehrlich zugleich, wenn *Hör zu* von „frischen, unverbrauchten Interpreten“ bei der „ZDF-Hitparade“ schreibt (*Hör zu* 4/1971.) Die Schlagersternchen sind wie alle Waren dem Verschleiß unterworfen und käuflich: „Die Talente gehören dem Betrieb, längst ehe er sie präsentiert: sonst würden sie nicht so eifrig sich einfügen.“⁵ Sie fungieren zudem auch als Werbeträger des „jungen“ Marktes, indem sie ihre Fans dazu animieren, sich die von ihnen getragenen modischen Attribute zu kaufen, um ihren Idolen wenigstens äußerlich zu gleichen.

Die „ZDF-Hitparade“ steht nicht zufällig am Samstag auf dem Programm. Was sich als pausenloses Amüsement andient, ist die Fortsetzung der Arbeit im Spätkapitalismus. Entfremdung und Verdinglichung werden in den Bereich der Freizeit verlängert, damit niemand auf gute Gedanken kommt, die sich auf die Veränderung der schlechten Verhältnisse richteten. Die Texte und die Präsentationsform der Schlagerdutzendware üben stattdessen Anpassung und Resignation ein, die sie zu Tugenden erklären. Sie locken in eine Fluchtwelt, um die trostlose Wirklichkeit vergessen zu machen. Wunschvorstellungen werden scheinbar erfüllt, damit aus Wünschen keine Forderungen werden.

⁴ Bertolt Brecht, „Volkstümlichkeit und Realismus“, in: Gesammelte Werke, Bd. 19, Frankfurt a. M. 1967, S. 325 f.

⁵ M. Horkheimer / Th. W. Adorno, „Dialektik der Aufklärung“, Amsterdam 1944, S. 146.

Damit das so bleibt, dafür agitiert die „ZDF-Hitparade“ und ihr geschäftiger Gesundheitsbeter des Bestehenden, Dieter Thomas Heck. „Die böse Liebe des Volks zu dem, was man ihm antut“,⁶ wird daran ersichtlich, daß die Zuschauer die Sendung als die für sie beste deklarierten, die mit am besten als Ventil dafür arbeitet, die am Arbeitsplatz entstandenen Aggressionen nicht gegen deren Ursache zu richten, sondern die Unterdrückung als Gefälligkeit zu akzeptieren.

3. Quiz-Show: „Drei mal neun“ — „Wünsch dir was“

„Die Show muß volkstümlich sein. Die Unterhaltung modern, aber trotzdem mit Herz serviert. Alles muß sympathisch vorgetragen werden. Qualitätsmaßstab ist für mich Hans-Joachim Kulenkampff.“ (Quizmaster Wim Thielke in *Bild und Funk* 10/1970). Sinnlicher Ausdruck solcher Schrumpfsätze ist die Quiz-Show „Drei mal neun“, die Wim Thielke seit September 1970 im ZDF moderiert, in der Nachfolge von Peter Frankenfelds „Vergißmeinnicht“.

„Wer sich nur ein kleines Geschenk kaufen kann, der ist besser dran als wer sich einen Mercedes aus der Westentasche zieht“, log Wim Thielke gegen Ende der Weihnachtsgabe von „Drei mal neun“. Zuvor mußten vier Quizkandidaten einige Prominente an ihren Hinterköpfen identifizieren, die Erkennungsmelodien beliebter ZDF-Produktionen wissen (die übliche Eigenwerbung des ZDF), diverse Fehler in den „Drei mal neun“-Nachrichten entdecken und endlich eine prominente Person (Luis Trenker) am Schattenriß erkennen. Dazwischen, in drei Showblöcken, dirigierte Max Greger sein Orchester, imitierte ein Imitator Prominente, bewegten drei abgetakelte Rennfahrer (Lang, Kling, Hermann) singend das Glücksrad zur Ermittlung der Glückszahl einer Lotterie zugunsten der „Aktion Sorgenkind“, war auch das bedauernd wert abgerichtete ZDF-Ballett zu sehen, tremolierten die „Fischer-Chöre“ (aus der Umgebung von Böblingen kommend, wo die Show stattfand) das „Lied an die Freude“. Thielke darauf zum Chorleiter (ergriffen): „Das überläuft mich richtig. Danke, Herr Fischer. Beethoven hätte sich gefreut.“ Und zum Finale schluchzte der Star des Abends, Roy Black, eine Rose in der Hand: „Leise rieselt der Schnee“. Thielke indes agitierte unermüdlich die TV-Massen: „Beifall!“

Diesem Thielke werden, seitdem er das „Aktuelle Sportstudio“ moderiert hat, „ungezwungener Charme“ und „Spontaneität“ nachgesagt. In den „Drei mal neun“-Dekorationen zeichnet er sich durch stereotypes Grinsen, eigenartig gehemmte Bewegungen der Arme, steifes Herumstehen, tapsige Gehversuche und eine völlig klischeierte, mitunter penetrant sentimentale Sprache aus. Worthülsen liefern zu autoritären Bildsignalen den Kommentar. Die in ihren Umrissen verschwommene Rolle eines Opportunisten hält Thielke auch als „Privatmann“ durch: „Ich habe mich politisch weder für links noch für rechts festgelegt und eigentlich nicht mal für die liberale Mitte“ (*Konkret* 1/1971).

⁶ Ebenda, S. 159.

Als Unterhaltung realisiert sich in „Drei mal neun“ über anderthalb Stunden hin nichts anderes als Langeweile. In verschnörkelten Operettenkulissen wird eine konventionelle Show abgezogen, die, an „positiven“ Leitbildern orientiert, zur Verdrängung des Alltags regelmäßig parat ist. Einfältige Quizspiele fixieren die Zuschauer auf Starprominenz, Parolen wie die, daß der Erfolg das Höchste im Leben sei, oder die genau umgekehrte, daß es nämlich auf Erfolg eigentlich gar nicht ankomme, werden von Leuten, die durch Maulaufreißen reich geworden sind und fast wie kleine Leute aussehen, propagiert.

Für Programmdirektoren, Hauptabteilungsleiter, Ideenproduzenten und Regisseure hat Fernsehunterhaltung im anbiedernd-hausbackenen Stil von „Drei mal neun“ die offen eingestandene Aufgabe der Feierabendzerstreuung kaputter, arbeitsmüder Menschen. Dafür hecken sie ideologisch reaktionäre Programme aus, die eine planmäßige Erziehung zu passivem Konsum intendieren: „Jeder hat mal seine Pantoffelstunde, ob Arbeiter oder Professor. Mein Job ist es, diese Stunde für jeden möglichst amüsant zu gestalten“ (Thielke im *Stern* 46/1970). Die klassenlose Fernsehgesellschaft — das ist eine der neuesten Lügen des Systems. In der Sendung „Drei mal neun“ ist die soziale Differenz zwischen den einfachen Kandidaten und den Stars, denen sie konfrontiert werden, riesenhaft. Indessen wird fingiert, daß es für jeden einen Pfad nach oben gibt. Indem die Kamera zeigt, wie einzelne kleine Leute den Prominenten die Hände schütteln, will sie den scheinbar ins Spiel einbezogenen Zuschauern weismachen, die sozialen Widersprüche seien bereits aufgehoben oder zumindest aufhebbar, wenn man das nur recht wolle: Seht doch, Leute, die Kunstfiguren des Show-Business sind Menschen wie du und ich, sie haben auch mal klein angefangen, paßt euch also an und eifert ihnen nach!

Als den „mutigsten Vorstoß auf dem Gebiet der Unterhaltung“ haben die *Hör zu*-Kritiker „Wünsch dir was“, das von Dietmar Schönherr und Vivi Bach präsentierte „große Familienspiel“ mit einer ‚Goldenen Kamera‘ ausgezeichnet (Eurovisionssendung von ORF, SRG und ZDF). „Wünsch dir was“ unterscheidet sich, äußerlich und auf den ersten Blick, von den einfallslosen Abzählspielen anderer Quiz-Shows. Ein Neun-Mann-Team läßt sich unter der Assistenz von Psychologen und Medizinern kompliziertere Aufgaben einfallen, die Realitätsextrakte ins Spiel bringen und „wirklichkeitsnahe“ Unterhaltung vorgeben. Der Spielraum ähnelt einem Versuchslabor, mit Herzschallmeßgeräten beispielsweise, in dem sich die Familienmitglieder ausgeklügelten Tests unterziehen müssen; sie werden dabei in Situationen gebracht, die reale simulieren: „In unserer ersten Sendung wollten wir zum Beispiel ein Familienmitglied in eine Streßsituation bringen... So entstand das Spiel mit der Schlange auf dem Geld!“ (Kuno Knöbl, Unterhaltungschef des Österreichischen Fernsehens und für „Wünsch dir was“ verantwortlich, in: *Bild und Funk*, 51/1970)

Die Spiele und Spielsituationen klären jedoch nicht auf, da den Mitspielern die gesellschaftlichen Bedingungen der Spiele nicht vermittelt werden. Durch die

spielerische Reproduktion der alltäglichen Situationen entsteht vielmehr der Eindruck, diese Situationen seien spielend veränderbar. Die Spielwelt verdoppelt nur die Arbeitswelt, ohne als kritischer Impuls in sie einzugehen; die nachgestellten Spielregeln der kapitalistischen Gesellschaft werden im Spiel bestätigt und eingeübt. Wissenschaftlichkeit wird unkritisch als wertfrei fetischisiert, so daß bei „Wünsch dir was“ Versuche mit Menschen nicht nur denkbar sind (Knöbl: „Wir würden in einem Psychotest gerne die menschliche Seele ausloten“): bei der Folge vom 27. 3. 1971 wurde bei einem Spiel „mit tiefem pädagogischem Zweck“ (Schönherr) eine Familienmutter von Froschmännern gerade noch aus einem ins Wasser versenkten Auto gerettet. Kalkulierte Sensationslust hatte die böse Utopie einer Fernsehunterhaltung nach Art des „Millionenspiels“ konkret werden lassen.

Dietmar Schönherr, dem TV-Publikum als „Orion“-Kommandant aus der Science-fiction-Serie „Raumpatrouille“ im Gedächtnis, hat von daher das in die Zukunft weisende Image, das diese Quiz-Show benötigte. Seine ihm nachgerühmte Fortschrittlichkeit — die skandalisierte rot-lila Nelke im Knopfloch! — mag er mittlerweile schon nicht mehr so recht. Es ist halt ein wenig vertrackt, wenn man bei „Wünsch dir was“ mit gramvollen Mundwinkeln über „eine typische Situation unserer Konsumgesellschaft“ Klage führt und im Vorabendprogramm als Dash-Werber gläubigen Hausfrauen Waschmittel weismacht: „eine typische Situation unserer Konsumgesellschaft“!

Die „Wünsch-dir-was“-Spiele sollen gegen das Ernstmachen, und das hieße, gegen die bestehenden Verhältnisse ankämpfen, immunisieren. Erlaubt und erwünscht sind reformerische Einsichten, die das Bestehende nur verbessern.

„Gesellschaftskritisch anregend“ (*Hör zu*) sollte wohl auch eins der Spiele der November-Sendung sein. Den beiden in die Entscheidung gelangten Familien wurde eine Fuhre Müll in den Vorgarten gekarrt. (*Hör zu*: „Lehrermangel, Luftverschmutzung, Krieg — er spricht Realitäten an. Öffentlich.“) Die Aufgabenstellung war bezeichnend: Die Familien wurden angewiesen, statt den Unrat wegzuschaffen, das Beste daraus zu machen, sich im Dreck wohnlich einzurichten. Also stellte eine der Familien ein Ready-made-Kunstgebilde aus den vorgefundenen Abfällen her. Durch Ästhetisierung wurde die schlechte Wirklichkeit verklärt und der Kritik entzogen. Die vorgegebene kritische Absicht erwies sich als bloßer Reizwert, dem Gag-Zwang gehorchend.

Friedrich Knilli, der die ideologische Funktion von „Wünsch dir was“ kritisiert hat, zeigte sich andererseits nicht unbeeindruckt von dem „kommunikationstechnischen Charakter“ der „Spiele im technischen Zeitalter“. ⁷ Knilli hatte die Weihnachtsausgabe noch nicht gesehen.

„An Weihnachten sollen Sie nicht in der Schnecke sitzen“, eröffnete dabei Diet-

mar Schönherr den drei wettkampfbereiten Familienteams aus der BRD, Österreich und der Schweiz. Sitzen die Familien gewöhnlich in mit Mikrofon, Lautsprecher und Kontrollmonitor ausgerüsteten Familienschnecken, so hatte man ihnen diesmal ihre Wohnstuben auf die Bühne versetzt. Das Spiel, das mit formal progressivem Kulissen-Design auch fortschrittliche Spielinhalte vorgetäuscht hatte, bestätigte indes schon immer bürgerliche Familienideologie, was das vorweihnachtliche Bühnenbild augenfällig machte. Form und Inhalt stimmten endlich überein.

„Wünsch dir was“ hatte sich seit der ersten Sendung als Instrument zur Rettung und Stabilisierung der konventionellen Familie, dem Übungsplatz für Autorität schlechthin, ausgewiesen. Es sollte der Nachweis erbracht werden, daß die Familien noch in Ordnung sind, und daß es Geld einbringt, wenn das so ist. Die formalistisch verbrämte ideologische Absicht geht folglich über die allen derartigen Produktionen immanente Funktion hinaus.

„Harmonie“ und „Übereinstimmung“ — nach diesen inflationär gewordenen Wortmünzen der Innerlichkeit werden die Familien ausgewählt und gewertet. Diese Werte intakter Familien erhalten ihren realen und materiellen Wert erst durch ihren Warencharakter; sie garantieren in ihrer gänzlich verdinglichten und kommerzialisierten Form Gewinnchancen beim familiären Konkurrenzkampf. Der Warencharakter wird freilich nicht eingestanden, sondern romantisch abgedeckt. Derjenige Familienbetrieb, der am besten harmoniert, d. h. am bewußtlosesten die Leistungsprinzipien mit Rollenverteilung und Anpassung („Übereinstimmung“) verinnerlicht hat, kann die weniger wettbewerbsfähigen Familienbetriebe niederkonkurrieren. Und zum bösen Schluß darf er sich dafür von der blonden Märchenfee Vivi als Belohnung, was wünschen.

Die propagierten Familienwerte sind nur Metaphern ihrer Verdinglichung; wertvoll sind sie allein hinsichtlich ihrer Marktchancen und Konkurrenzfähigkeit. Die verdeckten Widersprüche fangen bereits bei dem Showmaster-Ehepaar Schönherr-Bach an. Ein Cover-Pärchen wird als Musterehepaar offeriert, als Muster mit psychologischem Gebrauchswert: Es soll zur Identifikation einladen, mußte jedoch die spielenden und zuschauenden Familien an ihre eigene Misere erinnern.

Die ungewollte Selbstentlarvung, die dem Spiel immanent ist, mag beim Fünfkampf der Familien an Weihnachten offensichtlicher gewesen sein. Bei der Aufgabe, einen geschmückten Weihnachtsbaum in die Wohnung zu befördern und ihm ein Licht aufzustecken, machte die Familie den Punkt, deren Vater-Mannschaftskapitän sich um Weihnachtsgefühle nicht scherte und den Baum rücksichtslos durch die Tür zerrte.

In einem weiteren Spiel sollten die Familien durch „psychologische Abstastung“ (Schönherr) in einem Zwei-Minuten-Familiengespräch den ästhetischen Geschmack der jeweils anderen Familie ausfindig machen und für diese danach das Bild auswählen, das sie sich schon selbst ausgesucht hatte. Die Familienkontakte

⁷ F. Knilli in „Fernsehen und Film“, 8/1970: „Denn zu sagen haben in diesem großen Spiel nur Familien etwas, die die Spielregeln dieser spätkapitalistischen Konsum- und Leistungsgesellschaft wie im Schlaf können.“

(Schönherr: „Ich hoffe, Sie haben sich gut unterhalten“) bestanden vorwiegend darin, sich möglichst geschickt hinters Licht zu führen — schließlich stand doch etwas auf dem Spiel! Während der Schweizer Hausvater sich als Liebhaber abstrakter Kunst ausgab, hatte er längst die Warenhaus-Seelandschaft ausgewählt. Die österreichische Familie glaubte ihm kein Wort; sie tippte prompt auf die Seelandschaft. Damit erzielte sie „Übereinstimmung“ — im gegenseitigen Betrügen. Aber der Punkt gehörte ihr.

Beim abschließenden „Harmoniespiel“ (Schönherr: „Ich stelle jetzt die Harmoniefrage“) erkämpfte sich die Familie aus Österreich den Endsieg.

Die Familieneintracht erweist sich als einträglich; die Familienharmonie macht sich bezahlt.

4. Ratespiele: „Was bin ich?“ — „Alles oder nichts“

Der seit 16 Jahren anhaltende Erfolg des Ratespiels „Was bin ich?“ basiert auf dem Spielwart Robert Lembke. Wenn er mit einem sonoren „Grüß Gott, liebe Zuschauer“ sein anhängliches Publikum begrüßt, wird dieses wohlighingestimmt und hat die Filzpantoffeln schon an. Lembke, der gute Mensch aus München, macht kein Aufhebens um sich, auf technischen Aufwand kann er verzichten; er sitzt einfach da, seit Jahr und Tag ein unwandelbarer Fixpunkt. Neben ihm döste als Requisit der Tierliebe sein Hündchen, die bunten Sparschweinderl stehen auf dem Tisch. Das Spielgeschehen hält er, kaum eingreifend, allein durch seine Anwesenheit und sein Image zusammen. Er garniert den Ablauf mit pastoralen Lebensweisheiten, die stets heiter das Bestehende gutheißen und für falschen Trost bürgen. Mit Herzton und einer gehörigen Portion geübter Sentimentalität — bei Ehrengast Heintjes „Heidschi bumbeidschi“ zeigte er Rührung — bietet er sich seiner Gemeinde als anheimelndes Identifikationsmodell an.

Längst ist er zum traulichen Hausfreund geworden, der über die Alltagsmisere hinweghilft, indem er auf sie einschwört. Das Rateteam suggeriert zusätzliche Vertrautheit, da es mit stereotypen Attributen aufwertet, Guido ist schlau, Annette kapriziös, Hans trägt eine Fliege, Marianne ist schön.

Menschen, die als seltsame Berufe auftreten, müssen von diesem Team erraten werden; wobei eben nicht zählt, wer jemand, sondern was er ist. Die kuriosen Berufe verweisen zumeist in die Idylle — Eremit, Wurzelschneider, Köhler — und auf das Handwerk mit goldenem Boden. Durch Bilder aus der heilen Welt der vorkapitalistischen Produktionsweise wird den Menschen, die täglich am Fließband kaputt gemacht werden, eingeredet, wie schön Arbeit doch sei: Lembkes Sendung ist so aufklärerisch wie bayrische Volksschullesebücher.

Wenn Erich Helmensdorfer, ganz feiste Jovialität, schräg aus der Kulissengasse hinters Katheder eilt, dann geht's zum mehr als fünfzigsten Mal um „Alles oder nichts“.

Als Spielstruktur liegt wie bei „Was bin ich?“ der Grundtypus des simplen Ratespiels vor. Schulmeister Helmensdorfer zitiert die Kandidaten zu sich und läßt

sie auf dem Prüfstand Platz nehmen. Das Examinieren der Experten vom Faust-Kenner bis zur Sissi-Spezialistin kann beginnen.

Das vorgeführte Wissen besitzt einen nur quantitativen und keinerlei emanzipatorischen Charakter; die Experten sind zumeist Menschen, die ihren Jugendträumen nachhängen und ihrer tristen Lage durch Versenken in ihr Idol — Napoleon, Sissi — oder durch Flucht in die abenteuerliche Welt Karl Mays oder der Südsee zu entkommen vermeinen.

Den Reiz fürs Publikum macht bei „Alles oder nichts“ der Kitzel der Prüfungssituation aus. Erfahrene und latente Prüfungsängste lassen sich dabei projektiv abwehren; je nach Spiellage kann man durch Identifikation mit Helmensdorfer in die Schulmeisterrolle schlüpfen und den Prüfling zittern lassen, oder sich auf dessen Seite schlagen, um bei guten Leistungen gelobt zu werden.

Bei der Lembke-Sendung wird der naive Spaß am Raten gleichfalls durch das Rateteam als Tribunal überlagert, das sein Opfer mit Fangfragen zu stellen sucht. Die Biedermänner Lembke und Helmensdorfer lassen sich somit Kommissar Ode und Ede Zimmermann beordnen: Prüfungskommissar Helmensdorfer zumal durch seine vorgetäuschte jovial-autoritäre Allwissenheit.

Die Kandidaten werden bei beiden kurz ans Herz genommen und dann abserviert; das letzte Wort schneidet ihnen die Kamera ab. Sie sind das Schmieröl, das die Glücksmaschinerie der TV-Unterhaltung zum unablässigen, besinnungslosen Weiterlaufen braucht. Sie sorgt dafür, daß sie sich nicht in ihrer Instrumentalisierung begreifen können; stattdessen werden sie in ihrer Skurrilität bestärkt und für die Verdrängung der gesellschaftlichen Bedingungen ihrer individuellen Misere belohnt. Der Zuschauer wird gleichfalls beschwichtigt; er wird dazu angehalten, daß er „sich am Glück des anderen freut, der er ebenso gut selber sein könnte und dennoch niemals selber ist.“⁸

5. Die Augenzeugenideologie

Die konventionellen Formtypen der reinen Unterhaltung — Show, Quiz, Quiz-Show — werden besonders vom ZDF kompromißlos als einzig richtige propagiert. Sie sind in Struktur und Inhalt noch Produkte der Periode des kalten Kriegs, direkt ins Fernsehen übertragene „bunte Abende“ bzw. Radio-Quize der frühen 50er Jahre, lassen also auch jeden Ansatz einer spezifischen Fernseh-dramaturgie vermissen. Hinter der Grundform des von einem Quizmaster geleiteten Ratespiels mit Rahmenprogramm und besonders hinter dem Typus der musikalischen Show, bestehend aus einer Anzahl heterogener Programmteile, die von einem Conférencier zusammengehalten werden, steht außer dem „bunten Abend“ auch die Revue, ja letztlich die Tradition der Wiener Operette, speziell des zweiten Akts der „Fledermaus“ (Fest beim Prinzen Orlofsky mit Balletteinlagen und der Präsentation von Stars jeglicher Provenienz). Die Tatsache,

⁸ M. Horkheimer / Th. W. Adorno, a.a.O., S. 173.

daß TV-Shows abgefilmtes Theater, Quize abgefilmte Studioverhöre sind, ist eine Bestätigung von McLuhans These, der zufolge die Bewußtseinsindustrie die neuen Medien zwingt, im wesentlichen die Funktion der alten zu übernehmen.⁹

Als Show- und Quizmasters haben die Conférenciers und Rateonkels durch das neue Medium eine Prominenz erreicht, die den Ruhm der Schlagerstars übertrifft; während diese von Sendung zu Sendung wechseln, bleiben jene relativ konstant und bieten sich zuerst als Identifikationsmodelle an. Fernsehgeschichte machen sie indes nur scheinbar. Zwar halten sie sich für die letzten großen Spaßmacher, glauben selbst, kurzfristige Wirkungen verkennend, an ihre reale Macht über die Massen, und sind doch bloß Galionsfiguren eines riesigen Unterhaltungsapparats, Lautsprecher und Marktschreier der Kulturindustrie, die sie abserviert, sobald die Indexzahlen sinken. Mit ewig lächelnden Komödiantengesichtern fingieren sie eine heile Welt und verkünden beflissen die Botschaft des Kapitals; gestikulierend laden sie zum Warenkauf ein. Schönfärber vom Dienst zu sein, ist ihre objektive Funktion, mögen sie auch ab und zu liebenswert sein. So werden die Zuschauer zur Identifikation ermuntert und zugleich um sie betrogen. Denn das Fernsehen, das vorgibt, spielend alle Probleme der Freizeit zu lösen, liefert nur Surrogate für menschlichen Kontakt. Zwischen Sender und Empfänger besteht eine starre Rollenteilung, die keine technischen, sondern Herrschaftsgründe hat. Die aber werden kaschiert, indem die Produzenten den Konsumenten durch „authentische“ Bilder und Sätze „den Eindruck unmittelbaren Dabeiseins vermitteln“,¹⁰ sie scheinbar zu Augenzeugen machen, ihnen Realität vorspiegeln und sie dadurch vergessen lassen, daß sie isolierte Empfänger von gezielter Unterhaltung sind. Der Verdacht, daß die Realität, die man verkleinert im Heimkino serviert bekommt, nicht die ist, für die sie sich ausgibt, mag beim Publikum unbewußt vorhanden sein; doch führt das zunächst nicht zum Widerstand, sondern eher zur hartnäckigen Verteidigung dessen, dem man sich ausgeliefert fühlt. Der Zuschauer verwechselt das gänzlich Vermittelte, illusionär Geplante mit der gesellschaftlichen Unmittelbarkeit, die ihm versagt ist. „Die bedrohlich erkaltete Welt kommt zutraulich zu ihm, als wäre sie ihm auf den Leib geschrieben: er verachtet sich in ihr. Distanzlosigkeit, die Parodie auf Brüderlichkeit und Solidarität, hat dem neuen Medium sicherlich zu seiner unbeschreiblichen Popularität mitverholfen.“¹¹

Das bestehende Fernsehen erweist sich als Instrument des verschärften ideologischen Klassenkampfs von oben. Rationales Ziel der Unterhaltungsmacher ist die Befestigung des Status quo über den Weg der psychischen Verstümmelung der

⁹ Marshall McLuhan / Quentin Fiore, „Das Medium ist Massage“, Frankfurt a. M. 1969, S. 94 f. — Die öffentlich-rechtliche Förderung verkommener Unterhaltungsformen zeigt sich auch darin, daß Krimiserien wie „Der Kommissar“ in Spielhandlungen eingebettete Quizsendungen sind, „Aktenzeichen XY“ eine Quiz-Show darstellt, bei der es Ernst wird.

¹⁰ F. Knilli, „Deutsche Lautsprecher / Versuche zu einer Semiotik des Radios“, Stuttgart 1970, S. 18.

¹¹ Th. W. Adorno, „Prolog zum Fernsehen“, in: „Eingriffe“, Frankfurt a. M. 1963, S. 73.

Individuen. Ideologischer Schund von solchem Ausmaß kann durch Ideologiekritik allein nicht adäquat bekämpft werden. Seine Verbreitung hört erst auf, wenn die ökonomischen Bedingungen beseitigt sind, die das Bedürfnis nach ihm hervorbringen.

6. Informations-Show: „Groschenspiel“

„Wir haben festgestellt, daß der Fernsehzuschauer heute keineswegs mehr nur an reiner Unterhaltung interessiert ist, er will auch stärker informiert werden“, erklärte Hans Hirschmann, Unterhaltungschef des Südwestfunks (Gong, 42/1970). Bei der ARD, und hier insbesondere beim WDR, zeichnet sich denn auch der Trend hin zu einer Unterhaltung ab, die Wirklichkeit einbezieht, statt sie zu verdrängen: „baff“, das „Millionenspiel“, die Senta-Berger-Show „Männer, wir kommen“ und Zadeks „Pott“ sind Beispiele hierfür.

Mag dieser Trend zunächst positiv anmuten, — angesichts der unverhohlenen kommerziellen Haltung des ZDF zumal — so könnte sich andererseits eine neue Ära der Fernsehunterhaltung anbahnen, die sich gegen Kritik dadurch abdichtet, daß sie integriert, gegen den Vorwurf mangelnden Wirklichkeitsbezugs dadurch, daß sie die Wirklichkeit partiell zitiert. Zudem sollte man den permanenten Zwang zu neuen Effekten, dem der Kulturbetrieb generell unterliegt, mitreflektieren, bevor man den Worten der Programmacher Glauben schenkt.

Der Typus der Informations-Show hat mit dem am 20. Februar 1971 angelauenen „Groschenspiel“ Seriencharakter erhalten. Das Publikum will man dabei „nicht nur gut unterhalten, sondern es auch zum Mitdenken animieren“, es soll „kräftig aktiviert werden“. (WDR-Unterhaltungsredakteur Hans-Joachim Hüttenrauch, FR 20. 2. 1971.)

Die ambivalente Einschätzung des neuen Trends wurde durch das „Groschenspiel“ keineswegs widerlegt: Aufklärung durch Informationen, die in eine Show eingebettet sind, bleibt ein fragwürdiges Unterfangen: Aus „aufklärerischer Unterhaltung“ („baff“-Macher Wiegand) würde dann langfristig keine sinnvolle unterhaltsame Aufklärung, gegenaufklärerisch verkämen die politischen Informationen zur bloßen Unterhaltung, die sich diese als Reizwerte einverleibt.

Die Sendung war in sich bereits widersprüchlich — widersprüchlich in ihrem kommunikationstechnischen Aufwand, mit Konferenzschaltung und einer relativ komplizierten Baukastenstruktur, und in ihrem biedereren Zuschnitt andererseits. Unter das Thema „Gleichberechtigung“ wurden mehrere Spiel- und Informationselemente subsummiert: ein Sketch, zwei dreiminütige Plädoyers, vorgelesen von zwei Geschlechtsvertretern aus dem Studio-Publikum, über die dieses mit parlamentarischem Hammelsprung abstimmte. Bundesminister Jahn durfte als Experte auf Fragen einer Publizistin für seine Gesetzesvorlage werben; zwischendurch wurden Kölner Passanten, die auf einem Monitor die Vor-

gänge im Studio verfolgen konnten, zum Thema befragt. Vicky, Insterburg & Co. und Julie Rogers besorgten die Showteile. Dazu gab's eine synthetische Fernsehfamilie; eine echte Familie wurde später hinzugezogen. Sie durfte mit einem Goldgroschen prämierte Verbesserungsvorschläge machen.

Die Fernsehfamilie Rohde, die bei allen „Groschenspiel“-Folgen als Spiel im Spiel mit von der Partie sein wird, ist nach den dramaturgischen Verschnittmustern der hausbackenen TV-Familienserien gezeugt. Mit vorgeschriebenen Dialogen kommentiert sie die Sendung, verteilt sie Lob und Tadel, und bildet wahrscheinlich den „demokratischen Fernseh-Familienrat“, wie ihn inzwischen die Programmillustrierten propagieren.

Hinter den vorgespielten Rasonnements verbirgt sich jedoch eher eine Bevormundung als eine kritische Aktivierung des Publikums. Kritik wird dadurch aufgehoben, daß man sie, scheinbar selbstkritisch, in die rechten Bahnen der Kritik lenkt. Die inszenierten und beim Publikum real vorhandenen Vorurteile, die der Familie in den Mund gelegt werden, lassen sich nicht durch ihre einfache Demonstration abbauen; sie werden so vielmehr bestätigt und verdoppelt, da man sich in seiner Vorurteilsstruktur nicht als vorurteilig erkennen kann. Es müßte folglich die Ursächlichkeit der Vorurteile ausgestellt werden.

Somit wurde statt Kritik „kritisches Einverständnis“ geübt, Verhalten wurde gerügt, ohne die Verhältnisse zu benennen, die es produzieren. Die Regeln des Spiels sind die bekannten formal demokratischen Spielregeln. Diese Fernseh-Heim-Demokratie unterdrückt demokratische Forderungen, statt sie zu befördern, indem sie Demokratie privatisiert und dem öffentlichen Bereich schließlich entzieht. Das ließe sich nur ändern, wenn der im Spiel reproduzierte Demokratiebegriff nicht formal und ebenso inhaltslos wie in der politischen Realität wäre, sondern einen demokratischen Überschuß hervorriefe, mit dem die Öffentlichkeit zu mobilisieren wäre.

Ogleich dies nicht so ist — man muß vielmehr das Gegenteil befürchten — steht der Kapital-Ideologe Erwin K. Scheuch, um den Anfängen zu wehren, bereits mit einer Medien-Dolchstoßlegende auf der Wacht: „Absolut indiskutabel sollte es sein, Zuschauer und Hörer in Unterhaltungssendungen durch untergeschobene Tendenzen gewissermaßen meuchlings politisch zu bilden. Einer Programmsparte, die als nichtpolitisch empfunden wird, eine politische Tendenz unterzujubeln, ist Manipulation!“¹²

Laut „infratest“ wurde die erste Ausgabe des „Groschenspiels“ von den Zuschauern mit — 1 bewertet; die Leser von *Bild und Funk* (12/1971) erteilten ihr bei einer Sehbeteiligung von 34 Prozent mit 3,82 die „schlechteste Note der Woche“. Andererseits gab es innerhalb von zehn Tagen weit über 6000 Zuschriften, wobei der Vorschlag, das Publikum solle noch mehr in die Sendung einbezogen werden, überwog. Die ablehnende Reaktion zeigt an, was die lang-

jährige Massenindoktrination durch die TV-Unterhaltung erreicht hat, wie sehr das Publikum dem verfallen ist, was man ihm tut.

Der Wunsch zum Mitmachen spricht indes dafür, daß die Korruption noch nicht völlig gelungen ist. Bei diesen verschütteten, gleichwohl aber noch vorhandenen und sich artikulierenden Bedürfnissen einsetzend gilt es, eine zähe und langwierige Gegen-Strategie zu entwickeln, die so aus dem Instrument der Massenindoktrination ein Organ einer humanen, dialogischen Kommunikation werden läßt, „daß sich der Konsument aus der Zwangsgewalt der optischen Appelle, die auf ihn eindringen, befreien und die verdingliche Wirklichkeit der Bilder als gesellschaftliche, also als seine eigene Wirklichkeit erkennen kann. Erst dann werden die Medien benutzbar sein im Sinne jener ‚offenen Gesellschaft‘ und ‚totalen Information‘, die sie heute nur propagieren. Es liegt auf der Hand, daß mit der kritischen Demonstration und Analyse der eigenen Mittel das Medium nicht etwa seine Selbstliquidation einleitet, sondern im Gegenteil seine autogenen Eigenschaften erst zu entfalten beginnt — im Dienst der Autonomie seiner Konsumenten.“¹³

Es wäre ein erster Schritt, wenn Sendungen wie das „Groschenspiel“ den Zuschauern die Einsicht in die Veränderbarkeit von Fernsehproduktionen vermitteln könnten, um diese ihrer vermeintlichen Authentizität zu entkleiden. Aus der vergnüglichen Angelegenheit, Bilder durchschauen zu lernen, würde dann ein emanzipatorischer Prozeß: die Kategorie der Veränderbarkeit aber müßte nicht aufs Fernsehen beschränkt bleiben!

7. Unterhaltsame Aufklärung

„Zum ersten Mal in der Geschichte machen die Medien die massenhafte Teilnahme an einem gesellschaftlichen und vergesellschafteten produktiven Prozeß möglich, dessen praktische Mittel sich in der Hand der Massen selbst befinden. Ein solcher Gebrauch brächte die Kommunikationsmedien, die diesen Namen bisher zu Unrecht tragen, zu sich selbst. In ihrer heutigen Gestalt dienen Apparate wie das Fernsehen oder der Film nämlich nicht der Kommunikation sondern ihrer Verhinderung. Sie lassen keine Wechselwirkung zwischen Sender und Empfänger zu: technisch gesprochen, reduzieren sie den feedback auf das systemtheoretisch mögliche Minimum.“¹⁴

Indem Enzensberger auf die emanzipatorischen Möglichkeiten der elektronischen Medien hinweist, nimmt er eine Forderung wieder auf, die bereits Brecht 1932 in der „Radiotheorie“ formuliert hat: „Der Rundfunk ist aus einem Distributivapparat in einen Kommunikationsapparat zu verwandeln.“ Solche Vorschläge müssen zunächst abstrakt wirken, da sie, wie Brecht richtig gesehen hat, „un-

¹² E. K. Scheuch, „Die Tendenz ist einseitig“, in „Deutsche Zeitung“ / „Christ und Welt“, 2. 4. 1971.

¹³ Klaus Kreimeier, „Fernsehen, Filmkritik, Medienkritik“, in „Frankfurter Rundschau“, 31. 8. 1970.

¹⁴ H. M. Enzensberger, „Baukasten zu einer Theorie der Medien“, in „Kursbuch“ 20/1970, S. 160.

durchführbar in dieser Gesellschaftsordnung“ sind;¹⁵ das heißt aber nicht, daß sie sinnlos bleiben, sofern sie der Propagierung einer neuen Gesellschaft dienen. Konkret geht es darum, sich auf den Widerspruch zwischen der heutigen Verfassung der Medien, speziell des Fernsehens, und ihrem objektiv revolutionären Potential, ihren subversiven Möglichkeiten einzulassen. Das heißt für Sozialisten, daß sie sich Gedanken darüber machen, mit welchen Mitteln sie den Standpunkt der Massen in den Anstalten vertreten können.

Die Intellektuellen in der BRD sind zumeist innerhalb eines elitären Kulturraums erzogen worden, aus welchem die Unterhaltung als eine allein den „primitiven“ Massen zugewiesene Aktions- und Rezeptionsweise ausgespart blieb. Dagegen hat Brecht nachgewiesen, daß der Widerspruch zwischen Lernen und sich Amüsieren kein naturnotwendiger ist, keiner, der immer bestanden hat und immer bestehen muß. Die von Lessing und Diderot begründete revolutionäre bürgerliche Ästhetik kannte einen Gegensatz zwischen Unterhaltung und Aufklärung nicht: „Reines Amusement, selbst an tragischen Gegenständen, schien den Diderots und Lessings ganz leer und unwürdig, wenn es dem Wissen der Zuschauer nichts hinzufügte, und belehrende Elemente, natürlich in künstlerischer Form, schienen ihnen das Amusement keineswegs zu stören; nach ihnen vertieften sie das Amusement.“¹⁶

Das hier definierte Modell einer unterhaltsamen Aufklärung gilt es im heutigen Fernsehen schrittweise zu realisieren. Dabei ist zu beachten, daß Wahrheit wesentlich von der Form ihrer Präsentation abhängt.

Das meint, wir müssen die verwirrenden Schnittfolgen, die Zooms auf Beine, Brüste, Hintern, mit denen das herrschende Fernsehen die Zuschauer überfällt, ebenso als Ideologeme erkennbar machen wie Schönherr's Dash-Lächeln, die Schläger trällernden Schwarzen und die mitsingenden Studioarbeiter in der „Hitparade“; wir müssen ferner „baff“ und seine Ableger, die allenfalls Symptome attackieren, weniger als Phänomene der Aufklärung denn als solche des Layout beschreiben; und wir müssen schließlich für einzelne und Gruppen Möglichkeiten erkunden, wie sie selber ihre eigenen Themen und Bilder herstellen können: damit die Massenmedien endlich zu Medien der Massen werden.

¹⁵ B. Brecht, Gesammelte Werke, Bd. 18, S. 129.

¹⁶ B. Brecht, Gesammelte Werke, Bd. 15, S. 292.

Oskar Neumann
Am Beispiel Dürer-Jahr 1971

Harmonische Industriekultur oder Klassenkampf?

Wer sähe nicht beim Nennen des Namens „Nürnberg“ im Geiste das anheimelnde gemütvollste Bild von unserer Väter echt deutscher Sitte und Leben, vom kunstgewerblichen Fleiß und weitausgehendem Handel? Wer möchte nicht gern die Zeugen mittelalterlicher Vergangenheit vor sich sehen? Nirgends ist der Charakter der alten Stadt so erhalten geblieben, als wie in Nürnberg. Die hohen alten Giebelhäuser mit prächtigen Erkern und Chörlein, die hochaufstrebenden schlanken gotischen Kirchtürme, die Tore von mächtigen runden Türmen flankiert und der alles überragende Burgberg geben Nürnberg heute noch das Aussehen der alten Reichsstadt, in welcher mächtige Geschlechter gelebt und geherrscht. Der malerische überwältigende Gesamteindruck wird von keiner anderen Stadt übertroffen und mit Recht spricht man noch heute noch von des „Deutschen Reiches Schatzkästlein“, von welchem Max von Schenkendorff sang:

*Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.
Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kunst gewaltet
Hans Sachs gesungen hat.*

So warb vor 50 Jahren der „Führer durch Nürnberg“. Aus den Nürnberger Einladungen zum Dürer-Jahr 1971 erfährt man: „Wenn wir Tradition pflegen, wollen wir auch Zukunft gestalten.“ In der Tat, sie pflegen die Tradition, obwohl stilistisch nicht gerade vorteilhaft vom Werbeslogan amerikanischer Selbstbedienungskaufhäuser beeinflusst. Da gibt es zu erleben: „Das Flair einer mittelalterlichen Kaiserstadt“ (weil es so schön ist, gleich zweimal). Da gibt es zu schmecken: „Die weltberühmten Nürnberger Spezialitäten, Lebkuchen und Bratwürste“. Da gibt es zu sehen: natürlich Dürer, in Öl, in Grafik, im Original, in der Reproduktion, in der Projektion, im Museum, auf der Straße. Und weil sie eben nicht nur Tradition pflegen, sondern auch Zukunft gestalten wollen, werden im „Dürer-Studio“ die herkömmlichen Sehreize des Dürerschen Hasen durch Tastreize an Karnickelfellen komplettiert: Fummeln erwünscht! Wenn's dann Nacht wird über Nürnberg, ersteht das Mittelalter, malerischer und überwältigender denn je, als multimediale „Noricama“-Show.

Die Mittel sind moderner, der Abstand zur Wirklichkeit ist noch größer geworden als damals vor 50 Jahren. Denn es wird übergangen, was in der Geschichte des letzten halben Jahrhunderts wesentlich war: daß die Stadt der Reichsparteitage gewesen ist und daß Nürnberg darum außer „alten Mühlen an klaren Bächen“ ganz in der Nähe auch ein Reichsparteitagsgelände hat; daß hier ein Gauleiter Streicher herrschen, seinen „Stürmer“ herausgeben und zum schauerlichen Triumph des Rassismus in den „Nürnberger Gesetz“ maßgebend beitragen konnte; daß Herrenmenschenwahn und Völkerhaß hier ihre Resultate zeitigten im Feuersturm der Flächenbrände von der Burg bis zum Bahnhof; daß schließlich in dieser Stadt der NS-Abschau, allerdings unter sorgsamer Aus- und Aufsparung der Konzern- und Wehrwirtschaftsführer, sein verdientes Ende am Galgen fand.

Käme das retuschierte Klischee des heilen Nürnberg nur aus einem örtlichen Reisebüro, wäre es schlimm. Es ist weit ernster dadurch, daß das Nürnberger Dürer-Jahr 1971 nicht als lokales Ereignis begangen, sondern zu „nationaler Repräsentation“ (Carlo Schmid) hochstilisiert wird.

Nationale Repräsentation?

Zunächst schwingen da fatale Anklänge an Hallstein-Doktrin und Bonner Alleinvertretungsanspruch gegen die DDR mit. Außerdem erweckt es peinliche Erinnerungen an jene Dürer verfälschende, nationalistische und irrationalistische Tradition der Dürer-Feiern des vergangenen Jahrhunderts und des A-D-Kults vom Tausendjährigen Reich bis zu den „Reichstagen deutscher Kultur“ in der Gegenwart.

Gegen die Hoffnung, mit dieser Überlieferung werde jetzt endlich gebrochen, spricht schon der Nürnberger Terminkalender. Im gleichen Monat Mai, der die Bonner Staatsspitzen zur Eröffnung des Dürer-Jahres in Nürnberg sieht, findet zu Pfingsten am gleichen Ort der „Sudetendeutsche Tag“ statt — doppelt übel in der Nachbarschaft zu „nationaler Repräsentation“ und vor dem Hintergrund der „Stadt der Reichsparteitage“. Und damit ja niemand am offiziellen Charakter dieses größten Revanchistenauftriebs der Bundesrepublik zweifelt, betont Regierungsdirektor Priller auch noch die „engste Zusammenarbeit zwischen der Bayrischen Regierung und der Sudetendeutschen Landsmannschaft“. Das geschieht wiederum demonstrativ in Nürnberg, auf der Arbeitstagung der Landsmannschaft der Oberschlesier vom 18. April 1971.

Nicht weniger Interesse verdient ein vom selben Tag datierter Erfolgsbericht des Leiters des Presse- und Informationsamtes der Stadt Nürnberg, Walter Schatz, der sich selbst als „Reisender in Sachen Dürer“ vorstellt: „Die erste Reise in die USA hatte ihn nach New York, New Orleans, Huntsville, San Francisco und Milwaukee geführt. In Huntsville hielt er vor der großen deutschen Kolonie der NASA einen Vortrag über den Wiederaufbau der Stadt Nürnberg und über

Dürers Leben und Werk. Gleichzeitig konnte er dem Verbindungsstab der deutschen Bundeswehr im Raketenzentrum Material für eine Ausstellung übergeben ...“ („Süddeutsche Zeitung“, 19. 4. 71).

Wer das alles für zweitrangige Begleit- oder Randerscheinungen halten möchte — man distanziert sich ja gleichzeitig so hübsch von der „Hohen Feierstunde“ des Jahres 1871 und vom damaligen schwarz-weiß-roten Kitsch (um ihn durch mindestens gleichrangige Produkte des Jahres 1971 zu ersetzen) —, der sehe sich daraufhin den Kern des Kuratoriums für das Dürer-Jahr an. Bestens repräsentiert sind Multimillionäre und Milliardäre: Ernst von Siemens und Max Grundig für die Elektrokonglomerate; der Nürnberger Panzerfabrikant Karl Diehl und der vielfach als Geldquelle des Rechtskartells genannte Besitzer des Großversandhauses „Quelle“, Gustav Schickedanz; Günter Henle für die Montankonglomerate der Ruhr und Gustav Stein für den Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie. Kurt Georg Kiesinger fehlt so wenig, wie Franz Josef Strauß. Was fehlt sind nur die Arbeiter, die Bauern und, so unglaublich es für ein Dürer-Kuratorium erscheint, auch die Künstler.

SPD — Reformstrategie in der Kulturpolitik

Welche Funktion haben in dieser Gesellschaft der Bundeskanzler und SPD-Vorsitzende Brandt und, als sein Stellvertreter, Minister Carlo Schmid?

Die sozialdemokratische Variante der imperialistischen Reformstrategie weist gegenüber dem, was CDU und CSU derzeit anzubieten haben, vom Standpunkt des Monopolinteresses einige (wenn auch umstrittene) Vorzüge auf. Vor allem erscheint die SPD-Spitze im Augenblick noch geeigneter, die Systemauseinandersetzung zu führen, die der Sozialismus dem Imperialismus aufzwingt. Das gilt sowohl hinsichtlich eines gewissen Realismus, den das veränderte Kräfteverhältnis erfordert — siehe die Unterschrift des Kanzlers unter die Verträge von Moskau und Warschau — als auch für den damit verbundenen Versuch, durch veränderte Methoden die Kontinuität der ostpolitischen Ziele zu überdecken, Illusionen über die „Politik des Brückenschlages“ zu erzeugen, besser ins Geschäft zu kommen (möglichst in eins, das Abhängigkeit schafft) und mit Hilfe konvergenztheoretischer Vorstellungen innerhalb des sozialistischen Lagers, und dort speziell unter der Intelligenz, wirksam zu werden. Worauf das hinauslaufen soll, wurde oft und klar genug ausgesprochen: Weckung und Stärkung des nationalistischen Egoismus, Sozialdemokratisierung, Abtasten der Möglichkeiten, die sozialistischen Länder gegeneinander auszuspielen, Lockerung, wenn nicht gleich Lösung ihrer wirtschaftlichen und militärischen, politischen und geistigen Bindungen zur Sowjetunion — und das alles letztlich im Interesse derselben imperialistischen Expansion, die in zwei Weltkriegen von deutschem Boden aus versucht wurde und die trotz der katastrophalen Resultate noch immer in den Köpfen der „Neuordner Europas“ herumspukt.

Auf der Grundlage dieser Kontinuität der imperialistischen Ziele entwickelt die SPD-Spitze ihre Arbeitsteilung und ihre Zusammenarbeit — wie im Dürer-Kuratorium — mit der politischen Rechten, und zwar in diesem Fall einschließlich des reaktionärsten und aggressivsten Flügels. Gleichzeitig verschärft sie ihre Angriffe gegen die gesamte Linke — bis zu den Münchner Beschlüssen, die den Kontakt mit Kommunisten verbieten wollen; bis zur Verdrängung von Jungsozialisten aus den Leitungen von SPD und Jusos; bis zur Unterhöhlung der Gewerkschaftseinheit und ihres Funktionierens in den Betrieben; bis zum Polizeieinsatz gegen antifaschistische Demonstranten, so geschehen am 3. April 1971 zum Schutz der neonazistischen „Volksunion“ und der terroristischen „Aktion Widerstand“ in München.

In der Kulturpolitik kommt der sozialdemokratischen Variante imperialistischer Reformstrategie angesichts der Sterilität und der offenkundigen Unglaubwürdigkeit von CDU und CSU besondere Bedeutung zu. Während diese zwei Jahrzehnte lang ihre Bildungsfeindlichkeit in aller Brutalität und mit inzwischen ersichtlich katastrophalen Ergebnissen demonstrierten, sprach die SPD schon seit Jahren von der Notwendigkeit der Reform, und sie praktizierte sie auch, wenngleich halbherzig und unter Beschränkung auf die Strukturfragen, in den von ihr regierten Ländern.

Während Erhard, damals Bundeskanzler und CDU-Vorsitzender, Schriftsteller als „Pinscher“ diffamierte und Franz Josef Strauß sich in zahllosen Beschimpfungen gegen Studenten und Literaten, Journalisten und Fernsehleute erging und ergeht, kam der SPD-Vorsitzende Brandt als erster Kanzler der Bundesrepublik zum Schriftstellerkongreß nach Stuttgart, um dort für die Mitarbeit der Intelligenz zu werben.

Die Fiktion der „Industriekultur“ und des „Kulturstaates“

Die theoretische Grundlage, die die SPD-Spitze für die „große Gemeinsamkeit“ anzubieten hat, sieht so aus: Über der Basis der modernen Technik sollen sich, unabhängig von den Besitz- und Machtverhältnissen, die Warenberge der Konsumgesellschaft und, mitten drin, die Höhen einer dem Gemeininteresse dienenden „Industriekultur“ erheben. Wo es dabei am Interessenausgleich allenfalls noch fehlen könnte, sorgt der „Kulturstaat“ vollends für Harmonisierung. Wer dabei mitmacht, wer sich in dieses System integrieren läßt, am Ende dafür aktiv wird, der ist „mündiger Staatsbürger“.

Aber was ist das für eine „Industriekultur“, deren Spitzenleistung durch den Atombombenträger Panavia 200 repräsentiert wird, von Minister Helmut Schmid bei einem Stückpreis bis zu 30 Millionen Mark mit immer weiteren Zuwendungen gehätschelt und überdies als größtes technologisches Unternehmen Europas seit Christi Geburt angepriesen? Was ist denn das für ein „Kulturstaat“, dessen Kultur so sehr auf Waffen gebaut ist, daß der militärisch-indu-

strielle Komplex die höchste Konzentrationsbewegung und dank des von Jahr zu Jahr neue Rekorde erreichenden Rüstungsetats auch die todsichersten Profite ausweist? Wieso sollen die Inhalte der Kultur dadurch harmonischer werden, daß die Fernsehprogramme künftig farbig, stereophon und dreidimensional zu empfangen sind — ein Springer-Strauß-Fernsehen mit farbiger, stereophoner und dreidimensionaler Verbreitung dessen, was heute die „Bild-Zeitung“ treibt und was sich gegen alles richtet, was Arbeiterinteresse und Fortschritt, Friede und Kultur heißt?

Wer in dieser Situation die entscheidende Frage nach der Stellung des arbeitenden Menschen, nach seinem Besitz oder Nichtbesitz der Werke, der Forschungsstätten, der Informationssysteme für überholt erklärt — und genau das tut die SPD-Spitze — zementiert damit die Allmacht der Monopole, ja er hindert selbst die nächsten notwendigen Schritte zur Zurückdrängung des Großkapitals, den Kampf der körperlich und geistig Arbeitenden, ihrer Betriebsräte und ihrer Gewerkschaften um Mitbestimmung und Mitentscheidung. Diese werden in dem Maß immer lebensnotwendiger, wie die wissenschaftlich-technische Revolution voranschreitet. Damit wird nichts harmonisiert, kein Klassengegensatz eingegeben. Im Gegenteil; alles drängt zur Entscheidung gegen die sozialen Gefahren und die zerstörerischen Drohungen der staatsmonopolistischen Anwendung von wissenschaftlich-technischer Revolution und damit für ihre humanen Möglichkeiten, die im Weg der Demokratisierung anzustreben und mit der gesellschaftlichen Umgestaltung schließlich bei voller Entfaltung der Hauptproduktivkraft Mensch zu realisieren sind.

Auch das Dürer-Jahr ist Klassenkampf

Auf welcher Seite steht nun das Nürnberger Dürer-Jahr, auf welche Waagschale haben die Veranstalter die Millionen gelegt, die sie aus Steuermitteln für die zahllosen Veranstaltungen einsetzen, angeblich um „Massenkultur“ zu machen? Es kann keine Rede davon sein, daß in Nürnberg Kultur für die Massen schon darum geboten wird, weil man im Stil der Massenwerbung Dürer als „ersten Hippie“, seine Eva als „ganz schön sexy“ und dazu den Hasen als Fummelpelzchen präsentiert. Genügt es, wenn Doris Schmidt in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 7. 1. 1971 diese Mißhandlung Dürers und der Ausstellungsbesucher als eine „intellektuelle Fahrlässigkeit erster Ordnung“ zurückweist? Sie läßt ihre Frage offen: „Warum sollen nun die Erwachsenen ausgerechnet wie Kindergartenkinder behandelt werden?“ Gerade das ist zu beantworten: *Der Grund ist eben nicht intellektuelle Fahrlässigkeit, sondern ausgefuchster Kalkül im Interesse imperialistischer Manipulation.*

Um das zunächst am Beispiel des Hasen zu verdeutlichen: Wer fragt denn bei diesem Arrangement noch nach den Zusammenhängen, auf die alles ankäme? Wem kommt da noch in den Sinn, was einen Bauern der Dürer-Zeit das jagd-

frevlerische Fangen eines herrschaftlichen Hasen gekostet hat? Und wer denkt da noch daran, welches Denkmal der Anklage Albrecht Dürer im Jahr 1525 den feudalen und klerikalen Bauernschlächtern entworfen hat?

Die Veranstalter des Dürer-Jahres wollen nicht, daß daran gedacht und danach gefragt wird. Sie wollen weder die geschichtliche Wahrheit, noch das aktuelle Interesse. Wird darüber erst einmal gesprochen, kommen nämlich immer die Klassengegensätze heraus, und genau das wollen sie im Zuge ihrer staatsmonopolistischen Integration verhindern. Die Nürnberger Planungsgruppe für die Veranstaltungsreihe „Kybernetikon“ haben die, vom Monopolinteresse her gesehen, nachteiligen Folgen herkömmlicher Diskussionsveranstaltungen ausdrücklich zum Anlaß genommen, um jetzt für Nürnberg ein „modernes“ Verfahren vorzuschlagen. Sie verlangen die erforderlichen elektronischen, optischen und akustischen Mittel und dazu wiederum die nötigen Finanzen für ihr neues Manipulationsmodell mit der Begründung, dieses solle nach der Bewährungsprobe mit dem Thema „Fernsehen — Interpret dieser Welt“ künftig ganz allgemein „im Bereich der Politik ebenso wie in dem der Wirtschaft, der Pädagogik, nicht zuletzt auch in dem der Bürokratie etc. praktikabel sein“. Worauf es ihnen dabei ankommt, macht die programmatische Aussage deutlich, erstrebt werde beim Teilnehmer *nicht so sehr Kenntnisvermittlung als Verhaltensänderung* — und eben die soll nicht von selbständigen rationalen Überlegungen nach eigenen Bedürfnissen bestimmt sein, sondern nur noch von der konträren Rationalität und dem feindlichen Bedürfnis des herrschenden Systems. Darum wird auch der Teilnehmer nicht mehr als Persönlichkeit, sondern nur noch als ein Stück im Gesamtkomplex aufwendiger Technik definiert: als „Regelstrecke eines Rückkopplungssystems“.

Was hier gewollt wird, hat mit Massenkultur nicht das geringste gemein, sobald man darunter humanistische Kultur zum Gebrauch und zum Genuß der körperlich und geistig Arbeitenden versteht. Es ist imperialistische Manipulationskultur, befördert mit modernen Massenmedien und staatsmonopolistisch formiert. Dieser Versuch darf nicht ohne Antwort bleiben, im allgemeinen nicht und auch speziell in Nürnberg nicht, nicht ohne die Kritik und nicht ohne die selbständige politische und kulturelle Aktion der Demokraten, der Sozialisten. Das sind wir Dürer und uns selbst schuldig. Auf einen wesentlichen, für uns positiven Ansatzpunkt haben die Kybernetikon-Programmierer wider Willen schon hingewiesen: die Absicht der Integration, die Einebnung in die Industriekultur und die Formierung zur Leistungsgemeinschaft müssen immer wieder auf die von der objektiven Klassensituation gezogenen Grenzen und auf das von daher bestimmte Klasseninteresse stoßen. Das ist unsere Chance, unsere Aufgabe, hin zu politischer und geistiger Erneuerung, zu Demokratie und Sozialismus. Sie ist von den körperlich und geistig Arbeitenden nur zu realisieren in eigener Bewußtheit, die sich der Degradation zum Computerteil wie zum Triebbündel entgegenstellt; mit eigener Solidarität und Aktivität, um gegen die Monopolmacht in Wirt-

schaft und Staat, Kultur und Gesellschaft mitzubestimmen und mitzuentcheiden. Das erfordert Organisiertheit, vor allem in den Gewerkschaften, und Mitarbeit in der Partei der Arbeiterklasse, der Deutschen Kommunistischen Partei.

In Wissenschaft und Technik hat die Zukunft begonnen. Aber für die arbeitenden Menschen beginnt ihre Zukunft und damit auch ihre Kultur nur und erst dort, wo sie endlich auch in der Bundesrepublik für mehr Demokratie, für gesellschaftlichen Fortschritt sorgen. Wir wollen hieraus aus einem Zustand, in dem der große Realist und streitbare Humanist Albrecht Dürer für die Zementierung jener Macht der Herrschenden mißbraucht wird, gegen die er lebenslang mit seiner Person und mit seinem Werk gestanden hat. Wir wollen heraus aus einem Zustand, daß zwar die Bevölkerung der Bundesrepublik die Konzentration der Forschungsmittel auf Bildung und Gesundheit, Umweltschutz und Wohnungsbau fordert, der Bonner Wissenschaftsetat aber diese Gebiete nach wie vor ans Ende der Rangliste setzt, während vornean die Milliardenausgaben für Vernichtungswissenschaft und Kriegstechnik stehen. Wir wollen heraus aus einem Zustand, in dem der Ausbau der Informationssysteme Hand in Hand geht mit der Verbreitung des finstersten Aberglaubens an Wahrsager und Kremlastrologen, an Heilslehrer des Chauvinismus und des Antikommunismus. Wir wollen heraus aus dem Zustand, daß Freizeit für die junge Generation unter dem Diktat des großen Kapitals organisiert ist — ein Zwanzig-Milliarden-Markt, in dem der junge Mensch nur noch die Funktion erfüllt, für seine eigene Verwertung und Entwertung, für seine materielle und geistige Ausbeutung zu zahlen.

Anders wird das nur, wenn wir, die Arbeitenden, es ändern. Das geht nicht durch Verinnerlichung der Zwänge dieser Gesellschaft und nicht durch die Flucht von Einzelnen oder Gruppen aus der Gesellschaft. Es geht nur in der Gesellschaft, im Klassenkampf um bessere Bedingungen für unsere Arbeit, unser Leben, unsere Kultur. Als unseren Anspruch und zugleich als unsere Verpflichtung verstehen wir: „Wenn wir Tradition pflegen, wollen wir auch Zukunft gestalten“. Aber anders als es sich die Herren in Nürnberg vorstellen — mit einem anderen, dem realen und aktuellen Dürer-Bild; mit einer anderen, der imperialistischen Manipulation entgegenzustellenden demokratischen und sozialistischen Kultur; mit einem anderen Ziel, bestimmt vom antimonopolistischen Interesse und vom Recht der arbeitenden Menschen auf die Werte, die sie schaffen.

Kaspar Maase Menschenbild und antiimperialistischer Kampf

Mit der Entfaltung der wissenschaftlich-technischen Revolution wird zunehmend deutlich, daß die entscheidende Produktivkraft der arbeitende Mensch ist. Gerade die unabsehbare Entwicklung der materiellen Produktivkräfte unter technologischer Anwendung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse ermöglicht und verlangt die Schaffung *gesellschaftlicher* Voraussetzungen „für die volle Entwicklung des Individuums, die selbst wieder als die größte Produktivkraft zurückwirkt auf die Produktivkraft der Arbeit.“¹ Es geht dabei um die Freisetzung und Entwicklung der schöpferischen Kräfte der arbeitenden Menschen, um die Frage, welche der einander unversöhnlich gegenüberstehenden Gesellschaftsordnungen diese Entwicklung ermöglicht und fördert.

Angesichts der Möglichkeiten, die die Anwendung der wissenschaftlich-technischen Errungenschaften für die Menschheit eröffnet, gewinnt auch subjektiv die Frage nach den Perspektiven der weiteren Entwicklung, nach der Rolle der arbeitenden Menschen in diesem gewaltigen Prozeß der Ausdehnung menschlicher Herrschaft über Natur und gesellschaftliche Prozesse zunehmend an Virulenz. Zugleich mit der Entwicklung der Produzenten zum kollektiven gesellschaftlichen Subjekt durch ihre Arbeit klärt sich das Bewußtsein ihrer Bedeutung und findet seinen Ausdruck in der Forderung nach Mit- und Selbstbestimmung. Wenn beispielsweise von 1970 bis 1980 die Hälfte aller Arbeiter und Angestellten in Bayern durch Automation und Strukturveränderungen ‚freigesetzt‘ wird, dann wird für jeden abhängig Beschäftigten die Frage nach seiner Stellung in der Gesellschaft aus einer abstrakt-rhetorischen zu einer, deren Antwort ganz konkret an seinen sozialen Existenzbedingungen ablesbar ist: Muß er Angst haben vor dieser Entwicklung, weil seine ungenügende Grundausbildung die Umschulung oder Qualifizierung erschwert, weil er als ältere Arbeitskraft nicht mehr gefragt ist, weil politisch Unbequeme zuerst entlassen werden? Drohen ihm Verdiensteinbußen und Arbeitslosigkeit, weil der private Profit vor den Interessen derer rangiert, die ihn erarbeiten? In der sozialistischen DDR wird dem einzelnen frühzeitig die Umstellung ermöglicht, ist das Recht auf Arbeit und qualifizierte Ausbildung sowie der Schutz vor Minderverdienst gesetzlich festgelegt. Hier zeigt sich, daß der Verfassungsgrundsatz „Der Mensch steht im Mittelpunkt aller Bemühungen der sozialistischen Gesellschaft und ihres Staates“² Wirklichkeit werden kann.

Die Frage nach Stellung und Zukunftsperspektive der arbeitenden Menschen als der Schöpfer aller Werte offenbart so ihre unmittelbare politische Brisanz, ihre zentrale Rolle in der ideologischen und praktischen Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus. Welche Konzeptionen haben die beiden

Gesellschaftssysteme anzubieten für die Bewältigung der wissenschaftlich-technischen Revolution zum Nutzen des ganzen Volkes (Ausbildung und Planung)? Wie entwickelt sich die Masse der arbeitenden Menschen im Verlauf dieses Prozesses zu seinem kollektiven Beherrscher (betriebliche und gesellschaftliche Demokratie)? Wie wird die Einheit von gesellschaftlicher Arbeit und Entfaltung der Fähigkeiten, Bedürfnisse und sozialen Beziehungen der einzelnen hergestellt (schöpferische Kollektive und kulturelle Selbsttätigkeit)?

Diese Fragen sind inhaltlich identisch mit der Frage nach dem *Menschenbild* der antagonistischen Gesellschaftsordnung, in dem sich jeweils die historische Perspektive der Hauptklassen Proletariat und Bourgeoisie widerspiegelt. (Wenn von Menschenbild gesprochen wird, ist sowohl die reale Situation der arbeitenden Menschen gemeint wie auch die in Wissenschaft, Kunst einschließlich Unterhaltung sowie Propaganda sich dokumentierende Vorstellung von Rolle, Möglichkeiten und Aufgaben des Menschen in Geschichte und Gesellschaft.)

Der sozialistische Humanismus zeichnet ein Bild vom Menschen als Schöpfer seiner selbst. Es ist begründet in seiner historisch erworbenen Fähigkeit zur zielstrebigsten gemeinsamen Arbeit als bewußter Regelung des „Stoffwechsels“ mit der ihn umgebenden Natur (Marx). Diese Fähigkeit ermöglicht es dem Menschen, mit dem Ändern seiner Lebensumstände zugleich sich selbst zu verändern, höherzuentwickeln. In diesem Prozeß der gegenständlichen Betätigung und Bestätigung der menschlichen Kräfte und Beziehungen stellt der Übergang zum Sozialismus als der nicht in feindliche Klassen gespaltenen Ordnung den entscheidenden qualitativen Sprung dar.

Die Befreiung von Ausbeutung, Unterdrückung und dem blinden Wirken scheinbar unbeflüßbarer gesellschaftlicher Gesetze kann nur das Werk der arbeitenden Menschen selber sein. Sie schaffen die Werte, sie allein können durch ihre politischen Aktionen Träger des geschichtlichen Fortschritts sein und vermögen mit Hilfe des wissenschaftlichen Sozialismus die Gesetze von Natur und Gesellschaft zu erkennen, sie organisiert zu nutzen und so Herr ihrer eigenen Geschichte zu werden. Dies gilt nicht für eine ausgewählte Elite, sondern für die Masse der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten. Die entscheidende neue Qualität des sozialistischen Humanismus in den Erkenntnissen von Marx, Engels und Lenin besteht darin, daß sie die Wege des Klassenkampfes zu dieser umfassenden Befreiung der arbeitenden Menschen weisen. Die Sozialisten haben die Pflicht, gegen die im Imperialismus entstehenden und geförderten Darstellungen des Menschen anzugehen, die auf seine Herabwürdigung, Hilflosigkeit und Verzweiflung (Sado-Western bis Beckett) einerseits — auf sein blindes Vertrauen in die Realisierung seines persönlichen Glücksanspruchs (Schlager, Liebesromane) und die totale zufriedene Einpassung (Werbung) in ein inhumanes System andererseits abzielen.

Diese Bilder sind Ausdruck der tiefen weltanschaulichen Krise des Spätkapitalismus, die selbst ein so bemühter Chefideologe wie Daniel Bell eingestehen muß:

¹ Karl Marx: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie; Berlin 1953, S. 599

² Verfassung der DDR von 1968; Art. 2, Abs. 1

„Die alten Ideologien des Westens sind erschöpft. Die geistige und politische Haltlosigkeit ist offenkundig.“³ Für ihn und seinesgleichen ist das allerdings nur Ansporn zum Entwurf neuer Konzeptionen, die diese Haltlosigkeit übertünchen und ein systemstabilisierendes Verhalten der Massen bewirken sollen. Speziell im Rahmen der rechtssozialdemokratischen Bemühungen um eine aktive Integration der Arbeiterklasse in die Generalüberholung des staatsmonopolistischen Systems der BRD, um sie in eine perfekte „expansive Leistungsgesellschaft“ (Schiller) zu verwandeln, gewinnt die Verbreitung optimistischer, mobilisierender Leitbilder große Bedeutung. Die begrenzten Erfolgchancen für die Durchsetzung des Bildes eines im Rahmen des Systems aktiven, kritischen ‚Reformkämpfers‘ werden schnell sichtbar, wenn man das wirkliche Verhalten der arbeitenden Menschen in der BRD, die Vorbilder dieses Verhaltens und die materiellen und ideologischen Einflüsse darauf einmal genauer betrachtet.

Das menschliche Verhalten, vor allem als sozial relevantes Verhalten, die Vorstellungen von Würde, Stellung, Möglichkeiten und Aufgaben der arbeitenden Menschen werden in erster Linie geformt durch ihre täglichen praktischen Arbeitsverhältnisse in Betrieben, Büros und sonstigen Arbeitsstätten. Grundprinzip der kapitalistischen Produktion ist die Gewinnung von Mehrwert durch Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft. Dementsprechend versucht die herrschende Klasse, den arbeitenden Menschen ihre Stellung anzuweisen als reibungslos funktionierende Arbeitskräfte und möglichst klein zu haltender Lohnkostenfaktor. In den Worten von BASF-Direktor Bischoff hört sich das so an: „Der Betrieb braucht die Menschen nicht als Menschen, die Gott bei ihrem Namen gerufen hat, sondern als Funktionen.“ „Funktionen und Funktionäre müssen . . . wesensmäßig ersetzbar sein. Da sie innerer Teil eines Ganzen, des Betriebes, sind, sind sie ersetzbares Teil und — von der Kehrseite aus gesehen — Ersatzteile. Ersatzteile müssen griffbereit, daher eingeordnet, gekennzeichnet, katalogisiert sein, eine Nummer tragen. Das Wesentliche und Wichtige an ihnen ist diese Nummer, die angibt, wie sie als Ersatzteil verwendet werden können. Ein Mensch aber, dessen Wichtigstes, dessen Wesensmerkmal für den Betrieb die Nummer ist, die er trägt, ist selber Nummer.“⁴

Zur Ausübung dieser Rolle bekommen die arbeitenden Menschen Wissen, Bildung, Einsicht in betriebliche und gesellschaftliche Zusammenhänge zugemessen; ihr Verhalten wird nach den Grundregeln von Einordnung und gehorsamer Pflichterfüllung genormt. Ein ganzes System betrieblicher und überbetrieblicher Unterdrückungsmaßnahmen sorgt für die Einhaltung dieser Rolle. Von der Lohnkürzung bis zu Schwarzen Listen wird die Abhängigkeit des Arbeiters ausgenutzt, um seine Anpassung zu erzwingen.

Marx und Engels haben die produktive Arbeit als die wichtigste menschliche Lebensäußerung, als die Grundlage seiner Entwicklung und Entfaltung gekenn-

zeichnet. In ihrer kapitalistischen Form ist sie jedoch zumeist monotoner, Körper und Geist verschleißender Zwang; sie gewährt keine Befriedigung, sondern wird als bedrohlich, unmenschlich empfunden. Woran liegt das? Die Produkte der Arbeit werden vom Besitzer der Produktionsmittel angeeignet, er verfügt über sie ebenso wie über Arbeitsmittel und Arbeitsbedingungen, ja über die lebendige Arbeitskraft selbst. Nicht selten sind dem Detailarbeiter das Endprodukt und seine Verwendung sogar unbekannt. Kann es einen Arbeiter befriedigen, sein Bestes zu leisten bei der Herstellung eines möglichst schnell verschleißenden Gebrauchsgegenstandes? Einen Wissenschaftler, immer perfektere Verdummungs- oder Vernichtungstechniken zu entwickeln?

Im Betrieb wie durch die Massenmedien wird darauf hingearbeitet, die Lohnabhängigen voneinander zu trennen und gegeneinander aufzubringen: Aufstiegs Hoffnungen werden geschürt, um ein Konkurrenzdenken zu erzeugen; Löhne werden differenziert, um falsche Trennungslinien zu schaffen, man diffamiert die ausländischen Kollegen. Die Angst um den Arbeitsplatz bei Krisen und Rationalisierungsvorhaben wird genutzt, um jeden gegen jeden auszuspielen.

Die so erzeugte Haltung zeigt sich zum Beispiel in der Geheimnistuerei um Löhne und Gehälter: jeder prüft für sich nach, ob alles stimmt und achtet, daß nur ja niemand auf seinem Lohnstreifen sieht, wieviel er erhält. Und so wird jeder einzelne mit Zuckerbrot und Peitsche unten gehalten. Da wird am Gewerkschaftsbeitrag gespart unter dem Gedanken: ‚Sollen mir doch die anderen die Kastanien aus dem Feuer holen, jeder ist sich selbst der Nächste.‘ Was der einzelne an Druck von oben erfährt, gibt er weiter an Untergebene, vornehmlich Lehrlinge und ausländische Kollegen; aber auch nach Betriebsschluß an die Familie. So prägen die Verhaltensweisen, die im Betrieb erzwungen werden, auch Freizeit und Privatleben, die weitgehend zu Anhängseln der entfremdeten Arbeit werden.

Nach dem Prinzip ‚Teile und Herrsche‘ sollen die in Betrieb und Gesellschaft Ausgebeuteten und Unterdrückten an der Erkenntnis der Gemeinsamkeit ihrer Lage und des gemeinsamen Gegners, des Monopolkapitals, gehindert werden. Angestrebt und vielfach erreicht wird ein extremer Individualismus: Jeder versucht sich allein durchzuschlagen und ein kleines bißchen besser wegzukommen als der Kollege. Daran ändert auch eine verstärkte Einführung von Teamwork nichts, die nur der schärferen Ausbeutung dienen soll.⁵ Als Ersatz für die fehlenden persönlichen Beziehungen wird demagogisch die Pseudo-Kameradschaft des Militärs oder auch die ‚Betriebsgemeinschaft‘ angeboten.

So werden an der Basis der Gesellschaft, in der Produktion, Einstellungen und Verhaltensweisen der arbeitenden Menschen unter Ausnutzung ihrer Abhängigkeit bewußt im Interesse der herrschenden Klasse beeinflußt. Dieser Einfluß dominiert auch im geistigen Überbau; die gewünschte Rolle des zukünftigen

³ Daniel Bell: Die nachindustrielle Gesellschaft; in: Das 198. Jahrzehnt, Hamburg 1969, S. 363

⁴ Zitiert nach: Unsere Zeit, 20. 3. 1971, S. 2

⁵ vgl. Rudolf Berg / Manfred Jander: Gruppenarbeit in der Ausbildung; körbiskern 2/1971, S. 239—250

Arbeiters wird vorgeformt schon in der Erziehung, vor allem im Bildungssystem. Seine autoritäre Struktur, die Schüler und Studenten ebenso wie Lehrlinge ohne nennenswerte Mitbestimmung in Rechtlosigkeit und Abhängigkeit hält („Lehrjahre sind keine Herrenjahre!“), fördert Unterdrückung von Widerspruch wie Anpassung in allen wesentlichen Fragen. Der künftige Arbeiter wird zum mehr oder minder qualifizierten Fachmann herangebildet, lernt aber kein Denken in gesellschaftlichen Zusammenhängen, erhält keine Hilfsmittel, seine Lage zu erkennen und gemeinsam mit anderen zu verändern. Die herrschenden Bildungsinhalte verbreiten nicht nur allgemein die Anschauungen der Herrschenden; sie formen auch die Selbsteinschätzung der Lohnabhängigen: Arbeiter sind eben die weniger Tüchtigen, jeder einzelne hat die Chance zum individuellen Aufstieg. Vorbilder sind Menschen, die klaglos, vor allem aber glücklich dienen und gehorchen, sich heldenhaft für meist demagogische Ziele opfern — keinesfalls aber die, die für die Interessen der unterdrückten Massen und gemeinsam mit den Massen eintreten. Das Geschichtsbild wird bestimmt von Herrschern und ‚großen Persönlichkeiten‘, heute auch ‚dynamischen Unternehmerfiguren‘, denen allesamt die Massen nur dumpf folgen. Die gesellschaftsgestaltende Kraft der Arbeiterbewegung wird höchstens als Teil einer Integrationsstrategie angedeutet, die sozialistische Macht der Arbeiter und Bauern verketzert. In Fällen gar zu krasser Widersprüche (Kolonialverbrechen, lateinamerikanische und ähnliche Diktaturen) äußert sich abstrakt moralisierendes Mitleid, ein Appell, die Herrschenden sollten es nicht gar so schlimm treiben und mehr auf christliche Sozialreformer hören; Berechtigung und Größe der Befreiungskämpfe der Unterdrückten erscheinen nie.

Für Kinder, Jugendliche und Frauen werden spezielle Rollen propagiert, die sie alle reibungslos in eine auf Profitmaximierung ausgerichtete autoritäre Ordnung einpassen sollen.

Die Entfremdung der Arbeit prägt alle zwischenmenschlichen Beziehungen, die Inhalte des Bewußtseins und ihre Kommunikation. Dies wirkt sich auf das künstlerische Schaffen aus als „Zerstörung der gegenständlichen Grundlagen des ästhetischen Wesens der Kunst.“⁶ Objektive Basis ästhetischer Widerspiegelung ist die gesellschaftliche Realität (zu der auch die Natur gehört) „in ihrem *allseitigen Bezug auf das menschliche Subjekt*.“⁷ Dieser menschliche Bezug geht aber unter der kapitalistischen Entfremdung verloren, der Mensch erscheint nicht mehr als Subjekt der Geschichte und Gesellschaft, sondern als Objekt von Sachzusammenhängen, die sich nach ihren eigenen Gesetzen entwickeln und bewegen. Mit dem Verlust des Charakters der Arbeit als Realisierung und Betätigung menschlicher Wesenskräfte schwindet der menschliche Bezug zur objektiv von ihm geschaffenen Wirklichkeit, geht dem spontan dargestellten Menschen und Weltbild das spezifisch Menschliche immer mehr verloren.

⁶ Hans Koch: *Marxismus und Ästhetik*; Berlin 1963, S. 454

⁷ ebda, S. 221; Hervorhebung der Verfasser

Im imperialistischen Menschenbild stehen sich zwei Auffassungen scheinbar widersprüchlich gegenüber. Beide Auffassungen dienen der Aufrechterhaltung des Systems, indem sie je nach Bedarf und in gegenseitiger Ergänzung propagandistisch hervorgekehrt werden. Die eine kennzeichnet den Menschen als ein absolut fremdbestimmtes Wesen, das ein Opfer blind waltender Schicksalsmächte ist: in der Hand eines Schöpfers (Theologie) oder „geworfen in das Sein zum Tode“ (Existentialismus) oder gesteuert von triebartigen, biologisch verankerten Regelmechanismen (Vergleichende Verhaltensforschung und Humantheologie). Es soll natürlich nicht verkannt werden, daß (um bei den angeführten Beispielen zu bleiben) der christliche Auftrag der Nächstenliebe — von manchen Gläubigen und sogar Klerikern kämpferisch gegen die Interessen des Kapitals verfochten — solidaritätsbildend sein kann, daß dem existentialistischen „Trotzdem“ z. B. in der „Pest“ von Camus (im Gegensatz zu Heidegger) ein hoher moralischer Wert eignet und daß es notwendig ist, gewisse biologische Bedingtheiten im sozialen Verhalten des Menschen wissenschaftlich zu erkennen — aber es bleibt vorrangig festzustellen, daß die Ideologie der Herrschenden das fatalistische Element dieser Weltanschauungen und Theorien nur allzugerne betont, um den Menschen als ein im Grunde unfreies, unmündiges Wesen zu bezeichnen und die Resignation der Unzufriedenen zu fördern, Solidarität als nutzlos zu deklarieren.

Die andere Auffassung sagt: freie Bahn dem Tüchtigen. Der Einzelne schafft es. Nicht *alle* können Flick sein, aber *jeder* hat die Chance, bei ihm ein großer Mann zu werden. Leistungsfähigkeit, Intelligenz, Durchsetzungswille werden belohnt; wer diese Eigenschaften für sich — und damit für das Unternehmen — einsetzt, für den ist die Gesellschaft „mobil“, wer sie dagegen solidarisch an Kollegen und Klassengenossen verschwendet, bei dem kann es nicht ganz stimmen, der *muß* ungeeignet sein für den hochdotierten Posten.

Der rücksichtslose Einzelne, ganz auf sich allein gestellt oder unterstützt von bedingungslos ergebenden Helfern, beherrscht das Bild der Massenunterhaltung in Krimi, Western, Sciencefiction, ob im Groschenroman, im Kino oder im Fernsehen. Es spielt keine Rolle, ob der Held „auf der Seite des Guten“ kämpft (wie „Perry Rhodan“, der „Chef“ oder der „Kommissar“), ob er in einem „wertfreien“ Snobismus des Tötens handelt („Bond“) oder ob es ein gejagter Mörder oder Bankräuber ist, mit dem das Herz des Zuschauers zittert — es ist in jedem Fall der außergewöhnliche, die Grenzen der Mittelmäßigkeit sprengende Einzelkämpfer, mit dem die Identifikation stattfindet. Es ist auch nur von untergeordneter Bedeutung, ob die brutalen Aktionen sich gegen Farbige richten oder ob zum Stab des „Chefs“ oder in die Crew von „Twen Police“ ein Schwarzer als Alibi gehört — der ideale Mensch ist der Überlegene, Gerissene, der individuelle Spezialist. Und es muß nicht unbedingt der sein, der schneller klaut, tötet oder rächt, auch der hochspezialisierte Gedächtnisidiot („Alles oder nichts“) oder der Zuschauer, der bei „XY... ungelöst“ der Kripo einen Wink gibt, ist aus der Menge gehoben, gehört minutenlang zur Prominenz — ja in diesen Fällen wird

durch die flüchtige Teilnahme die Identifikation mit dem Typus des Erfolgreichen fast real, jedenfalls für jeden Konsumenten als möglich hingestellt. Das unter dem Imperialismus vorherrschende Menschenbild ist Widerspiegelung eines Teil der imperialistischen Wirklichkeit: Das Wolfsgesetz, nach dem der Stärkere den Schwächeren frisst, ist ein Grundsatz der kapitalistischen Gesellschaftsformation; Kriege, Gewalttätigkeit und der Verlust einer sinnvollen Lebensperspektive des einzelnen gehen aus ihr hervor. Die imperialistische Zerstörung des Menschen und seiner Bilder ist nur zu beseitigen mit dem Imperialismus selbst. Die durchaus zu Recht geforderte Bekämpfung von Brutalität in Film und Fernsehen kann die Kriminalität in der Wirklichkeit nicht beenden. Hier darf es keine idealistischen Illusionen geben, am *Bild* des Menschen in der imperialistischen Kultur könne der entscheidende Hebel angesetzt werden. Aus dieser gleichen Realität geht aber genauso notwendig der Kampf der Arbeiterklasse hervor. Zu seiner Verbreiterung und ideologischen Unterstützung ist es eine wichtige Aufgabe, zugleich mit der realen Deformation der Menschen im Imperialismus auch ihre Verherrlichung und Verfestigung im Überbau zu bekämpfen. Die wissenschaftliche Weltanschauung des Marxismus-Leninismus erleichtert es, die Wirklichkeit neuer solidarischer Verhaltensweisen zu erkennen und darzustellen; sie ermöglicht ein ästhetisches Schaffen, das den Menschen in seinen historischen und gesellschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten zeigt. Dabei kann man die Widersprüche des Imperialismus ausnutzen, der im Rahmen seiner Anpassungsstrategie zunehmend vom Bild des unpolitischen Untertanen abgehen und einen 'Reformkämpfer' propagieren muß. Entgegen allen rechtssozialdemokratischen Versprechungen und Pseudo-Reformen werden die arbeitenden Menschen die ihnen gebührende Stellung als kollektive Beherrscher ihrer gesellschaftlichen Lebensverhältnisse jedoch erst gegen die Monopole erkämpfen und im Sozialismus verwirklichen müssen.

Die Widersprüche, die dem Interessengegensatz von arbeitenden Menschen und Monopolen zugrundeliegen, sind innerhalb der imperialistischen Ordnung nicht aufzuheben und werden täglich neu erfahren. Kämpfe zur Abwehr sozialer und politischer Bedrohungen der eigenen Lage und für ihre Verbesserung, Lohnkämpfe und Streiks, Mieterselbsthilfeaktionen und Proteste im Bildungswesen, Rote-Punkt-Bewegungen und ähnliche Formen der gemeinsamen Interessenvertretung entwickeln sich notwendig immer wieder. Dabei werden spontan neue, dem gemeinsamen Kampf dienende solidarische Verhaltensweisen praktiziert: Einsatz und Hilfe für andere, Freundlichkeit und Vertrauen, Selbstbewußtsein der eigenen Kraft und reale Vorbilder für die arbeitenden Menschen zeigen sich dabei immer wieder. Wer an solchen Aktionen teilgenommen hat, kennt diese Kraft der Solidarität.

Bei der Rote-Punkt-Bewegung in Hannover im Sommer 1969 erfaßte sie eine ganze Stadt. Hunderttausend Autofahrer stellten ihr 'bestes Stück' der gemeinsamen Sache zur Verfügung. In einer Schicht wurden bei Hanomag 1600 DM

für den Roten Punkt gesammelt; als ein Demonstrationszug beim Pelikanwerk vorbeikam, warfen die Frauen Geld aus dem Fenster: „Für neue Flugblätter“. Eine Zeitung berichtete einen typischen Fall: „Kurz vor 13 Uhr: Der Lkw einer Getränkefirma hält an der Grünfläche des Steintorkreisels, wo eine noch immer große Schar von Demonstranten sitzt . . .; der Fahrer öffnet die Ladeluke, setzt schwungvoll eine Kiste Limonade ab, tippt freundlich lächelnd an die Mütze und fährt, ohne ein Wort zu sagen, weiter.“ Bei allem Spaß, aller Begeisterung und Initiative, die in den Berichten zum Ausdruck kommt — die entscheidende Veränderung zeigt sich in dem neuen Selbstvertrauen, im Gefühl, doch gemeinsam etwas ändern zu können. Demonstranten erläutern die Bedeutung des Roten Punktes: „Man kann was tun, und man muß was tun. Und daß wir auch mal Erfolg haben und uns nicht alles gefallen lassen brauchen.“ „Wir hatten das Gefühl, endlich mal was eigenes auf die Beine gestellt zu haben, und waren auch ein bißchen stolz.“⁸

Diese Keime und Beispiele eines neuen Verhaltens sind reale Ansätze und Voraussetzungen eines antiimperialistischen Menschenbildes. Auf der *theoretischen Ebene* umfaßt es ein *Grundmuster von Verhaltensweisen*, die dem gemeinsamen Kampf um Frieden, Demokratie und Sozialismus dienlich sind; damit ist aber kaum mehr als eine allgemeinste Anregung und Orientierung gegeben für die Probleme und Möglichkeiten, im künstlerischen Schaffen diese Einsichten umzusetzen.

Ausgangspunkt ist die Orientierung auf den aktiven Kampf für den demokratischen Fortschritt und die Entwicklung immer höheren Klassenbewußtseins. Dazu gehören vor allem auf Erkenntnis der gemeinsamen Interessen basierende Solidarität und eine kollektive Arbeitsweise, der Drang nach immer umfassenderer Erkenntnis, nach ständiger Korrektur und kritischer Weiterentwicklung der eigenen Anschauungen und Fähigkeiten, die Bemühung um dialektisches Denken in Entwicklungen und Zusammenhängen wie die Fähigkeit, dies anderen zu vermitteln. Kern sind also politische Verhaltensweisen, doch müssen sie — auch wenn dies ein sehr komplizierter und widersprüchlicher Prozeß ist — das gesamte Verhalten gegenüber Kollegen und politischen Mitkämpfern, auch der eigenen Familie, nicht zuletzt im Sinne der Gleichberechtigung formen. Es kommt nicht so sehr auf große Einzelne an als auf die Fähigkeit, einander im Kollektiv zu entwickeln und zu befähigen.

Sicher ist es eine falsche Vorstellung, man müsse als Voraussetzung für den politischen Kampf erst einen 'neuen Menschen' schaffen; aber ein gewisses Maß an solidarischen Verhaltensweisen wird sich bilden und entwickeln müssen, wenn dieser Kampf erfolgreich sein soll. Die Bestimmung dieser Normen ist in erster Linie eine Frage der Praxis, der politischen wie der künstlerischen, nicht ausgeklügelter Theorien. Nehmen wir Degenhardts „Kommunisten Rudi Schulte“:

⁸ alles nach Agnes Hüfner / Gerd Peter / Peter Schütt: Aktion Roter Punkt; München 1969

„dem fehlt das Flair des Revolutionären“, „und zu Haus bei ihm da ist es nicht mal proletarisch, so mit Sofakissen — Bronzeschäferhund.“ Er züchtet Tauben und hat auch seine Schwierigkeiten mit den langen Haaren und den kurzen Röcken. Aber schon in der kurzen Skizze wird deutlich, was für ein geradliniges, bei allen Opfern sinnerfülltes und befriedigendes Leben, welche Sicherheit des Standpunktes und Charakterstärke diesen unscheinbaren Proleten wie Tausende seiner Genossen auszeichnen. Oder denken wir an den revolutionären Matrosen Kuno Volkmann in Schnells „Erziehung durch Dienstmädchen“, der auch in der Niederlage seinen weißgardistischen Bezwingern menschlich turmhoch überlegen bleibt — kein engstirniger Fanatiker, sondern ein Revolutionär, der jede Minute seines Lebens und Kampfes auskostet, bei dem Pflicht und Genuß zusammenfallen.

Neue Verhaltensweisen bilden sich schrittweise heraus: Jeder von uns steht ebenso wie unsere Kollegen am Arbeitsplatz und in der Gewerkschaft täglich vor Entscheidungssituationen, in denen er sich entweder dem Druck der Herrschenden anpassen oder seine abweichende Meinung aktiv vertreten kann: Sei es Protest gegen eine Maßnahme der Betriebsleitung, Solidarität mit Kollegen, Eintritt in die Gewerkschaft und aktive Mitarbeit, die Forderung nach Einsetzung eines Betriebsrates, die Unterschrift unter eine Entschließung oder die Teilnahme an einer Demonstration. Nicht selten ist angesichts des Anpassungsdrucks der Herrschenden schon die Weigerung, bei einer geforderten oder erwarteten Maßnahme mitzumachen, ein Schritt, der große persönliche Qualitäten offenbart. Eine besondere Rolle in diesen Entscheidungssituationen spielen die verschiedenen Formen organisierter Interessenvertretung; vor allem in der gewerkschaftlichen Aktion wird der schwierige Prozeß der Aneignung solidarischer Verhaltensweisen vorangetrieben.

Auch für die Künstler geht der Weg zur Bewältigung und Gestaltung der unerschöpflichen Realität der Entfaltung der Menschen im antiimperialistischen Kampf nur schrittweise: Zunächst der Widerstand gegen Zerstörung und Verzerrung, dann die Wiedergewinnung des Menschen überhaupt als Gegenstand und Bezugspunkt dort, wo er wie in der ‚offiziellen‘ bildenden Kunst nicht oder allenfalls als formales Versatzstück zugelassen war. Große Bedeutung hat die Weiterentwicklung des klassischen bürgerlichen Humanismus, der den Menschen und seine Entfaltung als höchsten Wert achtet, an seiner Fähigkeit zur Gestaltung seiner eigenen Welt nach menschlichen Zielen festhält und Wege zur Verwirklichung dieser Ideale sucht. Sie führen allein über die konkrete Verbindung mit den um Frieden und Fortschritt Kämpfenden, ihre parteiiche Gestaltung unter einer vorwärtsweisenden Perspektive bis hin zur Erkenntnis der Arbeiterklasse und ihrer fortgeschrittensten Kader als der realen Träger eines konkret humanistischen Menschenbildes. Es zeichnet sich immer deutlicher ab, welche besondere Rolle für die Gestaltung gerade solcher Arbeiterfiguren das kulturelle Schaffen aus der Arbeiterklasse selbst vor allem in den Werkstätten für Literatur

und Kunst der Arbeitswelt, gewinnt — eine Aufgabe, die sich auch Film-, Theater- und Songgruppen stellten.

Neben der Aneignung des Marxismus-Leninismus ist der enge Kontakt zu den arbeitenden und für den Fortschritt kämpfenden Menschen eine entscheidende Hilfe für die Weiterentwicklung des antiimperialistischen Kulturschaffens. Nicht zuletzt hier liegt die große Bedeutung der Bemühungen um eine gewerkschaftliche Orientierung und Organisierung der Kulturschaffenden mit dem Ziel einer einheitlichen IG Kultur.

Der gesamte organisierte politische Kampf der Arbeiterbewegung ist einerseits eine praktische Schule solidarischer Verhaltensweisen, ist tagtägliche Bemühung, die Würde des Menschen gegen staatsmonopolistische Ausbeutung und Unterdrückung zu verteidigen und zu verwirklichen. Andererseits ist die Propagierung und Umsetzung des im Kampf entstehenden neuen Menschenbildes eine politische Orientierung, die bewußt in alle Aktionen und Maßnahmen nicht nur im Kulturbereich einbezogen werden sollte. Eine besondere Rolle spielt hierbei der Kampf um die umfassende Mitbestimmung aller Arbeitenden und Lernenden; in diesem Kampf und in der Wahrnehmung von Mitbestimmungsrechten wachsen Einblick, Lenkungsfähigkeit und damit das Selbstbewußtsein.

Das antiimperialistische humanistische Menschenbild ist von entscheidender orientierender Bedeutung im Kampf um neue Bildungsinhalte als Hauptaufgabe einer demokratischen Bildungsreform; ebenso in der gewerkschaftlichen Bildungs- und Schulungsarbeit. Auch im Kampf um die Mitbestimmung in den Massenmedien und Kulturkonzernen und bei der Entwicklung der Zusammenarbeit der Arbeiterklasse mit fortschrittlichen Kulturschaffenden bildet es ein entscheidendes inhaltliches Kriterium. Auf der anderen Seite tragen breite Aktionen gegen Kulturkonzerne wie die Kampagne zur Enteignung Springers dazu bei, die Verbreitung verzerrter und desorientierender Menschenbilder zurückzudrängen.

Schon heute läßt sich im antiimperialistischen Kulturschaffen die immer wichtiger werdende Tendenz erkennen, über die realistische Darstellung der Arbeits- und Ausbeutungswirklichkeit hinaus vorzustoßen zur Gestaltung der nicht nur leidenden, sondern auch ihre Interessen vertretenden und kämpfenden Menschen. Das gilt für aktivierende Agitations- und Liedtexte ebenso wie für die Gestaltung einzelner Figuren: in Literatur, Film, Bildender Kunst.

Die vielfältigen Formen des antimonopolistischen Kampfes in der Bundesrepublik sind Ausdruck eines realen Humanismus; sie allein bringen uns dem Ziel einer Gesellschaft näher, in der die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist. In dieser Bewegung bilden sich schon heute neue, menschlichere Verhaltensweisen heraus. Sie sind Beispiele dafür, was die arbeitenden Menschen im Positiven aus sich machen können, und zugleich vorzüglicher Gegenstand eines wirklich volksverbundenen, konkret humanistischen künstlerischen Schaffens.

(nach der Melodie des Seifenliedes zu singen)

Einst hatten die braunen Brüder
ein braunes Reich sich gebaut;
das hätten sie gerne wieder
und trommeln schon wieder laut.

Sie schlagen Schaum,
sie seifen ein,
sie waschen ihre Hände wieder rein.

Sie reden von Deutschlands Stärke
und meinen die Barbarei.
Sie besitzen Fabriken und Werke
und fühlen sich mächtig frei.

Sie schlagen Schaum,
sie seifen ein,
sie waschen ihre Hände wieder rein.
Der Freiheit, die sie meinen,

stinkt's Hakenkreuz voran.
Noch proben sie im kleinen,
so fing es auch damals an.

Sie schlagen Schaum,
sie seifen ein,
sie waschen ihre Hände wieder rein.

Schon fällt wieder alles in Scherben,
formiert sich das braune Pack,
des Dritten Reiches Erben,
gedeckt von Gangstern im Frack.

Sie schlagen
sie seifen ein,
sie waschen ihre Hände wieder rein.

Es schwelgten die braunen Brüder
nur einmal in Blut und Dreck.
Das dulden wir niemals wieder:
Der braune Spuk muß weg!!

Wir sind bereit!
Wir packens an:
wir lassen die Faschisten nicht mehr ran.

I

Kürzlich habe ich einen Bummel durch Hamburger Buchhandlungen gemacht. Gleich in der ersten habe ich die Verkäuferin gefragt: „Haben Sie Arbeiterliteratur?“ Die Verkäuferin war ratlos und verwies mich weiter an den Chef: „Der Herr fragt, ob wir Arbeiterliteratur haben!“

„Was meinen Sie bitte?“ — „Literatur speziell für Arbeiter!“ — „Tut mir leid, mein Herr, führen wir nicht!“

Ähnlich erging es mir in der nächsten und in der übernächsten Buchhandlung. In der vierten wußte man endlich Rat. Eine Buchhändlerin zeigte mir — den neuesten Band von Hildegard Knef. Aber den wollte ich nicht.

„Und warum nicht?“ — „Ich möchte gern etwas über das Leben der Arbeiter lesen, wissen Sie, der Leute, die Tag für Tag acht Stunden an der Maschine stehen, und ich vermute, die kommen bei Hildegard Knef nicht vor!“ — „Wie Sie meinen, mein Herr!“

Dann habe ich den Spieß umgekehrt. In der nächsten Buchhandlung habe ich mich als Vertreter der Werbe- und Literaturvertriebsgesellschaft vorgestellt und dem Leiter interessante Neuerscheinungen von westdeutschen Arbeiterschriftstellern angeboten.

„Das tut mir leid“, war die Antwort. „Das geht bei uns bestimmt nicht. Hier bei uns in der Innenstadt, da verkehrt ein anderes Publikum. Da kommt kein Arbeiter!“

Auf dem Nachhauseweg schaute ich in der Staats- und Universitätsbibliothek vorbei. Im Schlagwortkatalog, unter mehreren hunderttausend Stichwörtern, fand ich als Literaturangabe nur eine Anthologie aus dem Jahre 1922. Wallraff, von der Grün, Willi Bredel, keiner war aufgeführt.

II

Wer in bürgerlichen Buchhandlungen ein- und ausgeht, regelmäßig die „Zeit“ und den „Spiegel“ liest und seinen Marcuse brav geschluckt hat, nimmt die Arbeiterklasse literarisch nicht wahr. Für Arbeiter zu schreiben, halten die meisten Autoren für vergebliche Liebesmüh. Sie meinen, Arbeiter haben keine Literatur und brauchen auch keine, und wenn schon, dann höchstens politische. Belletristik kommt nur für die höheren Stände infrage, sie ist eine bürgerliche Angelegenheit.

Ich habe andere Erfahrungen gemacht. Ich bin im Arbeitsprozeß der vergangenen Jahre zum Ergebnis gekommen: die westdeutschen Arbeiter und Angestellten brauchen eine eigene Literatur, sie brauchen realistische, zum Nachdenken und

zum Handeln ermutigende Gedichte, Glossen, Reportagen, Erzählungen, Romane und Theaterstücke. Und zwar so viel wie möglich.

Natürlich ist mir die Arbeiterklasse nicht gleich um den Hals gefallen, als ich ihr meinen ersten Text gewidmet hatte. Im Gegenteil: das erste Gedicht, das ich einer von Kommunisten gemachten Arbeiterzeitung geschickt habe, erschien, entsprechend zubereitet, einige Wochen später auf der Leserbriefseite. Von einem anderen Gedicht fand ich in der Zeitung nur die gereimten Zeilen wieder, als Vorschläge für Losungen zum bevorstehenden Ostermarsch. Immerhin, das war für mich ein Beweis dafür, daß man für meine Sachen Verwendung hatte. Allmählich habe ich mich bemüht, das hochgeschraubte Agitprop-Pathos meiner Weltverbesserungsvorschläge herunterzudrehen; meine politischen Texte wurden aktueller und konkreter und waren mehr auf den Anlaß hin geschrieben. Wenn sie in der Aussage stimmten, konnte ich darauf hoffen, irgendwo in einer linken Zeitung gedruckt zu werden, gelegentlich sogar auf den politischen Seiten, zwischen Leitartikeln und Korrespondentenberichten.

Die Platzierung auf den ersten Seiten, zwischen den wichtigsten Nachrichten und Kommentaren, ist für ein politisches Gedicht, das aufklären, angreifen und zur Aktion aufrufen will, nicht der schlechteste Standort. Während die bürgerlichen Zeitungen literarische Texte allenfalls auf der Feuilletonseite oder in der Wochenendausgabe abdrucken, ist die progressive Presse — UZ, die tat und Deutsche Volkszeitung — eher bereit, anstelle eines Leitartikels ein ebenbürtiges Gedicht oder eine Graphik zu bringen. Das dient nicht nur der Auflockerung des Druckbildes, es kommt auch dem Bedürfnis der Leser nach nuancierter Argumentation und Agitation entgegen. Der häufig geäußerte Verdacht, der Arbeiter lese keine Gedichte, beruht auf einem Vorurteil. Wenn beispielsweise im Betrieb während der Frühstücks- oder Mittagspause die „Metall“-Gewerkschaftszeitung verteilt wird, gucken sich die meisten Kollegen zuerst oder am ehesten die letzte Seite an: dort finden sie neben einigen Glossen und Karikaturen den regelmäßigen Verskommentar von Herbert Mayer zur Lage der Arbeiter in der Bundesrepublik, und nicht selten findet sich ein Kollege, der die eingängigen Verse laut rezitiert.

Die Hamburger „Morgenpost“, eine sozialdemokratische Tageszeitung, die vor allem von Arbeitern gelesen wird, hat durch Umfragen festgestellt, daß ihre „Magazin“-Seite von über achtzig Prozent der Käufer regelmäßig gelesen wird und damit mehr Interessenten als die Sparten Lokales, Politik und Sport findet. Im vergangenen Winter hat die Magazin-Redaktion einige Monate hindurch täglich ein aktuelles Kurzgedicht abgedruckt, sie hat mit ihrer „Aktion ultrakurz“ das höchste Leserbriefecho gehabt und mehrere hundert Leser zur Nachahmung angeregt; ganze Schulklassen haben sich am Gedichtwettbewerb beteiligt.

Das Genre, das in der kommunistischen Presse der Zwanzigerjahre „Rotes Feuilleton“ genannt wurde, ist in der Bundesrepublik zur Zeit noch unterent-

wickelt. Für rote Witze, Glossen und Anekdoten, für alle Formen humoristischer Kleinkunst, besteht ein steigender Bedarf, und es gibt noch viel zu wenige Autoren, die sich mit dieser Aufgabe beschäftigen. Die bunten Seiten selbst fortschrittlicher Zeitungen unter Einschluß der Gewerkschaftspresse dienen allzu oft nur als Schuttabladeplätze für alle möglichen Kultursurrogate des Imperialismus. Sie demokratisch umzufunktionieren und mit rotem Pfeffer zu würzen, sollte sich kein Schriftsteller und kein Arbeiterkorrespondent zu schade sein.

III

Literatur und Kunst sind trotz des enormen und kulturzerstörerischen Einflusses der Monopolmedien auch bei den Jugendlichen nicht gänzlich abgeschrieben. Eine Umfrage der sozialistischen Arbeiterjugendzeitschrift „elan“ bestätigt ein relativ starkes Interesse an literarischen Beiträgen. Von 180 befragten Lesern, in der Mehrzahl Lehrlinge und junge Arbeiter, unterstützten 82 die Forderung „Mehr politische Gedichte und Lieder“. Ausdrücklich verlangt wurden Reportagen, Erzählungen und Buchempfehlungen.

Ein Hinweis auf literarische Versorgungslücken ist auch der überraschende Verkaufserfolg des von mir im Weltkreisverlag für fortschrittliche Lehrlings- und Schülergruppen herausgegebenen „Linken Lesebuchs“. Die Auflage von dreitausend wurde in wenigen Monaten zu zwei Dritteln verkauft, obwohl der Vertrieb fast ausschließlich über die Gruppen der SDAJ erfolgte. Zahlreiche Beiträge wurden in Lehrlings- und Betriebszeitungen übernommen, und in Hamburg und Elmshorn konnten es aufgeweckte Berufs- und Realschulklassen mit der Unterstützung aufgeschlossener Lehrer durchsetzen, daß das Lesebuch im Deutschunterricht eingeführt wurde. Von einem Schüler, der das Buch in seiner Deutschstunde kennengelernt hat, erhielt ich einen Brief, in dem er mich um die Klärung widersprüchlicher Aussagen bat und nach weiteren Informationen und Literaturangaben fragte.

In der SDAJ nimmt die Kultur- und Freizeitarbeit ständig an Bedeutung zu. Konzerte und Kulturveranstaltungen zählen zu den gegenwärtig massenwirksamsten Formen antiimperialistischer und antimonopolistischer Agitation. Gleichzeitig ist die kulturelle Selbsttätigkeit im Ansteigen. So waren unter 240 Mitgliedern der SDAJ, die im vergangenen Sommer aus allen Teilen der Bundesrepublik in die Sowjetunion gereist sind, 18 spontan bereit, an einem Kulturprogramm für die sowjetischen Gastgeber im Freundschaftslager Noorus bei Narva mitzuwirken. Berichte im Rundfunk und in der Presse bestätigten uns, daß in der Sowjetunion das Wiederentstehen von Elementen sozialistischer Kunst und Literatur in der Bundesrepublik als bedeutsamer Faktor in der ideologischen Auseinandersetzung eingeschätzt wird. Allerdings gibt es hierzulande gerade bei den aktivsten Jugendfunktionären die Tendenz, die Kulturarbeit als „vorpolitisch“ einzustufen und sie gegenüber dem „Schwerpunkt Arbeiterjugendpolitik“

zu vernachlässigen. Ein gewisser Einfluß ultralinken Kunstfeindlichkeit scheint mir in dieser Haltung unverkennbar.

IV

Im Dezember 1969 brachte der Hamburger Quer-Verlag unter dem Reiztitel „Sicher in die Siebziger Jahre“ eine Sammlung meiner „Straßentexte“ heraus. Wir hatten kaum gehofft, die Auflage von zweitausend Exemplaren ohne großen Werbeaufwand absetzen zu können; immerhin kommen Lyrikbände selbst in renommierten Verlagen selten über eine Verkaufsauflage von tausend hinaus. Trotzdem sind meine Straßentexte inzwischen fast vollständig vergriffen, nicht aufgrund werbewirksamer Zeit- oder Spiegelverrisse, sondern wesentlich dank der Aktivität einzelner Literaturverantwortlicher in Spartakus-, SDAJ- und DKP-Gruppen.

Das Echo der Genossen war für mich sehr ermutigend. In Bottrop, wo ich auf einer Lenin-Liebknecht-Luxemburg-Feier zu Arbeiterliedern der Hamburger Songgruppe eigene Gedichte und Glossen vortrug, wurden anschließend 93 Exemplare meiner „Straßentexte“ verkauft. Allerdings werden die Möglichkeiten des Literaturvertriebs außerhalb des bürgerlichen Buchhandels noch viel zu wenig genutzt. Ein entsprechender Informations- und Verkaufstisch sollte auf keiner politischen oder kulturellen Veranstaltung fehlen und nicht nur für die Genossen, sondern auch für interessierte Außenstehende ansprechend gestaltet werden. Der weitere Ausbau eines eigenen Literaturvertriebssystems ist eine vordringliche Aufgabe, die man nicht nur den Verantwortlichen überlassen sollte.

Auf den Informationsständen, die meine Wohngebietsgruppe in Hamburg-Eppendorf regelmäßig vor U-Bahnhöfen und Kaufhäusern durchführt, fehlt nach Möglichkeit auch die Belletristik nicht. Der Umsatz von „Werkheften“ des Oberhausener Arbeitskreises für Amateurliteratur, von Büchern aus dem Quer-Verlag und Heften der „Kleinen Roten Reihe“ der SDAJ übertrifft den Verkauf von Parteimaterialien um ein Mehrfaches. Damit halten wir gewiß keinen Interessenten vom Studium der DKP-Literatur ab, wir bieten ihm nur einen zusätzlichen Anreiz, sich mit unseren Auffassungen vielseitig auseinanderzusetzen.

Wie sehr Literatur, Kunst und Kultur zur ideologischen und moralischen Stärkung der Partei beitragen können, hat die erfolgreiche Lenin-Tournee des Roten Expreß der DKP im April 1970 bewiesen. Die antiimperialistische Revue mit dem Sänger Juri Dementjew vom Bolschoi-Theater, Vera Oelschlegel und ihrem Ensemble aus der DDR, den Düsseldorfer Conrads und dem Straßentheater Interpol aus Köln ist in vierzehn Großstädten vor insgesamt über fünfzehntausend Zuschauern aufgetreten; Agnes Hüfner und ich haben innerhalb des Agitationsprogramms politische Glossen und Gedichte vorgetragen. Für jeden von uns war die dreiwöchige Tournee eine gute Schulung, nicht nur was die ge-

meinsame Erarbeitung einer überzeugenden und parteilichen Konzeption angeht. Im Anschluß an jede Aufführung stand unser Programm zur Diskussion, und wir haben nach Möglichkeit versucht, Hinweise und Kritik sofort zu verwerten. Am Ende unserer Reise durch die Bundesrepublik hatte sich unsere Revue wesentlich verändert. Meine Textbeiträge habe ich mehrfach überarbeitet, ich habe sie gestrafft und schärfer pointiert und nach Möglichkeit versucht, konkrete, lokale oder aktuelle Anlässe einzubeziehen. Dazu boten informierende Gespräche mit den Genossen Stoff genug. Wie sehr wir schließlich angekommen sind, zeigte sich in Saarbrücken. Im Anschluß an unsere Aufführung kam ein Betriebszeitungsredakteur auf mich zu, wollte mir einen Fünzigmarkschein in die Hand drücken und erbat sich dafür meinen „DDR-Anerkennungssong“ für die Mai-Ausgabe. Er hat meinen Text auch ohne Honorar bekommen, und seither haben in der nämlichen Betriebszeitung schon mehrere Songs, Gedichte und Glossen aus dem Arbeitsalltag gestanden.

V

Daß es inzwischen über dreihundert regelmäßig erscheinende Betriebszeitungen der DKP gibt, ist kulturpolitisch von außerordentlicher Bedeutung. Allein diese Tatsache widerlegt das verbreitete Gerücht von der kulturellen Unmündigkeit der Arbeiterklasse: 300 Betriebszeitungen, das sind in der Praxis einige Tausend Arbeiterkorrespondenten, das ist ein Beweis für die kulturschöpferischen Fähigkeiten der Arbeiterklasse und demonstriert ihre Bereitschaft, der imperialistischen Bewußtseinsindustrie Paroli zu bieten. Oft werde ich von meinen Genossen nach Beiträgen für ihre Betriebszeitungen gefragt. Es fällt mir allerdings nicht leicht, ihre konkreten Wünsche zu erfüllen, weil mir die Arbeits- und Kampfbedingungen in den Großbetrieben nur ungenügend vertraut sind. Kollegen, die den betrieblichen Alltag aus eigener Anschauung und gewerkschaftlicher Kampferfahrung kennen, wie Richard Limpert, Kurt Küther, Josef Büscher, Artur Troppmann oder Günter Hinz sind mir gegenüber klar im Vorteil; ihre Verse kommen der betrieblichen Realität näher und berücksichtigen die Hör- und Denkgewohnheiten der Arbeiter sorgfältiger. Über den Textdienst des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt, der in regelmäßigen Abständen aktuelle Reportagen und Agitproptexte aus den einzelnen Werkstätten an Redaktionen weiterversendet, besteht auch für Betriebs- und Gewerkschaftszeitungen die Möglichkeit, ohne großen Aufwand an literarische Beiträge heranzukommen. Einzelne Werkstätten, zum Beispiel in Düsseldorf, Köln und Hamburg, haben auch schon im Kollektiv Artikel für bestimmte Betriebszeitungen ausgearbeitet, andere haben eigene Basispublikationen herausgebracht. Die Kölner Werkstatt hat im Winter eine Flugblattaktion gegen die Antistreikhetze der Bildzeitung gestartet. Im Laufe des letzten Jahres ist die Arbeit des Werkkreises wesentlich effektiver geworden, die Kontakte zu den Arbeiterorganisationen, zu den Gewerkschaften, zu Gruppen der Jungsozialisten und Naturfreunde, zur SDAJ

und zur DKP, haben sich verbessert. Unsere Hamburger Gruppe trifft sich bereits seit einigen Monaten im Gewerkschaftshaus und hat mit dem DGB auch bereits mehrere gemeinsame Veranstaltungen durchgeführt.

Für mich ist die Mitarbeit in der Hamburger Werkstatt eine nützliche Hilfe. Die schreibenden Arbeiter und Angestellten wissen oft weit besser als ein Berufsliterat, welche Probleme auf den Nägeln brennen, unter welchen Gesichtspunkten eine Frage diskutiert wird und welche Formulierung am besten ankommt. Von der Zusammenarbeit von Berufs- und Laienschriftstellern in den Werkstätten können ohne Frage beide profitieren.

VI

In den vergangenen zweieinhalb Jahren seit Konstituierung der DKP hat auf den meisten Kommunisten ein schönes Stück anstrengender Parteiarbeit gelastet. Sicher war ich nicht immer glücklich über die Fülle der dringend zu erledigenden Aufgaben: Hausbesuche, Flugblattverteilen, Zeitungsverkauf, Demonstrationen, Sitzungen und endlose Diskussionen. Aber im Nachhinein muß ich zugeben, daß diese aktive Teilnahme an der alltäglichen Kleinarbeit der Kommunisten zu einem wesentlichen Antrieb und Inhalt meines literarischen und journalistischen Schaffens geworden ist. Jeder Gruppenabend, das Gespräch auf der Straße, die Aussprache mit den Genossen aus dem Betrieb, die Teilnahme an gemeinsamen Beratungen oder die Ausarbeitung eines politischen Referats gibt mir neue Anregungen, die ich literarisch umzusetzen versuche. Meine zweite Buchveröffentlichung, die im Weltkreis-Verlag erschienenen „Faustregeln für Klassenkämpfer“, enthalten vor allem solche Versuche, die im Zusammenhang meiner praktischen Parteiarbeit entstanden sind: Gedichte und Glossen für Betriebs- und Wohngebietszeitungen, kurze Reportagen und Flugblatt-Texte. Die Verlagerung der Produktion auf das kleine operative Genre verführt allerdings leicht zum Schludern, sie verleitet zur Vernachlässigung ästhetischer Fragen. Gerade die kurzen und „leichten“ Formen der sozialistischen Alltagsliteratur verlangen unsere besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt und vertragen keine Laxheiten in der Gestaltung.

Kommunist wird man nicht über Nacht, und um ein kommunistischer Schriftsteller zu werden, braucht man wohlmöglich ein Leben lang. Mein erster Versuch literarischer Parteiarbeit hat mir viel Mühe gemacht, und mit dem Ergebnis war niemand so recht zufrieden. Als die Firma Kampnagel — Willi Bredels berühmte „Maschinenfabrik N & K“ — von der übermächtigen Konzernkonkurrenz übergeschluckt wurde und ein Teil der Arbeiter auf die Straße flog, bedrängten mich die Genossen, aus dem Fall ein Straßentheaterstück zu machen. Jemand besorgte mir eine Dokumentation über das Arbeitertheater der Weimarer Zeit, und ich klappte mir zusammen, was ich für den speziellen Zweck brauchen konnte. Das klappte leidlich, solange ich den Vorgang darstellte, mißglückte aber völlig, wo ich die Alternativen der Kommunisten szenisch vergegenwärti-

gen wollte. Eine Aufführung hat das Monstrum deshalb auch nie erlebt, nur eine Veröffentlichung in der von Agnes Hübner herausgegebenen Straßentheater-Sammlung in der „edition suhrkamp“.

Das nächste Mal, als ich zusammen mit Agnes Hübner und Gerd Peter für die Kürbiskern-Reihe die Rote-Punkt-Aktion in Hannover darstellen und erläutern sollte, war die Zusammenarbeit mit der Partei schon bedeutend leichter — und ergiebiger. Die Hannoveraner Genossen haben uns vom Anfang an bei der Herstellung unserer Dokumentation geholfen, sie haben uns viele nützliche Tipps gegeben, ihre Einschätzung mitgeteilt und uns unermüdlich bei der Zusammenstellung der Flugblätter und Materialien geholfen. Im Gegensatz zu den autoritären und ultralinken Gruppen, die uns nur gegen Bezahlung Auskünfte geben wollten, waren die Kommunisten jederzeit bereit, unsere Dokumentation zu unterstützen. Darum darf die DKP in Hannover unseren Bericht über die Aktion Roter Punkt, mit dem wir an einige Reportagebücher der Zwanzigerjahre wie „Sturm auf Essen“ oder „Barrikaden auf dem Wedding“ anknüpfen wollten, mit Recht auch als ihre Sache betrachten. Wesentlich von ihrer Aktivität hängt es ab, ob das Buch unter den Arbeitern und Angestellten der Stadt Verbreitung findet und mithilft, daß aus der Bürgerrechtsbewegung vom Juni 1969 Lehren für den gegenwärtigen und künftigen Kampf gegen das Großkapital gezogen werden.

VII

Mein Lehrstück über den zehntätigen Streik auf der Kieler Howaldtswerft im September 1969 „Wie man einen Streik organisiert“ geht auf die Initiative der DKP-Betriebsgruppe Howaldt zurück. Der Gruppenvorsitzende und Streikführer Helmut Schlüter hat mir das Thema schmackhaft gemacht, und als er mich von der Sache überzeugt hatte, rief er die ganze Gruppe extra zur Beratung unseres Projektes zusammen. Ursprünglich hatte ich an eine Art Dokumentarstück gedacht, aber die Kieler Genossen haben meine anfänglichen Vorstellungen behutsam korrigiert. Sie fragten, ob es wirklich lohnend wäre, bis ins Detail wiederzugeben, was sich in Kiel abgespielt hatte, und ob es nicht viel mehr darauf ankäme zu demonstrieren, wie man überhaupt einen erfolgreichen Streik organisiert. Wo liegen die Schwierigkeiten? Wie kann man ansetzen? Wo ist der springende Punkt? Wo muß man aufpassen? In diese Richtung ging das Interesse der Genossen; sie wollten nicht bloß wissen, was gewesen war, sondern daraus für die Zukunft lernen.

Ein solches Projekt war in der Tat interessanter als ein bloßes Dokumentarstück. Ich konnte die Erfahrungen aus anderen Streikkämpfen einbeziehen und studierte dazu ausgiebig die Streikstudie des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen. Die Genossen in Kiel verfolgten meine Arbeit mit Ungeduld und guten Ratschlägen.

Im Kommunisten Helmut Schlüter sehe ich den Revolutionär unserer Tage. Er

und seine Kollegen in der Streikleitung verkörpern für mich das Menschenbild des streitbaren Humanismus, das wir in den Mittelpunkt unseres literarischen und künstlerischen Schaffens stellen sollten. Genosse Schlüter ist der Typ des selbstlosen Kämpfers, kein blasser Doktrinär, sondern von ausgeprägter Vitalität und Individualität; über seine Witze lacht die ganze Werft. Für mich ist er die gestaltgewordene Aktionseinheit, listig im Umgang mit der Unternehmenseite, solidarisch und von grenzenloser Güte gegenüber den Kollegen.

Den meisten bürgerlichen Autoren ist ein revolutionäres Menschenbild fremd, und dieser Umstand hält sie von der Schaffung positiver Aktionsmodelle ab. Für mich ist klar, daß letztlich nur in der DKP die Menschen und damit auch die Vorbilder für die literarische und künstlerische Gestaltung zu finden sind, die diese Gesellschaft einschließlich der in ihr vorherrschenden Wolfsmoral von Grund auf verändern können.

Den Vorsitzenden unserer Wohngebietsgruppe in Hamburg-Eppendorf habe ich im letzten Jahr für eine *elan-Story* porträtiert. Ich habe meinen Bericht „Wie Paul dazukommt“, den exemplarischen Lebenslauf eines jungen Kommunisten, seitdem mehrfach in Grundorganisationen unserer Partei vorgetragen, und jedesmal hat er lebhaft Diskussion darüber ausgelöst, was eigentlich einen Genossen in der gegenwärtigen Situation auszeichnet. Das ist zweifellos eine für unseren Kampf wichtige Frage, und ihre richtige Beantwortung hilft den Kommunisten im Betrieb konkret, sich gegenüber den Kollegen beispielgebend zu verhalten.

VIII

Unsere Grundorganisation hat schon einige Male literarische Produktionshilfe geleistet. Rainer Hirsch, Sprecher der Hamburger Werkstatt, hat mehrfach Alltagserlebnisse unserer Genossen aufgezeichnet. Uwe Friesel und Richard Hey haben für ihr Hörspiel „Mitbestimmung“, das bereits an mehreren Sendern gelaufen ist, Diskussionen in unserer Gruppe aufgenommen, und auch Uwe Friesels Auftragshörspiel für die diesjährigen Ruhrfestspiele zum Thema „Chancengleichheit“ verwertet Erfahrungen unseres Gruppenvorsitzenden: er hat anschaulich erzählt, welche Schwierigkeiten sich ihm zuhause, bei den Kollegen und von seiten des Arbeitgebers entgegengestellt haben, als er sich die Teilnahme an einem gewerkschaftlichen Schulungskurs in den Kopf gesetzt hatte.

Im Frühjahr 1970 haben mich meine Genossen zum DKP-Kandidaten für die Wahl zur Hamburger Bürgerschaft nominiert. Ich habe mich in den Informationsmaterialien und Nachbarschaftsbriefen als Schriftsteller, der über das Leben der Arbeiter schreibt, vorgestellt und wurde auf Wahlveranstaltungen wiederholt aufgefordert, Proben meiner Arbeit vorzulegen. Während meiner Hausbesuche in meinem Wohngebiet habe ich sogar mehrfach meine „Straßentexte“ verkauft; die Leute waren offenbar überrascht, daß ein Kommunist Bücher schreibt, und wollten wissen, was drin steht.

Das Mitverfassen von Wahl- und Informationsmaterialien der Partei, von Auf-

rufen und Flugblättern verdirbt keinesfalls, wie bürgerliche Kollegen behaupten, den Stil. Es verhilft zu einer klaren und einfachen Sprache und lenkt das Augenmerk auf eine zentrale Frage unserer politischen und literarischen Arbeit: Wie machen wir unsere Position verständlich? Wie überzeugen wir die Menschen?

Die Wahlkampfhilfe, die wir Schriftsteller der DKP leisten, sieht anders aus als bei den bürgerlichen Parteien. Während die SPD sich damit begnügt, gegen gutes Honorar prominente Autoren zur Unterschrift unter ihre Wahlaufrufe zu verpflichten, ist unser Einsatz direkt und konkret. Wir schreiben, zusammen mit unseren Genossen, die Flugblätter selber und müssen sie meistens auch selber verteilen. Wir stehen selber Rede und Antwort und werden ganz anders gefordert. Wir werden gebraucht. Es ist nötig, daß wir unsere literarische und künstlerische Produktion noch näher an die Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit unserer Partei heranbringen und für eine vielfältige und vielfache Umsetzung unserer Politik in Liedern, Gedichten, Erzählungen und Stücken sorgen. Die Schwerpunkte unseres Kampfes gegen das Großkapital, für Frieden und Demokratie müssen auch zum Inhalt unseres Schreibens werden.

IX

Es ist sicher wenig sinnvoll, schon aus ökonomischen Gründen, seine literarische Tätigkeit auf den engen Kreis der Genossen zu beschränken. Ich bemühe mich, alle Formen zu nützen, und trage meine Gedichte überall dort vor, wo ich auf interessierte Zuhörer hoffen kann. Das ist außerhalb der DKP und der SDAJ vor allem auf Veranstaltungen der Gewerkschaftsjugend, der Naturfreunde und der Jusos der Fall; leider habe ich es bisher nur zweimal geschafft, zu Vertrauensleuteversammlungen in den Betrieb eingeladen zu werden. Die Kollegen im Ruhrgebiet sind da zweifellos weiter. So liest Josef Büscher alle drei Wochen zum Abschluß eines gewerkschaftlichen Lehrgangs in der IG-Bergbau-Schule Haltern.

Die Autorengruppe „Hamburg linksliterarisch“, der ich seit ihrer Gründung 1967 angehöre, hat in den vergangenen Jahren verschiedene Formen der literarischen Basisarbeit entwickelt. Wir haben Flugzettel mit Gedichten und Agitprop-
texten auf den Straßen und vor Betrieben verteilt, immer wieder Straßenlesungen, oft zusammen mit Fasia Jansen, der Hamburger Songgruppe oder den Liedermachern, veranstaltet und alle Gelegenheiten genutzt, in Schulen, Jugendhäusern oder Clubs öffentlich aufzutreten. Nicht zuletzt dank unserer kontinuierlichen Literaturpropaganda hat das Publikumsinteresse in Hamburg zugenommen, und zu den Lesungen, die der Schriftstellerverband regelmäßig „Auf dem Markt“ am Hamburger Mönckebrunnen durchführt, kommen meistens über tausend kritische und diskussionsfreudige Zuhörer. Als ich im vergangenen Sommer mit Arnfrid Astel zusammen politische Texte rezitiert habe, waren SDAJ-Mitglieder mit roten Fahnen erschienen, und die Polizei protestierte beim Schriftstellerverband gegen die „Politisierung“ einer Kulturveranstaltung. Einige Male

sind Uwe Wandrey und ich zusammen mit Franz-Josef Degenhardt aufgetreten. Ich halte die Verbindung von Lied und Text für eine ausgezeichnete Methode künstlerischer Massenarbeit. Autoren und Sänger werden in ihren Wirkungsmöglichkeiten gegenseitig gesteigert.

Der Quer-Verlag hat mit seinen preiswerten Ausgaben populärer Belletristik, mit seinen Lyrik-Postkarten und Plakaten wesentlich zur Verbreitung unserer demokratischen und sozialistischen Literatur beigetragen. Am meisten Erfolg hatte der Verlag mit den Heften der Eine-Marks-Reihe. „Garstige Weihnachtslieder“ sind 1970 zum dritten Mal aufgelegt worden, und wiederum wurden in einigen Wochen fünftausend Exemplare verkauft.

Nachhaltige Wirkungen hatte die Veröffentlichung der „Agitprop“-Anthologie im Frühjahr 1969. Die Sammlung, wie viele Einzelbeiträge, sind noch ganz vom abstrakt-utopischen Pathos der Studentenrevolte geprägt. Trotzdem war die Dokumentation ein wichtiger Anstoß für die Erneuerung der demokratischen und sozialistischen Literaturtradition in der Bundesrepublik. Ein Teil der jungen Autoren, die in ihren Beiträgen dazu aufriefen, die Schreibmaschine mit dem Gewehr zu vertauschen, sind inzwischen längst den Weg der Anpassung an die Normen der Dritten Programme gegangen. Andere haben ihr Engagement konkretisiert und sich mit der Arbeiterklasse verbündet.

Innerhalb der Entwicklung der politischen Literatur der Bundesrepublik war die Gründung der DKP ein Einschnitt: sie zwang die Autoren zur Entscheidung. Am Weg verschiedener linker Schriftsteller seit der APO-Rebellion 1968 läßt sich die Wichtigkeit einer konkreten Bindung des Literaturproduzenten an die Organisationen der Arbeiterklasse nachweisen. Nur wer aktiv am Kampf der Kommunisten teilnimmt, ist auf die Dauer in der Lage, auch literarisch seine Klassenposition unter Beweis zu stellen. Ein linker Schriftsteller, der kein Hofnarr sein will, gehört in die DKP!

Hans Werner Henze — Gespräch mit der Münchner Songgruppe

Zu einem Gespräch mit *Hans Werner Henze* hatte ich die Mitglieder der Münchner Songgruppe *Eleonore Vosz*, *Wolf Brannaskey* und *Erwin Jedamus* sowie den Musikkritiker *Hartmut Lück* eingeladen. F. H.

Hitzer: Bürgerliche Kritiker behaupten nach wie vor, Musik sei die Kunst, auf die gesellschaftliche Maßstäbe keine Anwendung finden könnten. Dabei übersehen sie, daß für Millionen Menschen Musik eine stärkere Anziehungskraft hat als die meisten anderen Kunstformen: das Schlager- und Pop-Geschäft erzielt schon vor Jahren Umsätze, die denen der Autoindustrie entsprechen. Hier zeigt sich: Musik ist ein massenhaftes Transportmittel für gesellschaftliche, politische, ideologische Beeinflussung. Die genannten Kritiker verweisen freilich diesen Teil der musikalischen Produktion in den Bereich der trivialen Unterhaltung, die mit Musik „an und für sich“ nichts zu tun habe. Wir haben hier das in der Literatur bekannte Verfahren: mit der Abtrennung trivialer Kunstformen von der „eigentlichen“ Kunst können und sollen die Gebildeten des herrschenden Systems unter sich bleiben, während die Millionen mit Hilfe dieser Medien von der Erkenntnis der Klassengesellschaft abgehalten werden. In der antiimperialistischen Bewegung ist die Einsicht in diese Zusammenhänge gewachsen — und mit dieser Einsicht haben demokratische und sozialistische Künstler begonnen, ihre Arbeit zu ändern, sie als einen Teil des Klassenkampfes zu sehen.

Vor unserem Gespräch hörten wir uns verschiedene Musikstücke an: Lieder der Münchner Songgruppe und Auszüge aus *El Cimarrón* von Hans Werner Henze. Gibt es hier Gemeinsamkeiten? Zwischen den verhältnismäßig einfachen, rasch lern- und singbaren Liedern und einem Stück, das von Berufsmusikern — und vorläufig nur von ihnen — gespielt wird?

Henze: *El Cimarrón* ist ein cubanischer Dokumentar-Roman; Esteban Montejo, ein alter Schwarzer, erzählt Miguel Barnet, einem jungen Revolutionär, sein Leben. Die Geschichte greift auf die erste Revolution Ende des vergangenen Jahrhunderts zurück und endet in der Gegenwart. Hans-Magnus Enzensberger hat aus Bruchstücken des Buches eine Textvorlage für die Musik gemacht. Ich schildere nochmals kurz den Inhalt der zwei kleinen Stücke, die wir vorhin hörten. Im ersten Teil beschließt der Held, sein Sklavenleben aufzugeben. Er greift den spanischen Aufseher an, wirft ihm einen Stein ins Gesicht und rennt davon — in die persönliche Freiheit, wo er feststellt, daß das nicht reicht: er bleibt weiterhin lohnabhängig. Das zweite Stück findet nach der entscheidenden Schlacht von Mal Tiempo im Befreiungskrieg gegen die Spanier statt. Die Cimarrones, die Sklaven, kämpfen mit den Messern, mit denen sie Zuckerrohr hauen. Nach gewonnener Schlacht ziehen sie in Havanna ein und merken den Betrug der rei-

chen Cubaner, die mit Hilfe der Nordamerikaner die Macht an sich gerissen haben und den Yankees das Land verkaufen.

Um diese Dinge bildhaft und eindringlich zu machen (besonders dem „ungebildeten“ Publikum) verläßt die Musik ihren traditionellen Spielraum. Latein-amerikanische Rhythmen werden „live“ zitiert, die Instrumentalisten, von kurzen Notenzeichen oder auch nur graphischen Parametern angeleitet, improvisieren, werden zu Akteuren. Als bekannt vorauszusetzende Symbole (Melodien z. B.) tauchen auf wie Leitfäden, erlauben es dem Hörer, „einverstanden“ zu sein und den Sinn der Sache nicht aus den Augen, oder besser aus den Ohren zu verlieren. Musikinstrumente werden spektakulär zu Arbeitsgeräten, auch zu Foltermaschinen, später verwandeln sie sich in Waffen. Alle Vorgänge, Steine, die fliegen, Machetes, die blitzen und scharf zuschlagen, besoffene Yankees in den Straßen der „befreiten“ Stadt Havanna, korrupte Pfaffen, das Ave Maria im Sklavenlager usw. usw., bekamen klanglich-bildhafte Entsprechungen: man hört und sieht gleichzeitig, man hört mit den Augen, sieht mit den Ohren.

Hitzer: Ist das Stück für die Opernbühne geschrieben?

Henze: Gar nicht; es ist ja auch nicht an einen großen Orchesterapparat gebunden. Es ist mein erster Versuch, mit Mitteln zu arbeiten, die sich wie eine Beat-Band transportieren lassen, in einem VW-Bus. Nur ein Sänger — Rezitator, Vokalist — und drei Spieler sind erforderlich. Und hier beginnt für mich eine neue Erfahrung, auf deren Ausgang ich gespannt bin.

Mit diesem Stück werden wir in Süditalien eine Tournee machen. Wir wollen Kleinstädte und Dörfer besuchen, in denen es praktisch nur eine Kultureinrichtung gibt: die *Case del Popolo* der KPI. Im ganzen Land wurden für kulturelle Zwecke Klubhäuser gemietet, teilweise gibt es sogar klubeigene Häuser, die der Partei gehören. Das trifft vor allem für die industriellen Zentren zu. Im Norden, in der Emilia zum Beispiel, ist das hochentwickelt. In 20 Jahren permanenter Kulturarbeit hat die Arbeiterklasse sich dort Kultur zu eigen gemacht: in mühevoller, regelmäßiger Arbeit mit Filmen, Ausstellungen, literarischen Lesungen, Konzerten usw. haben sich dort die Arbeiter ein höheres kulturelles Niveau erobert, mehr künstlerische Erfahrungen gemacht und Bedürfnisse entwickelt als der Bourgeois, der nicht mehr neugierig ist, der satt ist und sich nicht interessiert, außer für das Fernsehen.

So weit sind wir im Süden natürlich noch nicht. Die Arbeit dort ist schwerer, auch die der Cimarrón-Gruppe wird auf viele Probleme stoßen. Wie wird eine solche Musik wirken, die ja nicht leicht eingeht, und die vor allem bei der Landbevölkerung zu einem Publikum kommt, das anders als im Norden so gut wie gar keine Erfahrung mit Kunst gehabt hat? Aber es ist ja die Geschichte eines cubanischen Landarbeiters, dessen Situation von ihrer eigenen gar nicht so weit weg ist. Wir werden es dort in spanischer Sprache machen, die der Darsteller des Cimarrón beherrscht (italienisch kann er nicht); der dortige Dialekt enthält eine Menge spanischer Elemente, das hilft, aber besser wäre es in Italienisch, schade,

daß das nicht geht. Wir müssen sehen, ob die Zuhörer, die neue Musik nicht gewöhnt sind und den Text nicht völlig verstehen werden, den Inhalt aufnehmen. (Wir werden jede Szene auf Italienisch erklären.) Und, wie gesagt, sind in dieser Komposition die Dinge so angelegt, daß sie das Verständnis erleichtern. Der Text ist einfach, die bildlichen Elemente dominieren, das heißt, die Aufführung der Musik hat mit Sachen zu tun, die das Auge fesseln. Man ist daran interessiert zu sehen, wie die Musik gemacht wird, der Arbeitsprozeß des Musik-Machens soll dem Zuschauer helfen zu verstehen, worum es geht. Wir machen das als politische Arbeit. Finanziert werden nur Verpflegung und Quartier und der Transport. In der Bundesrepublik gibt es so etwas wohl kaum.

Lück: Keineswegs; in der Bundesrepublik ist das Musikleben weitgehend klassenspezifisch organisiert. Es gibt Konzerte und Opernaufführungen für die Bourgeoisie, für eine gebildete Elite. Die Mehrheit wird mit Schlägern und bis zu einem gewissen Grad mit Pop-Musik abgespeist. Und es gibt kaum Versuche, diese klassenspezifische Trennung zu durchbrechen. Hinzu kommt, daß es auch unter den jüngeren Komponisten in Westdeutschland kaum Leute gibt, die den Anfang machen und aus dem traditionellen Konzertsaal herausgehen, die verfestigte Bindung mit einem eher konservativen Publikum durchbrechen und sich ihr Publikum in anderen Bevölkerungsschichten erobern, in der Arbeiterklasse, bei der Jugend. Der Grund dafür dürfte darin liegen, daß bei uns 25 Jahre eine systematische Entpolitisierung betrieben wurde, vor allem bei der Arbeiterschaft — durch die etablierten Bonner Parteien, aber auch durch die Politik der Gewerkschaftsspitzen. So gibt es bei uns die politische Brisanz kultureller Programme nicht, und schon gar nicht die politische Brisanz musikalischer Programme, wie sie in Italien gegeben ist.

Jedamus: Man sollte dabei die besonders extremen Formen des Kalten Krieges, den Antikommunismus, das Verbot der KPD nicht vergessen. Vor diesem Hintergrund agiert die rechte Sozialdemokratie, die, wie man heute sieht, die Arbeiterbewegung vollends in das System des Spätkapitalismus einpassen will. Das wirkte sich natürlich auch in den Gewerkschaften aus.

Trotzdem würde ich sagen, daß es bereits einige Erfolge gibt, etwa mit dem Lied politisch zu wirken. Die Songgruppe hat die Erfahrung gemacht, daß das politische Lied, das Volksliedelemente berücksichtigt, die Leute aufmerksam macht. Wer Kinder auf Straßen singen hört — gerade in Arbeitervierteln — weiß, daß Volkslieder noch durchaus lebendig sind. Ich meine, man kommt auf diesem Weg weiter als mit den Versuchen, sich der Pop-Musik anzugleichen. Die meisten linken Liedermacher verwenden auch mehr und mehr Elemente der Volksmusik.

Vosz: Das stimmt, vor allem prägen sich diese Lieder leichter ein. Aber wir dürfen doch nicht übersehen, daß Pop-Musik einen kolossalen Einfluß ausübt. Und das dürfen wir nicht denen überlassen, die mit diesem Einfluß das System stabilisieren wollen.

Lück: Auf der anderen Seite zeigen Experimente mit klassischer Musik in der politischen Bildungsarbeit mit Lehrlingen in welchem Maß hier — vor dem Hintergrund ständig einseitiger musikalischer Berieselung — Aggressionen ausgelöst werden, vor allem bei neuer Musik. Das liegt daran, daß die Menschen nicht gewöhnt sind, Musik bewußt zu hören. Musik — da spielt Pop eine große Rolle wie die ganze Skala der U-Musik — ist für sie Background. Sie wird aufgenommen als angenehme Begleiterscheinung bei anderen Beschäftigungen, während des Essens, beim Rasieren, beim Lesen, bei der Arbeit. Der gedankliche Prozeß, der in der Musik steckt, wird gar nicht wahrgenommen. Musik sollte aber möglichst bewußt und geschichtlich angehört werden.

Henze: Das ist aber eine große, vielleicht einstweilen zu große Forderung. Um Bewußtsein geschichtlicher und gedanklicher Prozesse zu erreichen, muß man doch wohl anderswo ansetzen als ausgerechnet bei der Musik. Geben wir uns keinen Illusionen hin: Musik geschichtlich hören und gedanklich verstehen zu können, bedeutet am Ende eines globalen Prozesses zu stehen. Im übrigen wundert es mich, daß sich bei jungen Menschen Aggressionen gegen neue Musik entladen haben sollen. Vielleicht lag es an den Umständen des Experiments, an den Veranstaltern des Experiments, an der Wahl der Stücke? Wer ist schon gerne Gegenstand von Experimenten, die nicht den gesamten sozialen Zusammenhang sehen? Haben sich die Lehrlinge vielleicht gelangweilt? Vielleicht waren das Unbekannte und Unbequeme derart enorm und haben den Hörer verunsichert, so daß er sich wehrte: „Das will ich nicht, ich will nicht Musik hören, die Sachen enthält, die ich nicht begreife, die nicht in meine Welt gehört. Ichweigere mich, mich anzustrengen, jedenfalls bei Musik will ich ausruhen“ usw.

Jedamus: Aber das kommt doch auch daher, daß Beat, Pop, Schlager diese Sperren ständig erzeugen: Ich will mich nicht anstrengen. Brauch ich auch nicht, sondern lediglich die 20 Mark für die neueste Pop-Langspielplatte. Auf dem Markt kommt ja immer eine „Sensation“ nach der andern, neue Stücke, neue Bands, neue Moden. Das schafft falsches Bewußtsein. Und dabei tut Pop-Musik so, als sei sie revolutionär. Die Zuhörer meinen dann, oder sollen meinen, daß sie *in* sind, als finde etwas statt: aber es findet gar nichts statt. Dazu kommt ein künstlich erzeugter Generationskonflikt, der in Wirklichkeit Ausdruck der Klassengesellschaft ist. Und mit einem Jugendkult, der sich revolutionär gibt, wird eine „Freiheit“ angeboten — durch Underground und Pop —, die aber nicht weiterführt, sondern betäubt.

Lück: Es geht nicht so sehr um den Anspruch dieser Musik, daß sie revolutionär sein will. Natürlich ist das zu einem Markenzeichen gemacht worden. Entscheidend scheint mir folgendes: wer die Musik hört, wer sie kennt, gehört zu einem Kreis von Leuten, die sich zusammengehörig fühlen, aber einander nicht kennen. Sie wissen Bescheid, haben so eine Art modernes Lebensgefühl, das weiter nicht definiert ist, auch nicht sozial. Vor diesem Hintergrund kommen wir wieder zum Thema. Egal, ob wir Protestsongs oder neue Musik machen: wie können wir die

eingefahrenen, musikalischen Hörgewohnheiten durchbrechen? Das gilt sowohl für die Hörgewohnheiten der klassischen und zeitgenössischen Musik als auch für die der Lieder, Songs und Schlager. Zum Beispiel werden Schlager ständig wiederholt, im Rundfunk und Fernsehen, mithilfe von Schallplatten und einer hoch entwickelten Schallplattenindustrie. Darin kommen auch Denkgewohnheiten zum Ausdruck, die sich durch massenhafte Wiederholung im Hörer stark festsetzen. Damit werden auch bestimmte Inhalte leicht geschluckt, halbbewußt. Wenn sich in der Masche eines Heintje oder Udo Jürgens Hörgewohnheiten von Jahrzehnten wiederholen, dann dringen die Inhalte nahezu mühelos ins Bewußtsein ein. Ähnlich verhält es sich bei der Pop-Musik, bloß ist das auf einem höheren technischen Niveau als die alte Schnulzenmusik, obgleich sie, ökonomisch gesehen, dieselbe Funktion erfüllt. Wer heute also Musik macht, steht vor der Frage, inwieweit müssen wir mit diesen Hörgewohnheiten rechnen. Inwieweit lassen sie sich einbeziehen, umfunktionieren.

Jedamus: Beat-Musik steht dem auch im Weg; sie ist doch hauptsächlich auf Betäubung angelegt.

Vosz: Ich bin nicht der Meinung, daß der Beat alles betäubt. Ich hör selber gern Beat, und es macht mir Spaß. Und vom Lennon gibt es auch klasse Texte, der ist halt ein bisserl dezenter als andere. Der Rhythmus begeistert und manchmal auch der Text. Es stimmt nicht, daß da immer betäubt wird.

Brannaskey: Ich halte „Hörgewohnheiten“ für ein Modewort, das in der letzten Zeit eingeführt wurde. Was ist das? Wir gingen doch von der Frage aus, was wir tun können. Soweit sind wir doch gar nicht voneinander weg: Henze macht neue Musik und wir machen Lieder mit verhältnismäßig einfachen musikalischen Mitteln. Aber beide Male verwenden wir Sprache und Musik nicht gegeneinander, sondern in politischer Absicht. Wenn wir auf der Ebene der musikalischen Mittel weiter diskutieren, kommen wir rasch zu einer formalen Diskussion, die sich auf ästhetische Kategorien und die sogenannten Hörgewohnheiten beschränkt. Wir müßten in beiden Fällen vom Inhalt her definieren. Ein Inhalt, der Klassensituationen hier und heute darstellt, führt zwangsläufig zu neuen Formen. Ich stimme dem zu: einfach dem Beat einen neuen Text unterlegen, führt nicht weiter. Ich weiß nicht, wie der Weg im Einzelnen verlaufen wird, stelle mir aber vor, daß es Möglichkeiten geben muß, den Beat mit zu nutzen, ihn aus seiner jetzigen Funktion heraus zu verändern. Es geht nicht mit einer einfachen Übernahme der Rhythmen oder bestimmter Harmoniefolgen, das ist ja nunmal ein festgefügtes Ganzes. Seine Entwicklungsfähigkeit setzt doch theoretische Arbeit voraus. Denken wir nur an die Arbeiten von Dessau und Eisler. Ich sehe nicht ein, warum wir den Weg nicht finden, aus den — ich benutze nochmals den Begriff — Hörgewohnheiten der Gegenwart herauskommen, weiterkommen. In der Negation werden wir den Weg nicht finden, auch wenn wir noch so viel politische Ansprüche erheben. Dem Bedürfnis nach Beat müssen wir uns stellen, aber nicht unbedingt von der musikalischen Seite her, sondern vom Inhalt.

Hitzer: Ob wir das jetzt Hörgewohnheiten, Konsumverhalten und ähnliches mehr nennen, ist zunächst, für unser Gespräch, nicht entscheidend. An einer Tatsache kommen wir alle nicht vorbei: In diesem System hören Millionen Menschen eine Musik, die die Aufnahme von inhaltlich und formal anspruchsvolleren Stücken stark begrenzt. Das ist zweifellos die Folge der Bildungsbarrieren, hängt zusammen mit der Monopolisierung der Kulturindustrie. Und die Entwicklung, die Veränderung bestehender Formen durch neue — durch die Klassenverhältnisse vorgegebene — Inhalte wird auch nicht alleine in der Musik vonstattengehen. Dort zu politisieren, wo etwa Schlager, Pop und Beat von der Wirklichkeit ablenken, mit einer im Grunde unerträglichen Klassengesellschaft versöhnen, wird nicht nur mit Musik gelingen, ebensowenig wie diese Musik allein die Politisierung verhindert. Jede Tätigkeit, die das Klassenbewußtsein der Arbeiter befördern soll, muß mit geeigneten Mitteln am bestehenden Bewußtsein anknüpfen, natürlich nicht, um es zu bestätigen, sondern um es weiterzuführen.

Jedamus: Denken wir an die traditionellen Kampflieder der Arbeiterbewegung: es waren ursprünglich Soldatenlieder, die für den Klassenkampf umfunktioniert wurden. Beat ist dagegen stark verwurzelt mit dem von der Industrie hergestellten Freizeitsektor. Und das ist doch ein Unterschied. In den Liedern, die ich mache, sehe ich mithilfe des Beat keinen Weg. Ich sehe den Beat als eine der stärksten Waffen zur ideologischen Beeinflussung der Jugend — gegen eine Entwicklung von Klassenbewußtsein.

Hitzer: Werden klassenbewußte Jugendliche durch den Beat abgehalten, weiterzukämpfen? Es gibt auch genug Beispiele, wo Jugendliche aus Protest gegen das Abspielen von militaristischen Soldatenliedern in Kneipen Beatplatten auflegten. Vielleicht liegt hier auch das Problem, daß ein großer Teil alter Kampflieder der Arbeiterbewegung — umfunktionierte Soldatenlieder — keine breite Resonanz finden. Sowohl Eisler als auch Dessau versuchten das schon in den zwanziger Jahren weiterzuführen. Außerdem enthält der vom Kapital benutzte Beat, trotz nachhaltiger Kommerzialisierung und Nivellierung, Elemente der Arbeits- und Protestlieder der amerikanischen Neger. Kampflieder müssen nicht unbedingt Marschlieder sein, obgleich man dazu besser marschieren kann als zu Rhythm and Blues.

Vor allem dürfen wir nicht vergessen, wie schwierig die Ansätze an deutsche Volkslied- und Arbeiterkampfliedtradition sind, nachdem der Faschismus hier in einer Weise Mißbrauch getrieben hat, die nahezu einer Zerstörung gleichkommt.

Brannasky: Im Grunde kann jede kulturelle Äußerung mißbraucht, das heißt von der herrschenden Klasse eingesetzt werden. Es geht also nicht nur um Beat. Die machen Geschäfte und ihren Profit, wo sie nur können. Man sollte also keineswegs von den formalen Argumenten ausgehen: dies oder das ist ein Instrument des Imperialismus. Wichtig ist: Welche Möglichkeiten gibt es, um dies oder das in unserem Sinn zu gebrauchen?

Henze: Du mußt doch dem Feind die Waffen wegnehmen, so ist es doch. Da braucht man sich nicht zimperlich anzustellen in dieser Phase des Kampfes. Vermeiden die Genossen der Befreiungsfront den Gebrauch von Maschinengewehren, weil diese zufällig ein amerikanisches Fabrikat sind?

Ich bin für das Umfunktionieren. Kann mir vorstellen, daß Beat-Musik und mit ihr alles, was die Bewußtseinsindustrie auf den Markt wirft, zu solcher Veränderung taugt und daß man ihren ursprünglichen „Sinn“ oder Zweck wie Waffen gegen sie selber richtet. Schaut euch an, was die Cubaner machen, mit Elektronik auf Massen-Meetings, mit ihrer avantgardistischen Graphik. Selbst die ehemalige Rundfunk-Reklame ist geblieben: in der Taktik, mit der früher Warenanpreisungen über den Äther gingen, werden heute Slogans der Revolution ausgestrahlt. Dies nur als Beispiel. Mich haben die Cubaner da sehr ermutigt. Habe gerade ein Stück gemacht — „der langwierige Weg in die Wohnung der Natascha Ungeheuer“ —, auf einen Text von Gastón Salvatore, bei dem ich zahlreiche „Manieren“ der systemimmanenten Avantgarde-Musik gebrauche, um das Selbstportrait eines Linksbourgeois mit seinen Utopien und Verzweiflungen zustande zu bringen.

Das schwer zu überwindende Element eines bürgerlichen Schönheitsprinzips, das im Beat genauso steckt, wie in der „ernsten“ Moderne, scheint mir der Beobachtung wert: Schön, das ist die Kunst der Reichen, häßlich, das ist die Kunst der Armen. Die bürgerliche Ideologie, und also mit ihr die ganze Kunstauffassung, versteht unter Schönheit ein Streben nach Perfektion, nach dem Kostspieligen, dem Besonderen, sie beinhaltet die Fabrikation von egozentrischen Träumen und sie braucht egozentrische Träumer. Die elektronischen Wunderwerke des Beat gehören in dieses Konzept genauso wie die hochpolierten Sinfonieorchester (mit ihrer so bewunderten militärischen Disziplin), die pausenlos immer die gleiche Literatur (die die Bourgeoisie gestohlen hat) reproduzieren oder die elitären pseudobuddhistischen Meditationen. Die Schönheit ist heute: ausgeflippt sein. Die Armut ist heute: wach werden, skeptisch sein, sich nicht einfangen lassen.

Hitzer: Vergessen wir nicht die soziale Zusammensetzung der Beat-Band-Mitglieder. Es sind doch oft gerade Jugendliche aus der Arbeiterschaft, die mit der Technik solcher Bands eine eminent wichtige kulturelle Betätigung finden, ihren Spaß, und in ihrer Freizeit noch etwas Geld zu der mageren Lehrlingsentlohnung dazuverdienen. Mit der Selbstbetätigung setzt doch ein Prozeß ein, der weiterführen kann, als wenn man nur bedient und berieselt wird. Mit der Beherrschung der Technik und des Sounds wird man an Grenzen herangeführt, die auch neue Bedürfnisse wecken, zum Beispiel was Texte betrifft.

Vosz: Es kommt darauf an, daß der Text einfach ist und ihrer Situation entstammt. Die Musik ist ihnen vertraut, sie hören hin. Wenn ein Text dazu kommt, der sie betrifft, der ihre wirkliche Lage schildert, dann mobilisiert das.

Brannasky: Sind wir jetzt nicht ein wenig auf den Beat fixiert? In einer Nürnberger Kneipe trifft sich regelmäßig ein Gesangsverein. Die Leute haben ein über-

regionales Zentralorgan — ihre Zeitung über die Bewegung der Gesangsvereine, deutsche Sängerbünde und so. Da waren Fotos von Chören: die Mitglieder waren Jugendliche zwischen 12 und 20 Jahren. Das sind keine Gruppen von fünf bis sechs Leute, sondern Chöre. Jetzt frag ich mich: Warum gehen junge Leute, trotz der gewaltigen Bedeutung der Beat-Musik, in solche Gesangsvereine? Ich nehme schon an, daß sie zuhause Beat hören, andererseits aber in solchen Chören organisiert sind. Und die sind oft ziemlich reaktionär ausgerichtet. Fahren an die „Schandmauer“ nach Berlin, schauen sehnsuchtsvoll in die besetzten Ostgebiete. Dieses Gesangsvereinswesen ist stark ausgebildet, vor allem auf dem Land, in Mittel- und Kleinstädten. Und was die Leute machen, ist Kultur — wie sie sagen, pflegen sie das deutsche Volkslied. Was tun wir hier? Wieviel Arbeiterchöre gibt es denn heute? Welche neuen Lieder singen sie denn? Welche Anregungen erhält zum Beispiel der Münchner Gewerkschaftschor?

Henze: Nebenbei bemerkt: Einer der größten Komponisten des 20. Jahrhunderts war Chefdirigent der vereinigten Arbeiterchöre in Wien: Anton Webern. Wir haben eine Reihe verschiedener Probleme angesprochen, die sich für uns alle stellen oder besser gesagt, mit denen wir uns auseinanderzusetzen haben. Meine „Bildung“, mein Musikdenken, mein Dasein ist von der Bourgeoisie determiniert. Die Arbeiterklasse hat allen Grund, der ganzen Kunst aus den letzten Jahrhunderten und aus der Gegenwart mit Mißtrauen zu begegnen, war und ist sie doch ein Ausdruck der bürgerlichen Herrschaft. Erst nach der Revolution kann und muß das ganze Material auf seine Brauchbarkeit hin analysiert werden. Ich befinde mich also in einer schwierigen und widerspruchsreichen Lage, und mit mir befinden sich alle Künstler, ausnahmslos, in dieser Lage. Wer von uns dem Volk dienen will, muß sich verändern, sich und seine Arbeit. Vielleicht kann sie auf verschiedenen Gleisen verrichtet werden, in Kontemplation, dann kritisch und aggressiv im reaktionären Überbau, und vor allem dienend und studierend beim Lernprozeß, als Lernender, an der klassenkämpferischen Basis. Was wir da aber mit unseren Büchern, Bildern und Musiken tun können und wie wir diese Werke anlegen, das setzt ein tiefes und demütiges Verständnis der intellektuellen Probleme des Arbeiters voraus. Ein paar Fragen, die noch nicht beantwortet sind, gehen in diese Richtung: Was können wir einem Arbeiter bedeuten: Was können wir ihm sagen? Wie können wir es ihm sagen? Was teilt sich ihm mit? Wenn wir in der Klärung dieser Probleme (ich meine noch nicht einmal: Lösung dieser Probleme) nicht weiterkommen, leben wir, die Künstler, seltsame Einzelfiguren (mit einem Hang zum Einzelkämpfertum) weiterhin in diesem Vakuum, Marxisten vielleicht, aber ohne Kommunikation mit der Klasse, auf die es ankommt. Wenn die Kommunikation nicht zustandekommt — und ihr Zustandekommen hängt nicht von der Arbeiterklasse ab, sondern von uns, das Versagen ist unser, nicht der Arbeiter — nützt auch der luzideste Theoretiker nichts. Das ist das Problem.

In der musikalischen Praxis sähe das also so aus: den Kontakt mit den Arbeitern

suchen (da können die Organisationen helfen) und herausfinden, was gebraucht wird, was nützlich ist, was an Hörvoraussetzungen existiert, auf denen man aufbauen kann.

Lück: Das wirft auch die Frage der Verbreitung auf. Durch welche Medien kommt diese Musik — egal, ob es ein Lied der Songgruppe oder ein Stück von Henze sei — an den Adressaten Arbeiter heran? Ich meine die Schallplatte spielt hier für uns eine große Rolle, die man ja auch für Montage von Stücken benutzen kann. Durch Schnitte können dokumentarische Aufnahmen eingblendet werden, durch die das Bewußtsein sozusagen blitzartig erhellt werden kann. Wenn man also Musik einsetzt und plötzlich ein Zitat von Barzel oder Strauß einschneidet und danach wieder ein Stück Musik bringt, entsteht eine Verfremdung beider Elemente, die Bewußtsein weckt.

Brannaksy: Unser gegenwärtiger Kampf geht um die Schaffung eines, wie wir's nennen, demokratischen, antimonopolistischen Bewußtseins. Das gelingt uns mit wechselndem Erfolg. Jedenfalls bedingt es den unmittelbaren Kontakt des Agitators mit dem, der agitiert werden soll. Der Schwerpunkt liegt im Kontakt mit den Menschen. Die Schallplatte hat ihre Funktion. Von blitzartigen Mobilisierungen des Bewußtseins mit der Schallplatte halte ich wenig. Gegenwärtig wird das Bewußtsein in der Arbeiterklasse nur dann „blitzartig“ wach, wenn es um eine 15⁰/ige Lohnerhöhung geht.

Lück: Du hast mich mißverstanden. Ich meine nicht, daß wir mit einem Schnitt den Hörer zu einem Ruck um drei Zentimeter nach links bringen. Es geht um ein technisches Verfahren, mit dem wir rechnen müssen, weil es der Gegner mit Erfolg praktiziert.

Hitzer: Der hat aber nicht nur das Verfahren, sondern auch die Sendeanstalten und künftig auch Kassetten und Satelliten. Und wir können unseren Kampf nicht nur auf der Straße führen. Fernsehen, Funk, Opernhäuser und das Theater sind genauso Tribünen des Klassenkampfes, in denen heute vor allem die Bourgeoisie herrscht. Warum denn nicht mit allen arbeiten, die von der Politik der Monopole in der Entfaltung ihrer Fähigkeiten und Interessen mehr und mehr beschnitten werden? Warum nicht allen die Dringlichkeit solidarischer Aktion und Organisation klarmachen? Auch wenn sie noch keine Sozialisten sind. Trotzdem können sie verstehen, was die Misere und die Krise im Kulturleben bedeutet und wo realistische Ansätze zur Veränderung zu finden sind, und auch daß ein wichtiger Grund für das Fernbleiben der Arbeiter von höherer „Kultur“ unter anderem im Mangel an einem Repertoire liegt, das mit dem Leben zu tun hat.

Brannaksy: Mir fällt ein Beispiel ein. Es gibt unter Arbeitern Genossen, die mit „Kultur“ nichts zu tun haben wollen. Da war eine Gruppe in Moskau. Die wollte ins Bolschoi-Theater. Einer aus Rosenheim meinte: I hob gnu Theater dahoam. Das war ein politisch aufgeklärter Mann, der mitten im Klassenkampf steht. Die anderen haben ihn mit Biegen und Brechen mitgeschleppt. Der strahlte, als er wieder rauskam: das hob i mir ganz anders vorgestellt. In Berlin war ich mit

Genossen im Brecht-Ensemble. Die waren noch nie im Theater gewesen. Genau: das Theater war noch nie bei ihnen. Für sie war das halt ein Prunkbau im Zentrum. Wir haben die *Tage der Kommune* angesehen. Sie haben hinterher nichts gesagt, schön ihren Wodka getrunken und dann plötzlich: Also morgen gehen wir wieder ins Theater. Sie mußten zunächst eine Aversion überwinden. Ohne Zweifel ist es ungemein wichtig, auch zu den Leuten zu gehen, obwohl das nicht genügt. Ich finde Henzes Idee, bei *Cimarrón* mit einer kleinen Besetzung zu arbeiten, gut. Gerade wenn auch bekannte Künstler Stücke schreiben, die vielleicht sogar von Laiengruppen gespielt werden können, wäre das ausgezeichnet. In der Bundesrepublik gibt's inzwischen schon eine ganze Reihe solcher Gruppen, die regelmäßig vor Betrieben, in Wirtshäusern, in Parteiversammlungen auftreten. Zumeist sind das Leute, die tagsüber in die Arbeit gehen. Die Lieder — oft Zufallsgeschichten — werden nebenher geschrieben, an einem freien Wochenende. Und man muß auch Glück haben, wenn das dann ankommt. Besteht nicht die Möglichkeit, daß jemand, der sich hauptberuflich mit Musik beschäftigt, mit solchen Gruppen kooperiert?

Jedamus: Wir fahren Ende nächster Woche auf ein Seminar. Wir studieren neue Lieder ein und stellen unser nächstes Programm zusammen. Wir haben auch vor, neue Instrumente zu kaufen und damit zu experimentieren.

*

Beim Wochenendseminar wurde das Gespräch fortgesetzt.

Die Songgruppe probte ihr Programm und diskutierte über neue Wege im Gebrauch ihrer Mittel.

Henze: Die Nummer mit dem Lehrling finde ich fabelhaft. Auch andere Sachen. Etwa das Theodorakis-Lied. Wenn ich sowas machen sollte, müßt ich mir schon Mühe geben. Das Einfache ist am schwersten. Vielleicht kann ich in einer Sache etwas beisteuern; denn ich könnte instrumentale Mischungen mit dem vorhandenen Instrumentarium machen, auf die man nicht so ohne weiteres kommt.

Jedamus: Das wäre sehr wichtig. Eben mit unseren Mitteln.

Henze: Ich werde mir notieren, was Ihr spielen könnt, auch Stimmumfang etc. Vielleicht kommen wir auf mehr klangliche Abwechslung. Und dann muß ich Texte kriegen, das wäre alles — nein, nicht alles: es muß mir dann doch noch was einfallen. Beim Theodorakis ist mir eingefallen, ob man nicht so was versuchen könnte, was man in Vietnam macht, wo kleine Gruppen von einem Dorf zum andern gehen und kleine Stücke spielen. Natürlich ohne Kostüme und den ganzen Quatsch. Aber so, daß es verteilte Rollen gibt. Daß Dialoge entstehen, kleine Szenen, Lehrstücke, auf einfachster Basis.

Jedamus: Wir haben eine Nummer mit einem Sprechtext. Unsere Kapazität ist begrenzt, auch was die Proben betrifft.

Hitzer: Da kommen doch sicher auch Gruppen in anderen Städten in Frage, die sich solche szenischen Stücke mit Songs und Dialogen aneignen könnten.

Henze: Man müßte da offen bleiben. Gut wäre zunächst, wenn wir hier so etwas einmal ausprobierten.

Brannasky: Das mit den zwei Stunden pro Woche ist schon richtig. Aber, ob wir ein neues Lied einstudieren oder mal ein szenisches Stück mit Musik, das ändert ja am Arbeitsaufwand nichts. Mir scheint das möglich zu sein.

Henze: Sicherlich braucht man für diesen oder jenen Zweck einen neuen Song. Jedenfalls brauch ich von Euch die Texte. Ihr habt davon erzählt, daß Ihr in Kneipen auftrittet. Da könnte man natürlich Abwechslung reinbringen in dem Sinn, daß das Auge auch ein bißchen was geboten kriegt. Zum Beispiel bei dem Lehrlingslied könnten durchaus Bewegungen und kurze Dialoge dazwischen kommen: das meine ich mit szenischen Effekten.

Brannasky: Ich würde sogar noch weitergehen. Das Bread and Puppet-Theatre hat ja einiges entwickelt, was wir entsprechend umsetzen können. Die Conrads machen so was schon. Bei einem Weihnachtsstück haben sie das mit Erfolg angewandt. Unsere Bayern-Lieder sind zum Beispiel doch auf Komik angelegt. Da kann man doch was machen.

Henze: Als Mann mit Theatererfahrung kann ich Dir sagen: das ist leicht, da braucht Ihr gar nicht lange dran zu üben. Ich meine, das Vietnam-Lied von Süverkrüp, was Ihr vorher geprobt habt, ist viel schwieriger als drei Minuten Aktions-Musik. Bei einem so einfachen Lied kommen nur fürs Singen, wie Ihr selbst gemerkt habt, Interpretationsprobleme dazu. Das muß ganz genau stimmen, sonst kommt keine Wirkung zustande. Es gibt viele Sachen, mit denen man starke Wirkungen erzielen kann, ohne daß man sich halb zu Tode übt vorher.

Brannasky: Ein paar Grundvoraussetzungen sind halt, daß wir über vier bis fünf Instrumente verfügen, die gleichzeitig gespielt werden können.

Henze: Die kann man aber auch vermehren, durch Kombinieren und Hinzulernen neuer, einfacher Instrumente. Dann kann man auch komische und lustige Sachen einsetzen.

Jedamus: Den Großkopf vom Ammersee stell ich mir eigentlich ganz gut vor, wenn wir den durch den Song nicht nur lächerlich machen, sondern auch durch eine kurze Darstellung.

Henze: In Bayern gibt's sicherlich die Tradition der Bänkelsänger, die mit Bildern auftraten. Vielleicht macht noch der Zingerl mit. Jedenfalls bleiben wir bei Eurer Gruppe. Probieren wir. Das muß nicht schwer sein. Ich kann Euch auch die wüstesten Harmonien liefern, indem ich diesen Kasten da nehme und das Banjo und dann noch die Mundharmonika in einer anderen Tonart dazu, da kann man tolle Sachen machen. Wenn's so weit ist, studieren wir das an einem einzigen Wochenende ein. Jeder kann sich ja privat mit seinem Text vorbereiten. Und dann wollen wir sehen.

Verlagskonzentration in der BRD

Das vorliegende Papier über die Konzentrationsbewegung im Verlagswesen (Stand November 1970) wurde — zusammen mit einer ersten Antwort auf Willy Brandts Rede beim Schriftstellerkongreß in Stuttgart — im Plenum des Kongresses dem Vorstand des VS zu Protokoll gegeben. Neben dem Vorstand, der sich für die „Unterstützung der Arbeit“ bedankte, erhielten alle anwesenden Kongreßteilnehmer ein Exemplar.

Entgegen der vereinbarten Tagesordnung wurde dieses Papier nun leider nicht in die bei Kindler erschienene Dokumentation aufgenommen, die ja zugleich als Protokoll des ersten VS-Kongresses angekündigt worden war. Aus diesem Grund veröffentlichen wir die Materialien und Vorschläge in diesem kürbiskern.

Stuttgart, den 22. 11. 1970

An die Teilnehmer des Schriftstellerkongresses

Von unserem Kongress sind keine Rezepte zu erwarten. Wir brauchen Orientierungen. Die gestrige Abendveranstaltung konfrontierte uns mit Problemen, über die wir uns unbedingt verständigen müssen, wenn der VS seinen Weg finden soll. Die zentrale Frage berührt das politische Selbstverständnis unseres Verbands. Wir meinen, daß die Kollegen, die politisches und pragmatisches Denken und Handeln gegeneinander stellen, sich nicht ganz im Klaren darüber sind, in welcher gesellschaftspolitischen Situation unsere gemeinsame Arbeit begonnen hat. Bundeskanzler Willy Brandt hat in seiner Rede von „Demagogen bekannter Machart“ gesprochen, die jeden Schritt zu Demokratie, Frieden und Sicherheit blockieren.

Wir verstehen seinen Aufruf mitzuhelfen, daß in unserem Land nicht „abermals Vernunft an Ignoranz scheitert“. Wir begreifen, daß wir mitmachen müssen, Gerechtigkeit gegen Widerstände durchzusetzen. Gerade deshalb nennen wir die Widerstände beim Namen und legen den Kongreßteilnehmern Tatsachenmaterial über die Konzentration in der Bewußtseinsindustrie der BRD und die dort fabrizierte Massenkultur, sowie erste Überlegungen zu einer Alternative vor. Es heißt, der Schriftsteller sei das „Gewissen der Nation“. Wir haben darauf nur dann einen Anspruch, wenn wir das soziale Gewissen — unsere eigenen Interessen und die aller Arbeitenden — vertreten. Wer einig sein will, muß wissen: Wogegen wollen wir uns zusammenschließen? Worauf und wofür einigen wir uns?

Redaktion „kürbiskern“

gez. Friedrich Hitzer

8 München 13, Hohenzollernstr. 144

I. Zur Konzentration wirtschaftlicher und ideologischer Macht im Verlagswesen.

Die Bewußtseinsindustrie ist ein Herrschaftsinstrument der Konzerne. Ihre Macht über die Gesellschaft wächst mit der Menge der Produkte der Bewußtseinsindustrie, mit der Wirksamkeit der sie vermittelnden Medien und mit der Zahl der Menschen, die daraus Informationen über ihre Stellung in der Gesellschaft, ihre Orientierung für eigenes gesellschaftliches Verhalten beziehen.

Springers „Bild“ erreicht täglich etwa 11 Millionen Leser, die Illustrierten der Gruppe Gruner & Jahr kommen wöchentlich an etwa 25 Millionen, Bertelsmann hat 2,5 Millionen gleich 60 Prozent aller Mitglieder der Leseringe und Buchclubs in der Bundesrepublik organisiert.

Der Jahresumsatz 1969 der drei Größten der westdeutschen Bewußtseinsindustrie betrug 2,2 Milliarden DM. Davon:

Springer etwa 920 Millionen DM

Bertelsmann über 700 Millionen DM

Gruner & Jahr 5—600 Millionen DM

Die fortschreitende Konzentration dient nicht nur dem Ausbau und der Beherrschung vorhandener Märkte in wesentlichen Informations-, Kommunikations- und Bildungsbereichen, sondern auch der Monopolisierung künftiger Medien — mit der Entwicklung neuer audiovisueller Techniken und der Beherrschung multimedialer Bildungs- und Ausbildungssysteme.

Produktion und Verteilung unterliegen in der Bewußtseinsindustrie den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Kapitalverwertung und damit vor allem dem Gesetz des höchsten Profits. Der herkömmliche Zuschnitt der Verlagsprogramme, der noch eine gewisse Vielfalt und mit ihr auch gesellschaftskritisch-demokratische Inhalte zuließ, ist bei fortschreitender Monopolisierung des Markts mit der Tendenz zur Marktbeherrschung nicht mehr aufrechtzuerhalten.

Verlage in der Größenordnung Suhrkamp, Piper, Fischer, Kiepenheuer können nur noch „sorgenvoll“ (P. Härtling) in die Zukunft blicken. Sie „sind zu klein, um gegen die Feldzüge der Großkonzerne entscheidende Mittel einsetzen zu können“ (Literaturbetrieb 70, Hessischer Rundfunk 28. 9. 1970).

Monopole der Bewußtseinsindustrie.

1. Druckauflagen des Springer-Konzerns im 3. Quartal 1969 in Tausend

Tageszeitungen

„Die Welt“	287	
„Bild“	4 522	
„BZ“	340	
„Berliner Morgenpost“	230	
„Hamburger Abendblatt“	327	5 706

<i>Sonntagsblätter</i>		
„Bild am Sonntag“	2 784	
„Welt am Sonntag“	486	3 270
<i>Programmzeitschriften</i>		
„Hör zu“	4 267	
„Funkuhr“	1 187	5 454
Gesamtauflage:		14 430
(1/1 aus: IVW-Berichte, nach: „Der Volkswirt“ Nr. 2/1970)		

2. Unternehmen der Bertelsmann-Gruppe.

Verlage

Verlag C. Bertelsmann Reinhard Mohn (Stammverlag, gegr. 1835)

Bertelsmann Lexikon-Verlag Reinhard Mohn

Bertelsmann Fachverlag Reinhard Mohn

Bertelsmann Sachbuchverlag Reinhard Mohn

Bertelsmann Ratgeberverlag Reinhard Mohn

Bertelsmann Jugendbuchverlag Reinhard Mohn

Bertelsmann Kunstverlag Reinhard Mohn

Bertelsmann Schulbuchverlag Reinhard Mohn

Bertelsmann Universitätsverlag Reinhard Mohn

Abteilung für Fernstudien

Kartographisches Institut Bertelsmann

Reise- und Verkehrsverlag

Verlag Schaffmann und Kluge

Verlag für Buchmarktforschung

Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn (organisatorisch selbständig)

Heinrich Vogel Verlag, München (Beteiligung 90 Prozent)

Fachmedia-Verlag, Würzburg (Beteiligung 50 Prozent)

Propyläen Verlag (übernommen von Springer)

Ullstein-Verlag (übernommen von Springer)

Presses de la Cité (Beteiligung, französisch)

Buch- und Schallplattengemeinschaften

Bertelsmann Reinhard Mohn oHG, Gütersloh

Lesering/Schallplattenring, Gütersloh

Europaring Gütersloh/Salzburg/Bern

Deutscher Bildungsring, Gütersloh

Europäischer Buch- und Phonoclub, Stuttgart

Europäische Bildungsgemeinschaft, Stuttgart

Christlicher Bildungskreis, Stuttgart

P. P. Kelen Verlagsgemeinschaft / Ring der Musikfreunde, Gütersloh

Circulo de Lectores, Barcelona

Circulo internacional, Barcelona

Buchgemeinschaft Donauland, Wien (Mehrheitsbeteiligung)

Europaclub voor Boeken en Grammofoonplaten NV de Meern (Beteiligung)

Musik — Film — Fernsehen

Ariola-Eurodisc, Gütersloh/Wien

Eurodisc-Musikproduktion, München

Ariola-Eurodisc, Amsterdam

Ufa-Musikverlage, Westberlin/München

Boheme-Verlag, Wien

Ufaton-Verlagsgesellschaft

Edition Dreiklang

Dreiklang-Dreimasken, Bühnen- und Musikverlag

Universum-Film GmbH (Ufa), Düsseldorf, Westberlin

Ufa-International, München

Ufa-Werbefilm, Düsseldorf

Ufa-Theater AG, Düsseldorf

Mannheimer Lichtspieltheater GmbH

Pallas-Film Verleih GmbH, Düsseldorf

Merkur-Filmtheater GmbH, Frankfurt (Main)

Terra-Filmkunst GmbH

Constantin-Film GmbH, München (Beteiligung 60 Prozent)

Bertelsmann-Fernsehproduktion, Westberlin

Ufa-Fernsehproduktion, Westberlin

Videophon GmbH, Westberlin (Beteiligung mit Gruner & Jahr)

Produktion, Dienstleistungen, Vertrieb

Mohndruck, Gütersloh

Printer, Barcelona

Wiener Verlag, Druck- und Verlagsanstalt GmbH, Wien (Beteiligung)

Istituto Italiano d. Arte Grafiche S.p.A. Bergamo (Mehrheitsbeteiligung)

Sonapress, Gütersloh

Verlag Buch und Wissen, Rheda/Salzburg/Schaffhausen/Amsterdam

(Werbung für Buch- und Schallplattenabsatz)

Bertelsmann Verlagsgemeinschaft Rheda/Salzburg/Bern

(Betreuung der Leseringe)

Kommissionshaus Buch und Ton, Gütersloh (Lagerhaltung und Versand)

Central-Buchversand, Rheda/Bern (Buchverkauf nach Mail-order-System)

Vereinigte Verlagsauslieferung, Gütersloh

(jetzt mit Zeitschriftenauslieferung für Gruner & Jahr)

Adressen-Zentrale, Rheda
Institut für Buchmarktforschung
Bertelsmann International GmbH
Industrieservice Reinhard Mohn oHG, Gütersloh
Marketing-Service, Gütersloh
Interlogic, Gütersloh (Beteiligung)

Nahrungsgüterwirtschaft

Hühnerfarm „Hennengold“
Utag Universal Trocknungsanlagen AG, München
Birs AG (Lizenzgesellschaft für pulverisierte Lebensmittel)
(1/2 aus: DWI-Berichte 1970, Nr. 7)

3. Die Holtzbrinck-Gruppe Georg von Holtzbrinck

Umsatz 1969 etwa 300 Millionen DM. Zahl der Beschäftigten 1600.
Mitglieder der Buchgemeinden 1,7 Millionen.
Holding: Stuttgarter Hausbücherei GmbH, Stuttgart.
Tochtergesellschaften:
Deutscher Bücherbund KG, Stuttgart
Deutscher Buchclub GmbH, Stuttgart
Evangelische Buchgemeinde GmbH, Stuttgart
Deutsche Hausbücherei GmbH, Hamburg
Verlag Deutsche Volksbücher GmbH, Stuttgart
Coron Verlags-GmbH, Stuttgart
Intercord Tongesellschaft GmbH, Stuttgart
Hanseatische Verlagsanstalt GmbH, Hamburg
Zeitungen:
„Christ und Welt“ (50 Prozent)
„Handelsblatt/Industrie-Kurier“
„Saarbrücker Zeitung“ (49 Prozent)
Druckanstalten:
Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg
In Planung Druckhaus an der Saar
Inlandsbeteiligungen:
S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt
Steingrüben Verlag GmbH, Stuttgart
Henry Coverts Verlag GmbH, Stuttgart
Stahlberg Verlag GmbH, Karlsruhe
Amadis Verlag GmbH, Karlsruhe
Manus-Presse, Stuttgart-Möhringen
Auslandsbeteiligungen:
New Yorker Büro

Leseringe in Frankreich, Spanien und Lateinamerika
Coron-Verlags-GmbH, Zürich
Bücherbund Buch- und Schallplattenhandel GmbH, Wien
Gesellschaft Areopagus NV, Amsterdam (Niederländischer Lesering)
Weitere Kooperationspläne bestehen zwischen Holtzbrinck/Droemer-Knauer, München/Deutsche Buchgemeinschaft, Darmstadt (50 Prozent Bertelsmann-Beteiligung). Holtzbrinck will 46 Prozent von Droemer-Knauer und Droemer 5 Prozent vom Deutschen Bücherbund übernehmen.

4. Gemeinsame Interessen der Konzerngruppen Springer, Bertelsmann und Gruner & Jahr.

Alle drei Konzerne sind an der Kommerzialisierung der neuen audiovisuellen Techniken, vor allem des Kassetten-Fernsehens, interessiert. Technische Voraussetzungen sind vorhanden: Bertelsmann verfügt über die Ufa- und die Bertelsmann-Fernsehproduktion (beide unter einheitlicher Leitung); Gruner & Jahr über die Stern TV. Die ursprünglich als gemeinsames Unternehmen von Gruner & Jahr und Bertelsmann gegründete Videophon-GmbH (Westberlin) liegt zur Zeit allein in den Händen von Gruner & Jahr. Bertelsmann hat seine Beteiligung zurückgezogen, um zu demonstrieren, daß seine gemeinsamen Interessen mit Springer an der Kassettenfilm-Produktion von den gleichen Ambitionen der Gruppe Gruner & Jahr getrennt seien. Bertelsmann und Springer verfolgen diese Pläne weiter, obwohl der Ankauf der Studio Hamburg Atelierbetriebsgemeinschaft mbH vorläufig als gescheitert gelten kann. Was es tatsächlich mit der „Unabhängigkeit“ der Partner auf sich hat, macht die Verlautbarung der Gruner & Jahr-Gruppe deutlich, eine spätere Zusammenarbeit mit Springer und Bertelsmann bei der Kassettenfilm-Produktion und mit Produzenten von Abspielgeräten wurde erwogen („Frankfurter Allgemeine“, 20. 2. 1970). Springer steht seinerseits bereits in Verhandlungen mit Nordmende, Bremen, über die Entwicklung preisgünstiger kombinierter Farbfernseh- und Recordergeräte. Die Weichen für größere Konzentrationsvorgänge sind also gestellt.

Die fortschreitend gemeinsame Nutzung der Informations- und Adressenspeicher von Bertelsmann und Springer, die als die größten und am besten aufbereiteten auf ihren jeweiligen Absatzgebieten gelten, und der Bild- und Informationsspeicher von Gruner & Jahr (besonders Stern-Archiv) schafft wesentliche Voraussetzungen für das Entstehen der größten privatmonopolistischen Datenbank in Westdeutschland. Die Hamburger Zeitschrift „konkret“ berichtete Anfang Oktober 1969, daß Bertelsmann und Gruner & Jahr zusammen 100 Millionen DM für Vorarbeiten zur Schaffung eines gemeinsamen Informationspools eingeplant hätten („konkret“, 2. 10. 1969). Sowohl vom Kapitalaufwand als auch von der nötigen Marktsicherung her dürfte selbst die Kraft beider Gruppen nicht für eine marktbeherrschende Datenbank ausreichen. Durch die Zusammen-

arbeit mit Springer und mit IBM rückt dieses Projekt in den Bereich mittelfristiger Realisierung.

Die Verbindung zwischen Gruner & Jahr und Bertelsmann koppelte die maßgeblichen westdeutschen Tiefdruck- und Offsetdruckkapazitäten. Durch die mögliche Kooperation mit Springer erhöht sich die drucktechnische Manövrierfähigkeit und damit Marktbeherrschung. Das gilt besonders für die geplante Ausweitung der Werbeaufträge für die Großindustrie und für den Vorstoß auf Auslandsmärkte. Gleichzeitig soll die gemeinsame finanzielle Bewältigung der kommenden Stufen der wissenschaftlich-technischen Revolution auf den Gebieten der Drucktechniken und Zeitungsherstellung erreicht werden.

Springer und Bertelsmann streben Absprachen oder gemeinsame Aktionen bei der Gewinnung neuer Auslandsmärkte und beim Kapitalexport an. Neben Bertelsmanns Aktivitäten in Südamerika tritt Springers verstärktes Interesse an Japan und ganz Ostasien. Die Errichtung eines Verlags- und Redaktionsbüros Springers in Tokio ist dafür äußeres Symptom. Diese Springer-Filiale dient nicht in erster Linie der aktuellen Berichterstattung, sondern der langfristigen Beobachtung und dem Studium der technologischen Entwicklung Japans, das bekanntlich gerade bei der elektronischen Zeitungsherstellung führend ist.

Alle drei Konzerne sind an der gegenseitigen begünstigten Verwertung von Verlags-, Film- und Musiklizenzen für andere Medien interessiert.

Alle genannten Faktoren zusammen zielen letztlich auf die Schaffung einer Datenbank und der technischen Einrichtungen, die das gesamte Informationsbedürfnis der Konzerne von der Sammlung über die gezielte Aufbereitung bis zur Verwertung befriedigen können; ganz gleich, ob es sich um Tagespresse, Illustrierte, Buchproduktion, Film und Fernsehen oder die Vorarbeiten für die Produktion von Lehrprogrammen, Lehrbüchern und modernen technischen Lernmitteln für das programmierte Lernen an Schulen, Hochschulen und in der Erwachsenenqualifizierung handelt.

(1/4 aus: Dr. Peter Delitz „Konzentration der imperialistischen Bewußtseinsindustrie“, DWI-Berichte 7/1970)

5. Kooperations- und Konzentrationsentwicklungen 1969/1970.

Europäisches Unternehmen für Kassettenfernsehen

Generalsekretariat Zürich

Bertelsmann, Bundesrepublik Deutschland

Hachette, Frankreich

Recontre, Schweiz

Mondadori, Italien

Bonnier Företagen, Schweden

Verenigde Nederlandse Uitgeversbedrijf, Holland

Multi — Media — Verlag

Zusammenarbeit folgender 18 Verlage

Aschendorf, Münster

Bagel, Düsseldorf

Beltz, Weinheim

BLV, München

C. C. Buchners, Bamberg

Cornelsen, Velhagen und Klasing, Berlin

Dümmlers, Bonn

Gehlen, Bad Homburg

Hagemann, Düsseldorf

Hechner, Wolfenbüttel

Hirschgraben, Frankfurt

Hirt, Kiel

Kamp, Bochum

Müller, Köln

Schwann, Düsseldorf

Ulmer, Stuttgart

Vieweg, Braunschweig

Westermann, Braunschweig

Deutscher Studien-Verlag

Grundkapital 1 Million DM

Produktionsrichtung und -absichten: Erziehungs-, Natur-, Geschichts-, Sozialwissenschaften; Medizin; Technik; Begleitmaterial für Telekolleg-Kassetten

Julius Beltz, Weinheim

DuMont-Schauberg, Köln

Kiepenheuer u. Witsch, Köln

Urban u. Schwarzenberg, München

Carl Hanser, München

Piper, München

Rowohlt, Hamburg

Christian Wegner, Hamburg

Verlag Chemie, Weinheim

Westermann, Braunschweig

Freie Rundfunk AG (FRAG), Saarbrücken

Kapital 3,05 Millionen DM

Zweck des Zusammenschlusses ist die Beteiligung an und der Betrieb von Rundfunk- bzw. Fernsehstationen

Europäische Rundfunk- und Fernseh AG, Saarbrücken	21	%
F. Billmann, Chef Europa 1, franz. Werbeunternehmen	5	%
Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger	18	%
Zeitschriften Funk-Union (Augstein, Burda, Gruner & Jahr)	18	%
Allfunk GmbH (Rhein-Zeitung, Rheinpfalz, Pfälzer Merkur, Mainzer Allgemeine, Trierischer Volksfreund, Saarbrücker-Zeitung)	12	%
Deutsche Fernseh- und Contact GmbH, München	19,5	%
(Oetker, Bahlens, Rei-Maurer, Schnitzler)	6,5	%
Partia GmbH (Röchling)		

II. Massenliteratur im staatsmonopolistischen System.

Die Bewußtseinsindustrie hat wachsenden Bedarf an Schriftstellern, Publizisten, Regisseuren, Schauspielern, Komponisten, Musikern usw. Anders sind die wachsenden Kapazitäten nicht zu nutzen. Dabei kann Monopolherrschaft aus ökonomischen und ideologischen Gründen immer weniger die bislang auch innerhalb des bürgerlichen Literaturbetriebs noch vorhandenen „pluralistischen“ Spielräume ertragen. Sie braucht konforme Programmierung der Produzenten und der Massenkonsumenten, beides im Interesse der Kapitalmacht und des Höchstprofits.

Einen Vorgeschmack dieser Zukunft bot die Fernsehsendung „Millionenspiel“, trotz kritischer Ankündigung von weiten Teilen des Publikums bereits als „normal“ angesehen. Hier wird die gesellschaftspolitische Verantwortung der Produzenten deutlich: Entweder sie arbeiten im menschenfeindlichen Interesse für das Monopolkapital oder im humanen Interesse der Bevölkerung. Partnerschaft von Meinungsmonopol und Masseninteresse ist ein Widerspruch in sich. Die gesellschaftliche Konsequenz ist Barbarei — nichts anderes kam im „Millionenspiel“ für Millionen zum Ausdruck. Was hier im „Spiel“ vorweggenommen wurde, ist in entscheidenden Bereichen des Literaturbetriebs bereits Wirklichkeit. Pro Woche werden 14 Millionen Romanhefte verkauft. Jedes findet sieben bis acht Leser, ehe es weggeworfen wird. Diese Massenliteratur wird von der Germanistik bis zum Feuilleton negiert. Sie gilt nicht als „Literatur“, höchstens als „Literatur unter dem Strich“. In der Tat wird sie von Schichten mit Hochschulbildung kaum konsumiert. Für die vom Bildungsprivileg Betroffenen hingegen ist sie massenhaft der Lesestoff, durch den maßgerechtes Einverständnis mit dem herrschenden staatsmonopolistischen System, mit dem Zustand der Ausbeutung und des Ausschlusses von den Entscheidungsfunktionen erzeugt werden soll.

Imperialistische Massenliteratur hat folgendes Schema zu berücksichtigen:

1. Es ist möglichst wenig auf die konkrete gesellschaftliche Wirklichkeit einzugehen, insbesondere nicht auf die unmittelbare Lebenspraxis der Leser.
2. Wo gesellschaftliche Probleme ins Blickfeld kommen, sind sie als unumgänglich („natürlich“, „allgemein menschlich“) und positiv klarzumachen.

3. Der Lesestoff muß eine Ersatzbefriedigung jener vitalen Bedürfnisse bieten, die von der Wirklichkeit der Kapitalgesellschaft real nicht zu erfüllen sind.

Es wird geboten: Schnulzen, Krimis, Abenteuer- und Wildwestromane, Landserhefte und Science-Fiction-Serien. Der Marken-Verlag verlangt beim Anfertigen seiner Produkte (u. a. Eva-Tierarzt-Romane): „Politische Themen ... dürfen nicht zur Sprache kommen. Sex ist ... tabu. Liebeszenen beschränken sich auf die rein gefühlsmäßigen Beziehungen zwischen Mann und Frau“. Krimi-Autoren der gleichen Firma haben davon auszugehen: „Der Leser soll seine Wunsch- und Wachträume, die oft gar nicht brav und bürgerlich sind, schwelgerisch nachempfinden“. Der Bastei-Verlag, u. a. Produzent der Jerry-Cotton-Reihe, wünscht von seinen Schreibern gleichermaßen vermieden: „die realistische Schilderung von Morden, Schlägereien und Folterungen, die Entschuldigung des Verbrechens mit psychologischen Vorwänden, die Schilderung der Behörden und Ordnungsmächte als korrupt und verbrecherisch“. Der Moewig-Verlag, ebenso wie der Landserheft-Produzent Pabel neuerdings im Besitz der Bauer-Gruppe, will mit der Perry-Rhodan-Reihe (Gesamtauflage 60 Millionen) „ein Modell der Zukunft“ verkaufen, einen „Traum, der Wirklichkeit werden kann“ und der in Wirklichkeit der Alptraum eines ins Kosmische erweiterten Führerstaates im ständigen Kriegszustand ist.

Literatur innerhalb des staatsmonopolistischen Systems ist Teil der Kultur der Herrschenden, Teil der imperialistischen Kultur. Die Kultur für die Massen ist Ersatzkultur. Sie ist der Versuch, eine demokratische und sozialistische Massenkultur, die national und international auf der Tagesordnung steht, aufzuhalten und zurückzudrängen. Sie benutzt den systembedingten Mangel an Bildung und an Kritikfähigkeit, um die Macht der Monopole zu stabilisieren und ihren Profit zu optimieren. Ideologische Leitlinien sind die verschiedenen Varianten des Antikommunismus, des Chauvinismus, die Schemata von Blut und Boden, von Herrenmenschentum und Massenverachtung, Irrationalismus und Antihumanismus.

III. Ansatzpunkte einer Alternative.

1. Demokraten und Sozialisten engagieren sich als Person und mit ihrer literarischen Arbeit — von der Reportage bis zum Roman, vom Agitationsvers bis zum Bühnenstück — für das Interesse derer, die arbeiten, und gegen die Monopolmacht, im besonderen gegen die Monopole der imperialistischen Bewußtseinsindustrie. Sie stellen die Enteignung dieser Monopole nach Artikel 14 des Grundgesetzes auf die gesellschaftspolitische Tagesordnung außerhalb und innerhalb der Parlamente. Sie treten mit allen verfügbaren Mitteln für durchgreifende Veränderungen im Bildungswesen ein; denn nur auf dieser Grundlage können sich die Elemente demokratischer und sozialistischer Kultur in unserem Land entfalten. Sie machen in der Öffentlichkeit deutlich, daß es dazu einer drastischen Verminderung der Rüstungsausgaben ebenso bedarf, wie neuer, an den Bedürfnissen der Bevölkerung orientierter Prioritäten bei der Verwendung der

Finanzmittel und neuer demokratischer Inhalte und Ziele in Bildung und Wissenschaft.

2. Alle Hersteller von Literatur organisieren sich unter Beachtung der Berufsgruppe und des Industrieprinzips gewerkschaftlich, so daß schließlich alle in abhängiger Arbeit mit der Produktion kultureller Güter Beschäftigte in einer IG Kultur, gegliedert nach Sparten, ihre sozialen und gesellschaftspolitischen Interessen vertreten. Die IG Kultur müßte sich im und mit dem DGB als Klassenorganisation verstehen und mit ihren Mitgliedern dahin wirken, daß alle Organisationen der Arbeiterbewegung mehr als bisher ihrer Verantwortung auch für die kulturelle Entwicklung gerecht werden, fortschrittliche Ansätze in ihrer kulturprogrammatischen Aussage auch wirklich im Interesse der körperlich und geistig Arbeitenden praktizieren, das Entstehen und die Verbreitung demokratischer und sozialistischer Literatur sowie die Erhaltung humanistischer bürgerlicher Traditionen unterstützen.

3. In den kulturproduzierenden Massenmedien sind eigene Initiative und solidarische Unterstützung aller Bestrebungen zu entwickeln, die dahin gehen, Mitbestimmungsmodelle zu erarbeiten und zu realisieren. Diese sind im Gesamtzusammenhang des Kampfes um Mitbestimmung in Betrieb und Wirtschaft, Staat und Gesellschaft zu sehen.

4. Jede Möglichkeit literarischer Selbstbetätigung von Arbeitern und Angestellten ist zu fördern, z. B. durch Mitarbeit der Schriftsteller in den örtlichen Werkstätten des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt.

5. Autorenverlage und kooperative Verbreitungssysteme sind Selbstverteidigungsmaßnahmen und Schulen des politischen Lernprozesses, keine sozialistischen Inseln in monopolkapitalistischer Umgebung. Sie haben genossenschaftlichen Charakter, der auch für Klein- und Mittelunternehmen annehmbar ist. Kleinverlage und „blockfreie“ mittlere Unternehmen, etwa Rowohlt, Kiepenheuer, Piper, Suhrkamp, die selbst von der Monopolisierung bedroht sind, können als potentielle Bündnispartner der antimonopolistischen Bewegung angesehen werden. Das erfordert, daß sie selbst sich für gesellschaftskritisch-demokratische Verlagsprogramme entscheiden. Die künftige Orientierung dieser Verlage wird wesentlich davon abhängen, was die Arbeiterklasse in Vertretung auch der Interessen ihrer Verbündeten leistet.

Wir brauchen den demokratischen Fortschritt — gegen die monopolistische Machtspitze, gegen ihre reaktionärste Vertretung in Gestalt des politischen Rechtskartells und auch gegen die Absicht, mit „Reformen“ das staatsmonopolistische System zu stabilisieren. Literatur sollte sich der gesellschaftlichen Verantwortung stellen, für die Bedürfnisse derer einzutreten, die arbeiten. Sie entscheidet so auch über die Rolle, die sie künftig spielen wird.

November 1970.

Redaktion „kürbiskern“

neu bei J. B. Metzler

'70

Friedrich Knaflitz: **Deutsche Lautsprecher** · Versuche zu einer Semiotik des Radios · **Texte Metzler 11** · 128 Seiten. Kartoniert DM 7,- (ISBN 3 476 00083 4)

Richard Faber: **Novalis, Die Phantasie an die Macht** · **Texte Metzler 12** · 104 Seiten. Kartoniert DM 7,- (ISBN 3 476 00038 9)

Erwin Leibfried: **Identität und Variation** · Prolegomena zur kritischen Poetologie · **Texte Metzler 13** · 120 Seiten. Kartoniert DM 7,- (ISBN 3 476 00102 4)

Manfred Hahn: **Präsozialismus, Claude-Henri de Saint-Simon** · Ein Bericht · **Texte Metzler 14** · 76 Seiten. Kartoniert DM 6,- (ISBN 3 476 00058 3)

Marie Luise Gansberg/Paul Gerhard Völker: **Methodenkritik der Germanistik** · Materialistische Literaturtheorie und bürgerliche Praxis · **Texte Metzler 16** · 150 Seiten. Kartoniert DM 7,- (ISBN 3 476 00045 1)

Gerhard Schnelder: **Der Libertin** · Zur Geistes- und Sozialgeschichte des Bürgertums im 16. und 17. Jahrhundert · 320 Seiten. Broschiert DM 30,- (ISBN 3 476 00151 2)

Erwin Leibfried: **Kritische Wissenschaft vom Text** · Reflexion Manipulation, transparente Poetologie · 320 Seiten. Kartoniert DM 26,- (ISBN 3 476 00101 6)

Arend Kulenkampff: **Antinomie und Dialektik** · Zur Funktion des Widerspruchs in der Philosophie · 108 Seiten. Kartoniert DM 15,- (ISBN 3 476 00096 6)

Jost Hermand/Manfred Windfuhr: **Zur Literatur der Restaurationsepoche 1815-1848** · Forschungsreferate und Aufsätze · VIII, 599 Seiten. Leinen DM 68,- (ISBN 3 476 00064 8)

Erich Ruprecht/Dieter Bansch: **Literarische Manifeste der Jahrhundertwende 1890-1910** · XLIV, 579 Seiten und 6 Abbildungen auf Kunstdruck. Leinen DM 50,- (ISBN 3 476 00205 5)

Klaus Laermann: **Eigenschaftslosigkeit** · Reflexionen zu Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ · X, 167 Seiten. Broschiert DM 20,- (ISBN 3 476 00099 0)

Heinz Ide u. a.: **Bestandsaufnahme Deutschunterricht – Ein Fach in der Krise** · 256 Seiten. Kartoniert DM 16,80 (ISBN 3 476 30002 1)

Christoph Rülcker: **Ideologie der Arbeiterdichtung 1914-1933** · Eine wissenssoziologische Untersuchung · **Metzler Studienausgabe** · VIII, 160 Seiten. Kartoniert DM 15,- (ISBN 3 476 00138 5)

Helmuth Lethen: **Neue Sachlichkeit 1924-1932** · Studien zur Literatur des „Weißen Sozialismus“ · **Metzler Studienausgabe** · VIII, 214 Seiten. Kartoniert DM 20,- (ISBN 3 476 00103 2)



J. B. Metzler · 7 Stuttgart 1 · Postfach 529

'71

FRÜHJAHR

neu bei J. B. Metzler

Friedrich Sengle: **Biedermeierzeit** · Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. 3 Bände. Band I: **Allgemeine Voraussetzungen, Richtungen. Darstellungsmittel.** Ca. XX, 640 Seiten. Leinen DM 59,- (ISBN 3 476 00182 2) (Bitte fordern Sie den Sonderprospekt an)

Horst Albert Glaser, Peter Hahn, Olaf Hansen, Helmut Hartwig, Thomas H. W. Metscher, G. Katrin Pallowski, Michael Pehlke, Bernd Jürgen Warneken: **Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften** · Grundlagen und Modellanalysen. Ca. 400 Seiten. Broschiert ca. DM 23,- (ISBN 3 476 00203 9)

Friedrich W. Schmidt: **Zum Begriff der Negativität bei Schelling und Hegel** · XIV, 140 Seiten. Broschiert ca. DM 18,- (ISBN 3 476 00183 0)

Dieter Bänsch: **Else Lasker-Schüler** · Zur Kritik eines etablierten Bildes. Ca. 224 Seiten. Broschiert ca. DM 20,- (ISBN 3 476 00184 9)

Florian Vaßen: **Georg Weerth** · Ein politischer Dichter des Vormärz und der Revolution von 1848/49. Ca. 224 Seiten. Broschiert ca. DM 20,- (ISBN 3 476 00185 7)

Helmut Kreuzer: **Die Bohème** · Analyse und Dokumentation der intellektuellen Subkultur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart · **Metzler Studienausgabe** · 436 Seiten. Broschiert DM 20,- (ISBN 3 476 00187 3)

Michael Pehlke: **Der sanfte Terror – Techniken schichtenspezifischer Unterhaltung** · Untersuchungen zum zeitgenössischen Berliner Boulevardtheater · **Texte Metzler 15** · Ca. 100 Seiten. Kartoniert DM 8,- (ISBN 3 476 00191 1)

Klaus Schröter: **Heinrich Mann** · „Untertan“, „Zeitalter“, Wirkung. Drei Aufsätze · **Texte Metzler 17** · 80 Seiten. Broschiert DM 8,- (ISBN 3 476 00192 X)

Jost Hermand: **Stänker und Weismacher** · Zur Dialektik eines Affekts · **Texte Metzler 18** · Ca. 48 Seiten. Broschiert ca. DM 6,- (ISBN 3 476 00193 8)

Manfred Windfuhr: **Rheinische Gesellschaftskritik von Spee bis Böll** · **Texte Metzler 19** · Ca. 48 Seiten. Broschiert DM 6,- (ISBN 3 476 00194 6)

Hans-Wolf Jäger: **Politische Metaphorik im Jakobinismus und im Vormärz** · **Texte Metzler 20** · Ca. 100 Seiten. Broschiert DM 8,- (ISBN 3 476 00195 4)



J. B. Metzler · 7 Stuttgart 1 · Postfach 529

...hören
Sie mal
rot!
„pläne“

pläne

SÜVERKRÜPS HITPARADE

neue Lieder u. Chansons
von Dieter Süverkrüp
30-cm-LP, stereo,
Nr. S 22 303, DM 20,—

TYPISCH HÜSCH

politische Lieder und
Texte von H. D. Hüsch
30-cm-LP, stereo,
Nr. S 33 401

STREIK

neue Lieder der
spanischen Opposition
von Joan & José
30-cm-LP, stereo,
Nr. 55 501 DM 20,—

ZEITGENOSSEN

Jl Contemporaneo
aus der Serie Sieg
30-cm-LP, stereo
Nr. 88 101, DM 20,—

Gesamtverzeichnis anfordern beim
Verlag „pläne“ GmbH
46 Dortmund, Ruhrallee 62

kürbiskern-Reihe

Soeben erschienen:

Die erste repräsentative Auswahl
der Lyrik Bechers in der BRD:

Johannes R. Becher:
Gedichte (1911–1958)

176 Seiten, DM 9,80

Zu beziehen über Buchhandel und
Redaktion kürbiskern.

Noch lieferbar:

kürbiskern-Reihe

(Paperback, DM 9,80)

Jiri Hajek:

Demokratisierung oder Demontage.
Ein Prager Handbuch.

Erste umfassende Analyse der
tschechoslowakischen Krise aus der
Sicht eines tschechischen Marxisten.

Agnes Hüfner, Gerd Peter, Peter Schütt:

Aktion Roter Punkt.

Chronik des Hannoveraner
Verkehrstreik.

Analysen, Interviews, Dokumente.

Anmerkungen

Zum 80. Geburtstag von JOHANNES R. BECHER (geb. am 21. 5. 1891 in München) veröffentlichen wir in der KURBISKERN-REIHE die erste, repräsentative Auswahl in der BRD des 1958 in der DDR verstorbenen Dichters. Der vorliegende Text ist dem Zyklus HOLZHAUS entnommen.

Der Text von GÜNTHER RÜCKER (siehe KURBISKERN 4/69) wurde 1970 im Rundfunk der DDR gesendet.

WOLFGANG WECK, geboren 1947, Studium der Germanistik und Theaterwissenschaft, wohnt in München; RALF THENIOR, geboren 1945, studiert z. Z. am Dolmetscherinstitut der Universität Saarbrücken, wohnt in Dudweiler; ARTHUR TROPPEMANN (siehe KURBISKERN 2/69), Mitglied der Münchner Werkstatt der Literatur der Arbeitswelt; GÜNTER HINZ, geboren 1932, Metallarbeiter in Velbert, Mitglied der Werkstatt der Literatur der Arbeitswelt; ROLF HAUF (siehe KURBISKERN 3/70); HANS-GERD RÜBENSTRUNK, geboren 1952, Abitur 1971, aktiv in der Schülerbewegung, Lehrlingsarbeit, Mitglied der „Falken“ — „bezeichne mich als Kommunisten“; HANS ERICH SEE, geboren 1934, elf Jahre Metallarbeiter, Abitur am Hessenkolleg, jetzt Doktorand der Soziologie in Marburg; ULF MIEHE, geboren 1940, Buchhändlerlehre, Verlagslektorat, lebt seit 1969 als freier Schriftsteller in München.

Der Brief von GEORGE JACKSON ist — mit freundlicher Genehmigung des Verlags — dem bei Scherz 1971 erscheinenden Band „Ich klage an“ entnommen.

Das Gespräch mit DR. OELLER führten FRIEDRICH HITZER und CONRAD SCHUHLER. Auf Wunsch von Dr. Oeller wurde das Interview ohne Tonband geführt „weil es sich so freier reden läßt“.

Die ZENSURFIBEL wurde von Mitarbeitern des Bayrischen Rundfunks verfaßt.

JÜRGEN HARDER, geb. 1938, gelernter Elektromonteur, Studium der Germanistik und Philosophie an der Humboldt-Universität in Berlin, jetzt als Filmwissenschaftler tätig.

GÜTZ DAHLMÜLLER, geboren 1941: „Studium (Musik, Philosophie, Germanistik) in Freiburg, Wien, Berlin, Frankfurt, München und Heidelberg. Seit 1967 Arbeit an einer Theorie der modernen Kunst, von der als Dissertation ein Teil (Theorie der abstrakten Malerei) abgespalten wurde, der, von der reaktionären deutschen Schulphilosophie nicht akzeptiert, auf linke oder liberale Ordinarien-Prinzen wartet, die ihn aus seinem Dornröschen-Schlaf erlösen.“

GÜNTHER RAGER, geboren 1943, promoviert über „Politische Information“ an der Universität Tübingen.

MICHAEL BUSELMEIER / GÜNTER SCHEHL (siehe KURBISKERN 1/70). Dahlmüllers 6 Thesen sowie der vorliegende Aufsatz von Buselmeier/Schehl sind Arbeiten, die aus der PROJEKTGRUPPE BEWUSSTSEINSINDUSTRIE HEIDELBERG erwachsen.

KASPAR MAASE (siehe KURBISKERN 2/70)

DIETRICH KITZNER, Jahrgang 1935, Kabarettist in Hannover.

PETER SCHÜTT (siehe KURBISKERN 2/69)

Beilagenhinweis:

In diesem Heft befindet sich eine Beilage des Arbeitskreises Kulturindustrie

kurbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitzer. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 13, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: F. C. Mayer, 8 München 23, Kunigundenstraße 19. © Copyright kurbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.